Anal.

Iwan Turgénjew's
Ausgewählte Werke.

Autorisirte Ausgabe.

Zwölfter Band.

Zwei Freunde.

Eine seltsame Geschichte.

Jakow Passinkoff.

Tagebuch eines Ueberflüssigen.

Hamlet und Don Quichotte.

Hamburg. Gebr. Behre's Verlag.

Mitau. E. Behre's Verlag.

1884.

Digitized by Google

Zwei Freunde.
Eine ſeltſame Geſchichte.
Jakow Paſſinkoff.
Tagebuch eines Ueberflüſſigen.
Hamlet und Don Quichotte.

Fünf Novellen

von

Iwan Turgénjew.

Autoriſirte Ausgabe.

Hamburg. Mitau.

Gebr. Behre's Verlag. E. Behre's Verlag.

1884.

Digitized by Google

~~1461~~

Slav 4354.3.401 (12)

JUN 16 1884

Minor Lund.

(~~X II~~.)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt.

Zwei Freunde 1
Eine seltsame Geschichte 111
Jakow Passinkoff 153
Tagebuch eines Ueberflüssigen 227
Hamlet und Don Quichotte 319

Digitized by Google

Fict.— Russian.

Zwei Freunde.

—

(1853.)

Digitized by Google

Es war im Frühjahr 184., als Boris Andrejitſch Wjaſownin, ein junger Mann von etwa 26 Jahren, auf ſeinem Erbgute eintraf, das in einem der Gouvernements des mittleren Rußlands gelegen war. Er hatte ſich kurz vorher vom Amte zurückgezogen — „häuslicher Verhältniſſe wegen“ — und wollte ſich nun der Verwaltung ſeines Gutes widmen. Dieſer Gedanke war freilich an und für ſich ſehr lobenswerth, doch Boris Andrejitſch war, wie es übrigens nur zu oft der Fall iſt, ganz gegen ſeinen Willen auf ihn gekommen. Seine Einkünfte verminderten ſich nämlich von Jahr zu Jahr, wogegen die Schulden immer mehr heranwuchſen. Er hatte daher ſchließlich die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihm doch unmöglich ſein würde, ſeine Beamten-Carriere fortzuſetzen und in der Reſidenz zu leben, d. h. ſo zu leben, wie er es bisher gewohnt geweſen. Und ſo hatte er ſich denn beklommenen Herzens entſchloſſen, einige Jahre der Aufbeſſerung ſeiner „häuslichen Verhältniſſe“ zu widmen — ein Plan, der eben ſein plötzliches Erſcheinen in der ländlichen Einöde veranlaßte.

Wjaſownin fand ſein Gut in einem zerrütteten Zuſtande vor, die Meierei verwahrloſt, das Haus faſt in Trümmer geſunken. Er gab dem bisherigen Staroſta*) den Ab-

* Verwalter.

Digitized by Google

ſchied, erſetzte ihn durch einen andern und reducirte die Gehälter der Dienerſchaft. Für ſich ſelber ließ er zwei oder drei Zimmerchen in Ordnung bringen und das Dach an den Stellen, durch welche der Regen in das Innere des Hauſes freien Zutritt fand, neu verſchalen. Er ergriff vorläufig keine durchgehenderen Maßregeln und ließ ſich vor der Hand in keine Reformen ein, ſcheinbar von dem einfachen Gedanken ausgehend, daß man zu allererſt dasjenige genauer kennen lernen müſſe, was man zu vervollkommnen beabſichtige. Er ſchickte ſich an, ſeine Wirthſchaft näher zu ſtudiren und den Sachen auf den Grund zu gehen. Jedoch mußte man geſtehen, daß er dieſe Aufgabe ohne beſonderen Eifer und Eile betrieb. Nicht gewöhnt auf dem Lande zu leben, empfand er eine überwältigende Langeweile und wußte oftmals nicht, auf welche Weiſe er die langen Tage ausfüllen ſollte. Nachbarn hatte er wohl in ziemlicher Anzahl; jedoch unterhielt er mit ihnen keine Bekanntſchaft. Nicht etwa, daß er ſie mied, ſondern weil ſich ihm keine Gelegenheit bot, in nähere Beziehungen zu ihnen zu treten. Endlich, als ſchon der Herbſt herangekommen war, gelang es ihm, die intimere Bekanntſchaft eines ſeiner nächſten Nachbarn zu machen. Derſelbe hieß Peter Waſſiljewitſch Krupitzin. Er hatte früher in einem Kavallerieregiment gedient, und hatte als Rittmeiſter ſeinen Abſchied genommen. Zwiſchen den Bauern Krupitzin's und denen Wjaſownin's exiſtirte ſeit uralten Zeiten ein Streit betreffs einer Heuwieſe von etwa $2^1/_2$ Djeſſatinen. Dieſer Streit pflegte nicht ſelten in Schlägereien auszu-

Digitized by Google

arten, wenn z. B. die eine Partei verſuchte, heimlich aus dem ſtreitigen Gebiete Heu herüberzuſchmuggeln und dabei von Leuten der andern Seite ertappt wurde. Daraus entſtanden jedesmal Unannehmlichkeiten, und der Streit hätte wahrſcheinlich noch lange fortgedauert, wenn nicht Krupitzin, nachdem er auf Grund näherer Erkundigungen über die friedfertigen Geſinnungen ſeines Nachbarn nicht in Zweifel ſein durfte, den Entſchluß gefaßt hätte, zu ihm hinüberzufahren und perſönlich dieſe Angelegenheit zu ſchlichten. Die Unterredung hatte die beſten Erfolge. Erſtens wurde dem Streite ein für alle mal, und zwar zu beiderſeitiger Zufriedenheit, ein Ende gemacht; zweitens aber gefielen ſich die Herren gegenſeitig, fingen von dieſer Zeit an ſich öfter zu ſehen, und bis zur Winterszeit hatten ſie ſich derart genähert, daß ſie faſt unzertrennlich wurden.

Und nichts deſtoweniger waren dieſe Herren ſehr wenig für einander geſchaffen. Wjaſowmin, obwohl zur Zeit nicht in glänzenden Verhältniſſen, ſtammte von reichen Eltern, hatte eine gute Erziehung erhalten und auf der Univerſität ſtudirt; er verſtand mehrere Sprachen, hatte eine gewiſſe Vorliebe fürs Leſen und konnte überhaupt Anſprüche auf Bildung machen. Krupitzin dagegen konnte nur mit Noth einen franzöſiſchen Satz zu Stande bringen, pflegte nur in den äußerſten Fällen ein Buch zur Hand zu nehmen und gehörte überhaupt in die Kategorie der ungebildeten Leute. Auch in ihrem Aeußeren bekundeten Beide ſehr wenig Aehnlichkeit. Wjaſowmin war mehr von ſchlankem Wuchſe, hager, blond und näherte ſich dem eng-

Digitized by Google

liſchen Typus. Er hielt ſehr viel auf Sauberkeit und pflegte mit beſonderer Sorgfalt ſeine Hände; auch kleidete er ſich mit Eleganz und liebte es dabei vornehmlich, mit ſeinen Cravatten zu paradiren, ganz nach den Gewohnheiten eines flotten Reſidenzbewohners. Krupitzin hingegen war von niederem Wuchſe, hochſchultrig, hatte braune Geſichtsfarbe und ſchwarze Haare. Sommer und Winter pflegte er eine Art von Sackpaletot aus broncefarbenem Tuche zu tragen, mit weitabſtehenden Taſchen; „dieſe Farbe gefällt mir deshalb," pflegte er zu ſagen, „weil ſie echt iſt und nicht ausgeht." Die Tuchfarbe war auch wirklich dauerhaft, aber dafür das Tuch ſelbſt ſchon ziemlich ſchmutzig. Wjaſownin aß gut und ſprach gern davon, wie angenehm es ſei, gut zu eſſen, und was das heiße, in der Eßkunſt bewandert zu ſein. Krupitzin verzehrte Alles, was ihm aufgetragen wurde, ſobald es ihm nur der Mühe werth ſchien, ſich dabei aufzuhalten. Stieß er auf Kohlſuppe und Grütze, — ſo ließ er ſie ſich mit Wohlgefallen hinter einander ſchmecken. Wurde ihm deutſche Waſſerſuppe aufgetragen, ſo griff er mit demſelben Appetit nach ihr; fand er aber daneben auch Grütze vor, ſo legte er ſich in den Teller auch Grütze — und es mundete ihm recht gut. Kwaß liebte er — nach ſeinem eigenen Ausdrucke — wie ſeinen leiblichen Vater; dagegen hatte er einen Abſcheu vor franzöſiſchen Weinen, beſonders vor den rothen, und nannte ſie Eſſigwaſſer. Ueberhaupt war Krupitzin weit entfernt davon, wähleriſch zu ſein, während Wjaſownin es ſo weit trieb, daß er ſogar ſeine Sacktücher zweimal des Tages

wechſelte. Mit einem Worte, unſere Freunde hatten, wie ſchon oben bemerkt, ſehr wenig mit einander gemein. Nur Eins war ihnen beiden zugleich eigen: ſie waren, ſo zu ſagen, gute Kerle, brave biedere Leute. Krupitzin war ſchon ſo von Geburt aus, Wjaſownin hatte ſich erſt ſpäter in ſein jetziges Weſen hineingelebt. Außerdem zeichneten ſich Beide noch durch eine Eigenthümlichkeit aus; weder der Eine noch der Andere konnte ſich einer leidenſchaftlichen Vorliebe für Etwas rühmen, d. h. es war für ſie Beide Nichts vorhanden, an dem ſie etwa mit Gluth und Hingebung hingen. — Noch bleibt ſchließlich zu bemerken übrig, daß Krupitzin 6 bis 8 Jahre älter war, als ſein Nachbar.

Ihre Tage verbrachten ſie ziemlich einförmig. Gewöhnlich des Morgens, jedoch nicht allzufrüh, ſo etwa gegen 10 Uhr, ſaß Boris Andrejitſch am Fenſter, in ſeinem prachtvollen aufgeknöpften Schlafrocke, friſirt, gewaſchen und in einem ſchneeweißen Hemde mit einem Buche vor ſich und einer Taſſe Kaffee in der Hand. Die Thür pflegte ſich dann bald zu öffnen und auf der Schwelle erſchien Peter Waſſiljewitſch in ſeinem üblichen nachläſſigen Ausſehen. Sein Dörfchen war etwa eine halbe Werſt von Wjaſowna (ſo hieß nämlich das Gut von Boris Andrejitſch) entfernt. Sehr oft übrigens übernachtete Peter Waſſiljewitſch bei Boris Andrejitſch. „Ah, guten Morgen", riefen ſie ſich dann gleichzeitig zu. — „Nun, wie haben Sie geſchlafen?" — Dann trat ein etwa 15jähriger Knabe, Fedjuſchka mit Namen, im Koſakenan-

zug vor, bei dem ſogar die Haare, die wie bei einer Streitſchnepfe im Frühling ſich in die Höhe ſträubten, ein ſchläfriges Ausſehen hatten; er ſchleppte den Schlafrock von Peter Waſſiljewitſch aus buchariſchem Zeuge herbei. Und Peter Waſſiljewitſch brachte einen eigenthümlichen Laut hervor, zog den Schlafrock an und machte ſich an den Thee und die Pfeife. Alsdann begann die Unterhaltung — es war kein lebhaftes Geſpräch, das ſie unterhielten — ein Geſpräch, oft ſtockend mit Pauſen und Pauſen. Sie unterhielten ſich vom Wetter, vom geſtrigen Tage, von den Landarbeiten und Getreidepreiſen. Sie ſprachen auch von den benachbarten Gutsbeſitzern und Gutsbeſitzerinnen. In den erſten Tagen nach ſeiner Bekanntſchaft mit Boris Andrejitſch hielt es Peter Waſſiljewitſch für ſeine Pflicht und freute ſich ſogar der Gelegenheit, ihn über das Reſidenzleben zu befragen, über wiſſenſchaftliche Angelegenheiten und Bildungsſachen — mit einem Worte, über erhabene Gegenſtände. Die Antworten von Boris Andrejitſch amüſirten ihn und erregten oftmals ſeine Verwunderung und Aufmerkſamkeit; jedoch brachten ſie bei ihm gleichzeitig eine Art von Abſpannung hervor, ſo daß dann gewöhnlich einige Zeit lang alle derartigen Geſpräche ganz und gar aufhörten. Uebrigens bekundete auch ſeinerſeits Boris Andrejitſch keine beſondere Luſt, dieſelben zu erneuern. Dann und wann jedoch pflegten ſie dieſelben wieder aufzunehmen. Es kam z. B. vor — wenn auch nicht allzuoft, — daß Peter Waſſiljewitſch plötzlich eine Frage aufſtellte, wie etwa: was denn eigentlich der elektriſche

Telegraph für ein Ding ſei? Nachdem er in ſolchen Fällen die nicht gerade leicht faßliche Erklärung von Boris Andrejitſch angehört hatte, pflegte er nach einer kleinen Pauſe zu bemerken: „Ja, ein wunderbares Ding!“ Und lange nachher brachte er keine gelehrten Fragen mehr auf's Tapet. Zum größten Theile hatten ihre Unterhaltungen etwa folgenden Charakter. Peter Waſſiljewitſch z. B. macht einen Zug aus der Pfeife und fragt, den Rauch durch die Naſe blaſend:

— Was haben Sie da für ein neues Mädchen, Boris Andrejitſch? Ich begegnete ihr auf der Hintertreppe.

Boris Andrejitſch bringt ſeine Cigarre an den Mund, raucht zwei, drei Züge hintereinander, und einen Schluck von ſeinem kalten, weißgemachten Thee einſchlürfend, antwortet er:

— Was für ein neues Mädchen meinen Sie denn?

Peter Waſſiljewitſch beugt ſich ein wenig ſeitwärts, und, durch das Fenſter nach dem Hof hinaus ſchauend, wo der Hund in dieſem Augenblicke einen barfüßigen Jungen bei den Waden packt, erwiedert er:

— So ein blondköpfiges Mädchen . . . ſonſt nicht übel.

— Ach! — antwortet nach einer Pauſe Boris Andrejitſch — das iſt meine neue Wäſcherin.

— Wo kommt ſie denn her? — fragt wiederum Peter Waſſiljewitſch halb verwundert.

— Aus Moskau. Sie war dort in der Lehre.

Und Beide ſchweigen.

— Wie viel haben Sie denn im Ganzen Wäſche-

rinnen, Boris Andrejitſch? — läßt ſich von Neuem Peter Waſſiljewitſch vernehmen, mit Aufmerkſamkeit den Tabak betrachtend, der mit einem trockenen Kniſtern unter der Aſche der angebrannten Pfeife aufſprüht.

— Drei, — antwortete Boris Andrejitſch.

— Drei! Und ich habe nur eine Einzige. Und auch dieſe hat faſt Nichts zu thun. Bei mir, Sie wiſſen ja, giebt es nicht viel zu waſchen.

— So, ſo! — antwortet Boris Andrejitſch.

Und die Unterhaltung nimmt damit auf einige Zeit ein Ende.

Unter ſolchen Geſprächen pflegte der Morgen zu verſtreichen und man erreichte die Frühſtücksſtunde. Peter Waſſiljewitſch legte viel Gewicht auf das Frühſtück und behauptete, daß die zwölfte Stunde grade diejenige Tageszeit ſei, wo der Menſch Appetit bekomme. Und wirklich: er aß zu dieſer Stunde mit ſolcher Heiterkeit, mit einem ſo geſunden und angenehmen Wohlbehagen, daß auch ein Deutſcher ſeine Freude daran gehabt haben würde. So pflegte Peter Waſſiljewitſch regelrecht ſein Frühſtück einzunehmen. Boris Andrejitſch aß weniger. Er begnügte ſich gewöhnlich mit einem wenig Frikaſſee von Huhn, mit zwei oder drei weichgekochten Eiern nebſt Butter und irgend einem engliſchen Deſſert aus einem wunderlich geformten und patentirten Gefäße, für welches er viel Geld gezahlt hatte, und das er eigentlich abſcheulich fand, obwohl er in der Regel verſicherte, daß er ohne dasſelbe

keinen Biſſen in den Mund nehmen könnte. Nach dem Frühſtück gingen die beiden Freunde bei ſchönem Wetter bis Mittag aus; ſie beſichtigten die Wirthſchaft oder ſpazierten, ſchauten zu, wie die jungen Pferde eingefahren wurden u. ſ. w. Manchmal gelangten ſie bis zum Dorfe Peter Waſſiljewitſch's und traten dann zuweilen in ſein Häuschen ein.

Dieſes Häuschen war klein und baufällig. Es glich eher einer ganz gewöhnlichen Bauernhütte, als dem Wohnſitze eines Gutsherrn. Auf dem Strohdache, welches durch und durch von Sperlings- und Dohlenneſtern durchlöchert war, wuchs grünes Moos. Von zwei Eſchenblöcken, die einſt oben in die Wand neben einander eingefalzt waren, hatte ſich der eine nach außen geſenkt, während ſich der andere ganz und gar nach unten neigte und in den Boden hineinwuchs. Mit einem Worte, das Haus Peter Waſſiljewitſch's ſah elend aus, ſowohl von außen, als von innen. Aber Peter Waſſiljewitſch machte ſich nicht viel daraus. Als Junggeſelle und anſpruchsloſer Menſch kümmerte er ſich wenig um die Bequemlichkeiten des Lebens, und war ſchon damit zufrieden, daß er überhaupt einen Winkel beſaß, wo er ſich zur Noth vor Regen und Kälte ſchützen konnte. Seine Wirthſchaft verſah die Haushälterin Macedonia, eine Frau in mittleren Jahren, die ſehr arbeitſam und ſogar ehrlich war, aber unglückſelige Hände beſaß. Nichts wollte ihr gelingen. Nahm ſie ein Geſchirr zur Hand, ſo zerbrach es in Stücke, die Wäſche bekam Riſſe, die Speiſen kamen entweder roh

oder angebrannt aus der Pfanne. Peter Waſſiljewitſch hatte ſie mit dem Namen Caligula beehrt.

Von Natur gaſtfreundlich hatte Peter Waſſiljewitſch gern Gäſte bei ſich und bewirthete ſie trotz der Spärlichkeit ſeiner Mittel auf's Beſte. Beſonders war er in dieſer Richtung geſchäftig während der Beſuche Boris Andrejitſch's. Aber Dank ſeiner Macedonia, die vor lauter Eifer immer Hals über Kopf einherlief, fielen die Aufwartungen ſtets ziemlich ſchlecht aus und beſchränkten ſich meiſtentheils auf ein Stück gedörrten, alt gewordenen Störrückens und ein Gläschen Bittern, von welch' letzterem ſich Peter Waſſiljewitſch gewöhnlich ſehr richtig ausdrückte, daß er recht gut — gegen den Magen ſei. Nach dem Spaziergange pflegten beide Freunde zu Boris Andrejitſch zurückzukehren, und ſie ſpeiſten nun, ohne ſich zu beeilen. Wenn ſie ſich dann in einer Weiſe reſtaurirt hatten, als ob dem Mittag kein Frühſtück vorangegangen wäre, begab ſich Peter Waſſiljewitſch nach einem einſamen Winkel und hielt dort ſein Mittagſchläfchen, das gewöhnlich zwei, drei Stunden in Anſpruch nahm. Boris Andrejitſch war unterdeſſen mit der Lektüre ausländiſcher Zeitungen beſchäftigt. Des Abends kamen die Freunde wieder zuſammen: ihre Freundſchaft war eben derart, daß ſie ſich nicht trennen konnten! Manchmal ſpielten ſie Préférence; wenn nicht, ſo unterhielten ſie ſich in derſelben Weiſe, wie am Morgen. Es kam auch mitunter vor, daß Peter Waſſiljewitſch die Guitarre von der Wand herunterholte und zu ihr dieſe oder jene Romanze mit ziemlich angenehmer Tenor-

ſtimme ſang. Peter Waſſiljewitſch liebte die Muſik ſehr, viel mehr, als es bei Boris Andrejitſch der Fall war, der indeſſen den Namen Beethoven's nicht ohne Entzücken ausſprechen konnte und ſich immer vornahm, ein Clavier aus Moskau zu beſtellen. In den Augenblicken, wo ihn Mißmuth und Niedergeſchlagenheit anwandelten, hatte Peter Waſſiljewitſch die Gewohnheit, eine Romanze vorzutragen, die ſich auf ſeine Dienſtzeit im Regiment bezog. Mit beſonderem Ausdruck und etwas näſelnd pflegte er dann folgende Verſe vorzutragen:

Kein Franzoſe briet uns Eſſen,
Wackrer Djentſchik, habe Dank!
Redekampf war längſt vergeſſen,
Keine Catalani ſang;
Hörnertöne ſignalirten
Und Feldwebel rapportirten.

Boris Andrejitſch accompagnirte ſeinen Freund dann und wann, ſeine Stimme war aber nicht wohlklingend, und er ſang falſch. Gegen zehn Uhr, manchmal auch ſchon früher, gingen die Freunde auseinander — und am darauf folgenden Tage ging es von neuem los, nach demſelben Programm.

Eines Tages, wie gewöhnlich etwas zur Seite gebeugt und Boris Andrejitſch gegenüber ſeinen Platz einnehmend, warf Peter Waſſiljewitſch einen beſonders aufmerkſamen Blick auf ihn und äußerte ſich, ihn ſinnend im Auge behaltend:

— Nur Eins befremdet mich an Ihnen, Boris Andrejitſch.

— Und das wäre? — fragte Jener.

— Nun, ich ſag's Ihnen. Sie ſind jung, klug, gebildet — was Teufel, hocken Sie da im Dorfe?

Boris Andrejitſch ſah ſeinen Nachbar verwundert an.

— Sie wiſſen ja, Peter Waſſiljewitſch, — ſagte er endlich — daß, wenn nicht meine Umſtände . . . meine Umſtände ſind es, die mich dazu nöthigen, Peter Waſſiljewitſch.

— Die Umſtände? Ihre Umſtände ſind einſtweilen noch nicht ſo arg. Ihr Gut kann ſchon ſeinen Mann ernähren. Treten Sie in den Dienſt ein.

Und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er hinzu:

— Ich an Ihrer Stelle würde in ein Ulanenregiment eintreten.

— In ein Ulanenregiment? Und weshalb grade in ein ſolches?

— Hm! weil es mich dünkt, daß es dort am anſtändigſten für Sie wäre.

— Aber erlauben Sie. Sie ſelbſt waren ja Huſar!

— Ich? Freilich, ich habe als Huſar gedient — erwiederte mit Lebhaftigkeit Peter Waſſiljewitſch. — Und was für ein Regiment war das! Ein zweites derart finden Sie in der ganzen Welt nicht mehr! Ein goldenes Regiment war es! Die Vorgeſetzten, die Kameraden — alles prächtige Leute! Für Sie jedoch . . . wahrlich . . . für Sie wäre es nach meiner Anſicht doch beſſer, zu den Ulanen zu gehen. Sie haben blondes Haar, eine nette Taille — Alles ſpricht dafür.

— Aber erlauben Sie, Peter Wassiljewitsch. Sie vergessen, daß ich mich den militärischen Vorschriften unterwerfen und den Anfang mit dem Junkerrang machen müßte. In meinen Jahren wäre dies etwas schwierig. Ich glaube sogar, daß es unstatthaft ist!

— Ja, das ist wahr — erwiederte Peter Wassiljewitsch, und ließ die Augen sinken. — Nun, — in diesem Falle heirathen Sie! — sagte er plötzlich, den Kopf erhebend.

— Sie haben aber heute ganz wunderliche Gedanken! — rief Boris Andrejitsch aus.

— Weshalb denn wunderliche? Sagen Sie nur selbst: Heißt denn das leben? Was warten Sie denn noch ab? Sie versäumen Ihre Zeit. Ich möchte nur wissen, was für einen Nutzen Sie von Ihrem Nichtheirathen haben könnten.

— Aber es handelt sich ja hier nicht um Nutzen. — begann Boris Andrejitsch.

— Nein, entschuldigen Sie, — unterbrach ihn Peter Wassiljewitsch, indem er sich ganz unerwartet ereiferte — es ist wahrlich ganz wunderbar, wie heutzutage die jungen Leute vor dem Ehestande zurückschrecken. Ich kann es mir gar nicht erklären! Sie, Boris Andrejitsch, Sie sollten darauf nicht achten, daß ich selbst unverheirathet bin. Ich habe vielleicht auch heirathen wollen und mich auch beworben, aber, es wurde mir — eine Nase gedreht.

Bei diesen Worten spreizte Peter Wassiljewitsch die

Finger ſeiner rechten Hand auseinander und bewegte den Daumen gegen die Naſe.

— Aber mit Ihren Vorzügen — wie ſollte man damit nicht heirathen?

Boris Andrejitſch ſah ihn nachdenkend an.

— Iſt es etwa ein Glück, Junggeſelle zu ſein? — fuhr Peter Waſſiljewitſch fort. Wahrhaftig, die heutige Jugend kommt mir ganz ſonderbar vor.

Und Peter Waſſiljewitſch klopfte mit Verdruß ſeine Pfeife aus, indem er mit dem Kopf gegen den Arm des Seſſels ſchlug und dann mit Eifer durch das Rohr blies.

— Aber wer hat Ihnen denn eigentlich geſagt, Peter Waſſiljewitſch, daß ich nicht die Abſicht hätte, zu heirathen? — bemerkte zögernd Boris Andrejitſch.

Peter Waſſiljewitſch hatte ſoeben in ſeinen aus carmoiſinrothem Sammet genähten, mit Flimmern verzierten Tabaksbeutel die Finger geſteckt — bei dieſen Worten hielt er bewegungslos inne.

— Ja wohl! — ſagte Boris Andrejitſch fortfahrend — ich bin bereit zu heirathen. Schaffen Sie mir eine Braut, und ich heirathe.

— Sie meinen es ernſt?

— Ganz ernſt!

— Aber wirklich, allen Scherz bei Seite! — Auf Ehre . . . im Ernſt?

— Sie ſind aber ein eigenthümlicher Menſch, Peter Waſſiljewitſch! Nun gut! Auf Ehre — ich ſpaße nicht!

Peter Waſſiljewitſch ſtopfte ſeine Pfeife zu Ende.

— Denken Sie an Ihr Verſprechen, Boris Andrejitſch! Für eine Braut wird ſchon geſorgt ſein.

— Gut! — erwiederte Boris Andrejitſch. — Aber ſagen Sie mir, weshalb wollen Sie mich denn eigentlich verheirathen?

— Deshalb, weil Sie, wie ich ſehe, nicht dazu gemacht ſind, Ihr Leben beſchäftigungs- und zwecklos dahinzubringen.

Boris Andrejitſch lächelte.

— Es ſchien mir bisher, daß ich im Gegentheil in dieſer Beziehung ein Meiſter ſei.

— Sie haben mich nicht recht verſtanden — antwortete Peter Waſſiljewitſch, und gab dem Geſpräche eine andere Wendung.

Zwei bis drei Tage ſpäter erſchien Peter Waſſiljewitſch bei ſeinem Nachbar, nicht in ſeinem gewöhnlichen Sackpaletot, ſondern im ſchwarzblauen Rock mit hoher Taille, ganz kleinen Knöpfen und langen Aermeln. Sein Schnurrbart war von der Bartwichſe ſteif und ſchwarz; das Haar, von der Stirn in Form zweier Würſtchen ſteil aufgewickelt, glänzte grell von Pomade. Ein großes ſeidenes Halstuch ſchnürte ſeinen Hals feſt zuſammen und verlieh dem ganzen oberen Theile ſeines Körpers eine feierliche Steifheit und ein feſtliches Ausſehen.

— Aber was ſoll denn dieſe Toilette bedeuten? — fragte Boris Andrejitſch.

— Dieſe Toilette hat die Bedeutung, — antwortete Peter Waſſiljewitſch, wobei er ſich langſam und nicht mit

der ſonſt gewohnten Ungezwungenheit auf einen Stuhl niederließ — daß Sie den Befehl ertheilen ſollen, vorzufahren. Wir fahren.

— Wohin denn?

— Zur Braut.

— Zu welcher Braut?

— Sie ſcheinen unſer Geſpräch von letzthin vergeſſen zu haben?

Boris Andrejitſch lachte auf; im Innern aber fühlte er ſich beklommen.

— Aber, Peter Waſſiljewitſch, es war ja nur Spaß!

— Spaß? Wie vermochten Sie aber damals zu ſchwören, daß ſie nicht ſpaßen? Nein, Boris Andrejitſch, nehmen Sie mir es nicht übel, aber Ihr Wort müſſen Sie halten. Ich habe ſchon die nöthigen Anſtalten getroffen.

Boris Andrejitſch wurde immer ſtutziger.

— Was ſollen denn das für Anſtalten ſein? fragte er.

— O, ſeien Sie nur ruhig . . . Was denken Sie denn von mir! Ich habe blos eine unſerer Nachbarinnen, eine höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit, benachrichtigt, daß wir die Abſicht hätten, ihr heute unſere Aufwartung zu machen.

— Wer iſt dieſe Nachbarin?

— Sie werden es ſchon erfahren — nur keine Eile! Kleiden Sie ſich zunächſt an, und geben ſie den Befehl zum Anſpannen.

Boris Andrejitſch ſah ſich unentſchloſſen um.

— Aber, Peter Waſſiljewitſch, wozu dies Alles? Sehen Sie nur, was für ein Wetter heute iſt!

— Das Wetter macht nichts. Es iſt immer ſo.

— Haben wir weit zu fahren?

— Gegen fünfzehn Werſt im Ganzen.

Boris Andrejitſch ſchwieg ein wenig.

— Wollen wir nicht wenigſtens erſt frühſtücken?

— Frühſtücken? — Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Wiſſen Sie was, Boris Andrejitſch? Sie beſchäftigen ſich mit Ihrer Toilette, und ich werde inzwiſchen das Nöthige beſtellen — ein Schnäpschen und etwas Caviar. Es dauert ja nicht lange; und bei unſerer Wittwe werden wir uns ſchon ſatt eſſen. Seien Sie nur unbeſorgt!

— Iſt ſie denn Wittwe? — fragte Boris Andrejitſch, nochmals ſich umwendend, nachdem er ſich bereits ſeinem Cabinet genähert hatte.

Peter Waſſiljewitſch ſchüttelte mit dem Kopfe.

— Sie werden ſchon ſehen! Sie werden ſchon ſehen!

Boris Andrejitſch entfernte ſich und ſchloß die Thür hinter ſich ab, während Peter Waſſiljewitſch im Zimmer zurückblieb und Wagen und Frühſtück beſtellte.

Boris Andrejitſch war lange mit ſeinem Ankleiden beſchäftigt. Peter Waſſiljewitſch hatte ſchon, ein finſteres Geſicht machend, das zweite Glas zu ſich genommen, als endlich Boris Andrejitſch wieder auf der Schwelle ſeines Cabinets erſchien. Er hatte viel Sorgfalt auf ſeine

Toilette verwendet. Er trug einen modiſch zugeſchnittenen, bequemen, ſchwarzen Rock, deſſen mattes Dunkel von den hellgrauen Beinkleidern angenehm abſtach. Dazu geſellten ſich ein ſchmales, ſchwarzes Halstuch und eine zierliche, dunkelblaue Weſte. Eine goldene Kette, mit dem Haken in das letzte Knopfloch befeſtigt, verlor ſich beſcheiden in dem Seitentäſchchen. Die feinen Stiefel knarrten mit Nobleſſe. Bei ſeinem Erſcheinen verbreitete ſich ein Duft von Eß-Bouquet und der Geruch nach friſcher Wäſche. Peter Waſſiljewitſch vermochte nur noch ein „ah!“ hervorzuſtoßen, und griff dann ſofort nach ſeiner Mütze.

Boris Andrejitſch zog auf ſeine Linke einen Glacéhandſchuh, nachdem er ihn zuerſt behaucht hatte; dann ſchenkte er ſich mit derſelben, leicht zitternden Hand ein Gläschen voll und ſetzte es an den Mund, griff endlich ebenfalls zum Hut und begab ſich mit Peter Waſſiljewitſch in das Vorzimmer.

— Ich thue es nur Ihnen zulieb, ſagte Boris Andrejitſch, in den Wagen ſteigend.

— Geben wir zu, es wäre mir zulieb! — antwortete Peter Waſſiljewitſch, auf den augenſcheinlich die elegante Ausſtattung ſeines Freundes einen bedeutenden Eindruck gemacht hatte. — Wer weiß — vielleicht werden Sie mir ſpäter dankbar ſein.

Er erklärte nun dem Kutſcher, wohin er zu fahren habe. Der Wagen rollte davon.

— Wir begeben uns zu Sofia Kirillowna Sadnjeprowskaja, — ſagte endlich Peter Waſſiljewitſch nach einer län-

geren Pauſe, während welcher unſere beiden Freunde unbeweglich wie Steinſäulen neben einander geſeſſen hatten. — Haben Sie ſchon von ihr gehört?

— Ich glaube, — ja — erwiederte Boris Andrejitſch. — Iſt es etwa die, welche Sie für mich erwählt haben?

— Und weshalb denn auch nicht? Sie iſt eine Frau von ausgezeichnetem Verſtande, beſitzt Vermögen, hat feine Manieren, man könnte ſagen, Manieren, wie ſie Eine aus der Reſidenz beſitzt. Uebrigens, ſehen Sie ſich die Dame ſelbſt an — Sie übernehmen ja keine Verpflichtungen . . .

— Das hoffe ich! — erwiederte Boris Andrejitſch. — Wie alt wird ſie ſein?

— Fünf- bis ſiebenundzwanzig Jahre ſchätze ich. Jedenfalls nicht älter. Grade in den blühendſten Jahren!

Bis zum Gute von Frau Sadnjeprowskaja waren es nicht 15, ſondern gehörige 25 Werſt, ſodaß Boris Andrejitſch zuletzt tüchtig fror und fortwährend ſich abmühte, ſein von der Kälte geröthetes Näschen in den Biberkragen ſeines Mantels zu vergraben. Peter Waſſiljewitſch fürchtete ſich überhaupt nicht vor der Kälte, beſonders aber dann nicht, wenn er ſein Feſtgewand anhatte. In dieſem Falle ſchwitzte er vielmehr. — Die Meierei von Frau Sadnjeprowskaja wurde repräſentirt durch ein neues weißes Haus mit grünem Dache, eine Villa in ſtädtiſcher Bauart, an die ſich ein kleines Gärtchen und ein Hofraum anſchloſſen. In der Umgegend von Moskau ſind ſolche Häuschen öfter anzutreffen, in der Provinz werden ſie jedoch viel ſeltener. Man bemerkte an Allem, daß die Frau Gutsbe-

ſitzerin ſich noch nicht lange hier niedergelaſſen hatte. Unſere Freunde ſtiegen aus dem Wagen. Auf der Treppe wurden ſie von einem Diener empfangen, der in erbſengrüne Beinkleider und einen grauen rund abgeſtutzten Frack mit Broncekнöpfen gekleidet war. Im Vorzimmer, das recht nett ausſah und eine Schlafbank enthielt, kam ihnen ein eben ſolcher Diener entgegen. Peter Waſſiljewitſch ließ ſich und ſeinen Freund bei der Herrin anmelden. Der Diener aber begab ſich nicht erſt zur Herrin, ſondern antwortete auf der Stelle, daß die gnädige Frau bereit ſei, die Herren zu empfangen.

Die Gäſte ſchritten vorwärts und traten durch das Eßzimmer, in welchem ein Canarienvogel faſt zum Betäuben ſchmetterte, in das Gaſtzimmer ein. Es war mit Möbeln nach modernſtem ruſſiſchem Geſchmack ausgeſtattet. Die Stühle waren äußerſt gekünſtelt und gewunden. Ihre Bauart ſollte dem Sitzenden beſondere Bequemlichkeit bieten — ein Vorwand, der in Wirklichkeit natürlich keine Bewahrheitung erfuhr. Es verſtrichen keine zwei Minuten, als ſich im Nebengemach das Rauſchen eines ſeidenen Kleides vernehmen ließ. Die Portière ging aus einander und die Wirthin trat mit lebhaften Schritten in das Zimmer ein. Peter Waſſiljewitſch machte ein paar Verbeugungen und führte Boris Andrejitſch auf ſie zu.

— Es freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen — ſagte ungezwungen die Wirthin, indem ſie ihn raſch mit ihren Blicken muſterte. — Ich bin Peter Waſſiljewitſch ſehr verbunden für die Gelegenheit, eine ſo angenehme

Bekanntſchaft anzuknüpfen. Bitte die Herren, Platz zu nehmen!

Die Frau des Hauſes ſetzte ſich, mit dem Kleide rauſchend, auf ein niederes Sopha, lehnte ſich an ſeine Rückwand, ſtreckte die Füßchen, die mit ſehr netten Halbſtiefeln angethan waren, etwas vor und kreuzte die Hände. Sie trug ein grünſeidenes Kleid, das ſich, ſtreifenweiſe wiederkehrend, in lichtere Farben abtönte und mehrreihig beſetzt war.

Boris Andrejitſch ſetzte ſich ihr gegenüber in einen Lehnſtuhl. Peter Waſſiljewiſch nahm in einiger Entfernung Platz. Die Unterhaltung nahm ihren Anfang. Boris Andrejitſch ſtudirte aufmerkſam ſein vis-à-vis. Sie war eine Frau von ſchlankem Wuchſe und äußerſt zierlicher Taille, etwas bräunlich von Geſichte, aber ſonſt wirklich hübſch. Der Ausdruck ihres Geſichtes und beſonders der großen, glänzenden Augen, die ſich nach außen zu wie bei den Chineſen, ein wenig in die Höhe zogen, zeigte eine eigenthümliche Miſchung von Kühnheit und Schüchternheit, und konnte unmöglich auf Natürlichkeit Anſpruch machen. Bald kniff ſie die Augen zuſammen, bald öffnete ſie dieſelben unerwartet weit. Auf ihren Lippen ſpielte unaufhörlich ein Lächeln, welches ſich den Anſchein von Gleichgiltigkeit zu geben ſuchte. Alle ihre Bewegungen waren ungezwungen, faſt übermüthig. Uebrigens machte ihr Aeußeres auf Boris Andrejitſch einen angenehmen Eindruck. Nur der ſchiefe Scheitel ihres Haares, der ihren Zügen ein flottes und burſchenhaftes Ausſehen

verlieh, ſtörte ihn. Außerdem drückte ſie ſich im Ruſſiſchen nach ſeiner Meinung zu rein und korrekt aus. Boris Andrejitſch theilte nämlich die Meinung von Puſchkin, daß

„wie man ſchöne, doch ſcherzloſe Lippen nicht küßt,
man Feinheit der Sprache mit den Fehlern vermißt."

Mit einem Worte, Sofia Kirillowna gehörte zu der Kategorie von Frauen, welche bei galanten Herren als flotte Salon-Damen, bei den Ehegatten als ſchlagfertig und redegewandt in beſonderem Anſehen ſtehen und von alten Junggeſellen als lebensluſtige Weibchen ſehr geſchätzt werden.

Die Unterhaltung begann damit, daß man von der Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes ſprach.

— Hier iſt faſt kein lebendiges Weſen zu finden; man hat wahrlich Niemand, mit dem man ein Wort wechſeln könnte — ſagte Sofia Kirillowna, immer das „s" ſcharf betonend. — Ich begreife nicht, wie die Menſchen hier exiſtiren können. Dazu — fügte ſie mit Coquetterie hinzu — bleiben noch Diejenigen, mit denen man angenehm verkehren könnte, aus; ſie beſuchen uns ſo ſelten und überlaſſen uns arme Menſchen der düſteren Einſamkeit.

Boris Andrejitſch verbeugte ſich ein wenig und murmelte eine nicht beſonders treffende Entſchuldigung vor ſich hin, wobei Peter Waſſiljewitſch einen Blick auf ihn warf, als ob er ſagen wollte: „Nun, was habe ich Ihnen geſagt? Nicht war, ſie iſt mit den Worten nicht verlegen?"

— Rauchen Sie vielleicht? — fragte Sofia Kirillowna.

— Ja wohl . . . jedoch . . .

— Ach, bitte, bitte! . . Ich rauche ja ſelbſt.

Nach dieſen Worten nahm ſie ein ziemlich umfangreiches, ſilbernes Etui vom Tiſche, holte aus demſelben eine Cigarette hervor und bot ſolche auch den Gäſten an. Beide machten Gebrauch von dem alſo Gereichten. Sofia Kirillowna ſchellte und befahl einem eintretenden Knaben, der über die ganze Bruſt in einer rothen Weſte ſteckte, Feuer zu bringen. Der Knabe kam zurück und trug auf einem kryſtallenen Präſentirteller eine brennende Wachskerze heran. Die Cigaretten wurden angeraucht.

— Da haben Sie's — zum Beiſpiel: Sie werden es kaum glauben! — nahm die Wittwe das Geſpräch wieder auf, indem ſie den Kopf ein wenig zurückwarf und den Rauch in feinen Strömen nach oben entließ — es giebt hier Leute, welche die Anſicht vertreten, daß es für eine Dame unpaſſend ſei zu rauchen. Vom Reiten — ſchon gar nicht zu reden; behüte Gott! man würde uns ſteinigen. So iſt es hier — wiederholte ſie nach einer kurzen Pauſe, — Alles, was das alltägliche Niveau überſteigt, was mit den Satzungen eines, Gott weiß von wem erſonnenen Anſtandes nicht im Einklange ſteht, wird dem ſtrengſten Tadel unterworfen.

— Beſonders pflegt in dieſer Beziehung die Damenwelt boshaft zu ſein — bemerkte Peter Waſſiljewitſch.

— Das iſt wahr! — verſetzte die Wittwe. — Behüte Einen der Himmel, mit dieſen Zungen zu thun zu haben! Uebrigens, ich verkehre mit dieſer Klaſſe gar nicht.

Das Geklätſch ihrer Vertreterinnen gelangt ganz und gar nicht in meine Einöde.

— Und Sie empfinden dabei keine Langeweile? — fragte Boris Andrejitſch.

— Langeweile? Nein! Ich leſe . . . und wenn ich die Bücher ſatt habe, überlaſſe ich mich meinen Gedanken, oder lege mir die Karten aus und ſtelle Fragen an mein Schickſal.

— Wie iſt es denn möglich, daß Sie ſich mit Wahrſagereien abgeben? — fragte Peter Waſſiljewitſch.

Die Wittwe lächelte nachſichtig.

— Und weshalb denn auch nicht? Ich bin alt genug, um es mir erlauben zu dürfen.

— Aber, verzeihen Sie . . . ! — erwiederte Peter Waſſiljewitſch.

Sofia Kirillowna kniff ein wenig die Augen zuſammen und fixirte ihn.

— Uebrigens, wir thun wohl gut, dies Geſpräch bei Seite zu laſſen, — bemerkte ſie, und wendete ſich mit Lebhaftigkeit an Boris Andrejitſch. — Ich bin überzeugt, Monſieur Wjaſownin, daß Sie ſich für die ruſſiſche Litteratur intereſſiren. Nicht?

— Freilich . . . ich . . .

Wjaſownin las viel, aber gerade Ruſſiſches las er ungern und wenig. Beſonders waren ihm die neueſten Erſcheinungen auf dieſem Gebiete ganz fremd: er blieb bei Puſchkin ſtehen.

— Sagen Sie nun gütigſt: wie iſt das zu erklären,

daß Marlinsky in der letzten Zeit beim Publikum in Ungnade gerathen ist? Das kann, nach meiner Meinung, nur eine außerordentliche Ungerechtigkeit sein. Was halten Sie von ihm?

— Marlinsky ist freilich ein Schriftsteller, dem man gewisse Verdienste nicht absprechen kann — erwiederte Boris Andrejitsch.

— Er ist ein wahrer Dichter! Er läßt unsere Phantasie in einer Welt . . . in einer bezaubernden, herrlichen Welt schwelgen, während es heut zu Tage ja gang und gäbe ist, nur das Alltägliche zu beschreiben. Ich wüßte wahrlich nicht, was man Schönes in diesem Alltagsleben hier auf Erden finden könnte — und Sofia Kirillowna deutete mit der flachen Hand um sich herum.

Boris Andrejitsch sah sie bedeutungsvoll an.

— Ich bin nicht mit Ihnen einverstanden. Ich finde auch hier sehr viel Schönes — sagte er, indem er auf „hier" einen besonderen Ton legte.

Sofia Kirillowna lachte plötzlich grell auf. Peter Wassiljewitsch hob ebenfalls plötzlich den Kopf, besann sich ein wenig und wendete dann seine Aufmerksamkeit der Cigarette wieder zu. Das Gespräch nahm in dieser Weise seinen Fortgang bis zum Mittag, indem man schnell von einem Gegenstande auf den andern überging — was wohl nicht der Fall ist, wenn die Unterhaltung wahrhaft interessant wird. Unter Anderem kam man auch auf den Ehestand zu sprechen, auf dessen Licht- und Schattenseiten und auf die Stellung der Frau im Allgemeinen. Sofia

Kirillowna ſprach ſich energiſch gegen das Heirathen aus. Sie ereiferte ſich ſchließlich und, allmählich in Feuer gerathen, vertheidigte ſie ihre Anſicht in geſucht klingenden Redensarten, obwohl die Gäſte ihr faſt nicht widerſprachen; nicht umſonſt hatte ſie eine ſolche Vorliebe für Marlinsky. Sie verſtand es auch, zur rechten Zeit die Kunſtausdrücke der allerneueſten Stilart in Anwendung zu bringen. Die Worte „artiſtiſch", „Kunſtprinzip", „bedingen" entfloſſen beſtändig ihrem Munde.

— Was könnte wohl für die Frau noch theuerer ſein, als die Freiheit — die Freiheit des Gedankens, des Gefühls, der Handlung? — rief ſie endlich aus.

— Aber erlauben Sie, — unterbrach ſie Peter Waſſiljewitſch, deſſen Geſicht allmählich eine unzufriedene Miene angenommen hatte — was ſoll der Frau die Freiheit? Was ſollte ſie mit ihr anfangen?

— Wie meinen Sie — was mit ihr anfangen? Und dem Manne ſoll ſie nach Ihrer Meinung zu Statten kommen? Das iſt es eben, daß Sie, die Männer . . .

— Auch der Mann bedarf ihrer nicht — unterbrach ſie wiederum Peter Waſſiljewitſch.

— Was wollen Sie damit ſagen?

— Nun, ich wiederhole es: er bedarf der Freiheit nicht. Wozu ſoll ſie dem Menſchen überhaupt, dieſe vielgeprieſene Freiheit? Ein freier Menſch — das iſt ja bekannt — wird entweder von der Langeweile geplagt, oder er macht dumme Streiche.

— Ich muß alſo annehmen — bemerkte Sofia

Kirillowna mit einem ironiſchen Lächeln — daß Sie ſich langweilen. Denn ich kenne Sie ſonſt als einen geſcheiten Mann, und kann daher nicht glauben, daß Sie, wie Sie ſich eben auszudrücken beliebten, dumme Streiche machen.

— Es kommt ſowohl das eine wie das andere vor — erwiederte gelaſſen Peter Waſſiljewitſch.

— Ei, das iſt nett! Uebrigens, ich habe es ja Ihrer Langeweile zu verdanken, daß mir das Vergnügen zu Theil geworden, Sie heute bei mir zu ſehen. — Und mit dieſer geſchickten Redewendung augenſcheinlich ſelbſt zufrieden, warf ſie ſich eilig an die Lehne des Sophas zurück und bemerkte halblaut:

— Ihr Freund, Monſieur Wjaſownin, ſcheint ſich gern in Paradoxen zu bewegen?

— Ich habe es bisher nicht bemerkt — erwiederte Boris Andrejitſch.

— Worin ſoll ich mich gern bewegen? — fragte Peter Waſſiljewitſch.

— In Paradoxen.

— Waſſiljewitſch ließ ſeine Augen auf Sofia Kirillowna ruhen und ſagte kein Wort; bei ſich aber dachte er: „Na, ich wüßte ſchon, was dein Wohlgefallen finden würde“ . . .

Der Junge mit der rothen Weſte trat ein und meldete, daß das Mittagsmahl aufgetragen ſei.

— Ich bitte die Herren — ſagte die Wirthin, ſich vom Sopha erhebend.

Und die Geſellſchaft verfügte ſich nach dem Speiſezimmer.

Die servirten Speisen hatten sich nicht des Beifalls der Gäste zu erfreuen. Peter Wassiljewitsch erhob sich hungrig vom Tisch, obwohl es an Gängen nicht gemangelt hatte. Was Boris Andrejitsch anbelangte, so war auch er, und zwar in gastronomischer Hinsicht, unzufrieden, trotzdem die Speisen unter Metalldeckeln und auf angewärmten Tellern aufgetragen wurden. Die Weine waren auch schlecht, trotz der großartigen, gold- und silbergerandeten Etiquetten auf den Flaschen. Sofia Kirillowna hörte nicht auf zu plaudern; dann und wann warf sie ausdrucksvolle Blicke auf die um die Tafel beschäftigten Diener. Auch sprach sie durchaus nicht schüchtern dem Weine zu, wobei sie die Bemerkung nicht unterließ, daß in England alle Damen Wein trinken, während auch das hier für unschicklich gelte. Nach dem Essen lud sie ihre Gäste in das Empfangszimmer und fragte sie, ob sie Kaffee oder Thee vorzögen. Boris Andrejitsch ließ sich Thee geben; nachdem er aber seine Tasse geleert hatte, bedauerte er innerlich, keinen Kaffee verlangt zu haben. Peter Wassiljewitsch dagegen bat zuerst um Kaffee; als er mit seiner Tasse fertig war, verlangte auch er Thee, von dem er kostete, dann aber die Tasse sofort auf die Tablette zurücksetzte. Die Wirthin hatte auf dem Sopha eine bequeme Lage eingenommen, rauchte sich eine Cigarette an und schien nicht ungewillt zu sein, von neuem ein lebhaftes Gespräch anzuknüpfen; ihre Augen funkelten, die gebräunten Wangen waren gluthgeröthet. Die Gäste unterhielten aber das Gespräch äußerst träge, beschäftigten

ſich vielmehr mit dem Rauchen und dachten — den Blicken nach zu urtheilen, die ſich nach den Zimmerecken richteten — an ihre Abfahrt.

Uebrigens, was Boris Andrejitſch anbetrifft, ſo wäre er wahrſcheinlich gern noch bis zum Abend geblieben; er begann ſogar ſchon ein neues Geſpräch mit Sofia Kirillowna, in Folge ihrer coquetten Frage — ob er ſich nicht wundere, daß ſie allein wohne, ohne Geſellſchafterin. — Aber Peter Waſſiljewitſch drängte unnachſichtlich nach Hauſe. Er erhob ſich, ging hinaus in das Vorzimmer und gab Befehl zum Anſpannen. Beide Freunde wollten ſich verabſchieden. Die Wirthin ſuchte ſie jedoch zurück zu halten, und als ſie ihnen auf's Liebenswürdigſte vorwarf, daß ſie doch zu kurze Zeit bei ihr zugebracht hätten, offenbarte wenigſtens Boris Andrejitſch durch die unentſchloſſene Körperhaltung und den geſchmeichelten Ausdruck im Geſicht, daß die Vorwürfe der Dame bei ihm ihre Wirkung nicht verfehlten. Peter Waſſiljewitſch aber hörte nicht auf zu murmeln: „Ganz unmöglich! ... Es iſt Zeit zum Abfahren ... Die Geſchäfte erfordern es ... Jetzt iſt Arbeitszeit auf dem Lande.“ Er zog ſich mit Hartnäckigkeit immer näher zur Thür zurück. Sofia Kirillowna nahm ihnen ſchließlich das Wort ab, daß ſie ſchon in den nächſten Tagen ihren Beſuch wiederholen würden und ſtreckte ihnen die Hand zum Shakehands entgegen — auf Engliſch! Boris Andrejitſch ging allein auf das Anerbieten ein und drückte ihre Finger feſt in den ſeinen. Sie fixirte ihn dabei mit den Augen und

lächelte. Während deſſen zog Peter Waſſiljewitſch im Vorzimmer bereits ſeinen Mantel an.

Der Wagen war kaum aus dem Dorfe hinausgefahren, als Peter Waſſiljewitſch zuerſt das Stillſchweigen brach und ausrief:

— Nein, nicht nach meinem Geſchmack! Nein, paßt nicht für uns!

— Was wollen Sie damit ſagen? — fragte Boris Andrejitſch.

— Nicht für uns! Nicht für uns! wiederholte Peter Waſſiljewitſch und wendete ſich, ſeitwärts blickend, ab.

— Wenn Sie ſich ſo über Sofia Kirillowna äußern, ſo kann ich Ihnen nicht beiſtimmen; ſie iſt eine ſehr nette Dame — nicht ohne Prätenſionen zwar, aber ſehr nett.

— Verſteht ſich! Freilich! Wenn nur, z. B. nur ... Aber was war denn meine Abſicht beim Anſtiften dieſer Bekanntſchaft?

Boris Andrejitſch blieb die Antwort ſchuldig.

— Ich ſage Ihnen kurzweg — nicht für uns! Ich ſehe ja ſelbſt. Kann Ihnen wirklich ſo etwas gefallen? Sie ſpricht von ſich: „Ich bin eine Epikuräerin!“ Wozu ſoll das? Mir fehlen zum Beiſpiel auf der rechten Seite zwei Zähne — ſpreche ich je davon? Auch ohne daß ich es ſage, werden es die Leute gewahr werden. Und zu alledem — was iſt denn das für eine Wirthin?! Es fehlte nicht viel, ſo hätten wir es vor Hunger nicht ausgehalten! ... Nein! Ich denke mir ſo: du kannſt ungezwungen, ja

beleſen ſein, wenn es dich ſonſt nicht ruhen läßt — ſei eine Dame von gutem Tone, aber vor Allem eine Wirthin! Nein, nicht das, nicht eines ſolchen Weibes bedürfen Sie. Dieſe rothen Weſten und Geſchirrdeckel, damit könnte man Ihnen nicht imponiren.

— Iſt es denn aber unbedingt nöthig, mir zu imponiren? — fragte Boris Andrejitſch.

— Ich weiß ſchon was Sie brauchen — jetzt weiß ich es ſchon.

— Aber bei meiner Ehre — ich bin Ihnen für die Bekanntſchaft mit Sofia Kirillowna ungemein verbunden!

— Um ſo beſſer! Aber ich wiederhole: ſie iſt es nicht, die wir ſuchen. —

Unſere beiden Gefährten kamen ſpät zu Hauſe an. Als ſie ſich trennten, nahm Peter Waſſiljewitſch ſeinen Freund bei der Hand und ſagte:

— Ich laſſe Sie aber dennoch nicht in Ruhe und ſage Sie von Ihrem Verſprechen nicht los.

— Bitte, bitte! Ich ſtehe ja ganz zu Ihren Dienſten — erwiederte Boris Andrejitſch.

— Das iſt ſchön von Ihnen.

Peter Waſſiljewitſch ging in ſein Haus.

Eine volle Woche verſtrich darauf in der gewohnten Ordnung, blos mit der einzigen Beſonderheit, daß Peter Waſſiljewitſch irgendwohin auf ganze Tage verſchwand. Endlich, an einem ſchönen Morgen, erſchien er wiederum in ſeiner feſtlichen Kleidung und bot abermals Boris Andrejitſch an, ihn zu einer Viſite zu begleiten. Boris

Andrejitſch, der dieſe Einladung, wie es ſchien, mit einer gewiſſen Ungeduld erwartet hatte, erklärte ſich ohne Widerſpruch bereit.

— Wohin wollen Sie mich diesmal führen? — fragte er Peter Waſſiljewitſch, an ſeiner Seite im Schlitten Platz nehmend.

Seit ihrer Fahrt zu Sofia Kirillowna hatte ſich der Winter unterdeß definitiv eingeſtellt.

— Ich führe Sie jetzt — antwortete Peter Waſſiljewitſch gedehnten Tones — in ein ſehr achtbares Haus, zu Tichodujeff's. Das iſt eine ſehr ehrenwerthe Familie. Der Alte diente früher als Oberſt im Regiment und iſt ein ausgezeichneter Mann. Seine Frau iſt eine charmante Dame. Sie haben zwei Töchter, äußerſt liebenswürdige Geſchöpfe, die gut erzogen ſind, auch Vermögen beſitzen. Ich weiß noch nicht, welcher von Beiden Sie den Vorzug geben werden: die Eine iſt etwas lebhaft, die Zweite mehr gelaſſen; dieſe Zweite möchte ſogar ſchon etwas zu ſchüchtern ſein. Aber es könnte wohl Jede für ſich einſtehen. — Sie werden ja ſehen.

— Gut, wollen wir ſehen — erwiederte Boris Andrejitſch und dachte bei ſich: grade ſo wie die Familie Larin im Onjegin.*)

Ob in Folge dieſes ſich ihm aufdrängenden Vergleiches oder einer andern Urſache, genug: ſeine Geſichtszüge nahmen

*) Ein Poem von Puſchkin.

auf einige Zeit den Ausdruck von Enttäuschung und Melancholie an.

— Wie nennt sich der Vater? — fragte er nachlässig.

— Er heißt Kalimon Iwanitsch — antwortete Peter Wassiljewitsch.

— Kalimon! Auch ein Name! . . . Und die Mutter?

— Heißt Pelageja Iwanowna.

— Und die Töchter?

— Die Eine heißt ebenfalls Pelageja, und die Andere — Emerenzija.

— Emerenzija? Solch einen Namen habe ich in meinem Leben noch nicht gehört! . . . Und noch dazu Kalimonowna!

— Freilich, der Name klingt etwas eigenthümlich. Aber was für ein Mädchen ist sie auch dafür! Man könnte sagen, sie sei durch und durch in dem reinen Feuer der Tugend geglüht.

— Aber Peter Wassiljewitsch, erbarmen Sie Sich! Sie bedienen sich ja solch poetischer Ausdrücke! . . . Und welche von Beiden ist es, die man Emerenzija anspricht? Die Gelassenere?

— Nein, die Andere . . . Sie werden ja übrigens selbst sehen.

— Emerenzija Kalimonowna! — konnte sich Boris Andrejitsch nicht enthalten, nochmals auszurufen.

Die Mutter ruft sie Emérence — bemerkte halblaut Peter Wassiljewitsch.

— Und ihren Mann sodann . . . „Calimon"?

— Das habe ich noch nicht gehört. Warten wir lieber ab.

— Nun, ich will schon warten.

Bis zu Tichodujeff's waren es ebenfalls gegen 25 Werst, wie bis zu Sofia Kirillowna; dagegen erinnerte hier die Meierei nicht im geringsten an das zierliche Häuschen der lebhaften Wittwe. Hier glotzte ihnen ein plumpes Gebäude entgegen, geräumig und ausgedehnt — ein Haufen dunkler Balken mit ebenso dunkeln Fensterscheiben. Von beiden Seiten führten bogenförmig zwei Reihen schlanker Birken auf das Haus zu; hinter dem Dache ragten die erdgrauen Wipfel großer Linden hervor, so daß das Haus rings herum von Bäumen umgeben schien. Im Sommer verlieh dieser Baumwuchs der Meierei vielleicht ein lebendiges Aussehen, im Winter aber vermehrte er die Trostlosigkeit der Einöde. Der Eindruck, den das Innere des Hauses machte, konnte auch nichts weniger als heiter genannt werden. Alles war dort düster und trübe, Alles sah noch älter aus, als es in Wirklichkeit war. Unsere Freunde ließen sich anmelden; sie wurden eingeladen in das Gastzimmer einzutreten. Der Herr des Hauses empfing sie in Begleitung seiner Gemahlin; die Geberdenbegrüßung aber, während welcher sich die Gäste auf freundliche Verbeugungen beschränkten, wurde von vier weißen Hündchen unterbrochen, die beim Erscheinen der fremden Herren von ihren gestickten Kissen heruntersprangen und einen heftigen Lärm anschlugen. Nur mit Noth, durch Schlagen mit dem Schnupftuch und durch andere Mittel, gelang

es, die kläffenden Hündchen zu beruhigen; das eine, ein altes und besonders böses Thier, mußte die eintretende Magd sogar unter dem Sopha hervorziehen und in das Schlafzimmer tragen, wobei sie ohne einen Biß in die rechte Hand nicht davon kam.

Peter Wassiljewitsch benutzte die eingetretene Ruhe, um Boris Andrejitsch vorzustellen. Der Hausherr und seine Frau betheuerten, daß ihnen die neue Bekanntschaft Freude mache. Sodann erfolgte von Seiten Kalimon Iwanitsch's die Vorstellung zwischen seinen Töchtern, die er Palinka und Eminka nannte, und dem neuen Gaste. Im Zimmer befanden sich noch zwei weibliche Personen. Die Eine trug eine Haube, die Andere ein dunkles Tüchelchen. Aber Kalimon Iwanitsch hielt es nicht für nöthig, sie Boris Andrejitsch vorzustellen.

Kalimon Iwanitsch war ein Mann von ungefähr 55 Jahren, hoch gewachsen, corpulent und grauhaarig. Sein Gesicht zeigte nichts Besonderes: schwere, gewöhnliche Züge mit dem gemischten Ausdrucke von Gleichgiltigkeit, Güte und Trägheit. Seine Gemahlin, eine kleine, hagere Frau mit verwelktem Gesichte und einer rothhaarigen Perücke, die unter der hohen Haube hervorsah, schien beständig in Unruhe zu sein. Man bemerkte an ihren Geberden die Spuren einstiger Affektation. Von den beiden Töchtern hatte die Eine, Pelageja — eine dunkle Brünette — ein unfreundliches Gesicht; sie war überhaupt menschenscheu. Die Andere dagegen, Emerenzija, ein blondes, dralles Mädchen mit runden, rothen Wangen,

zuſammengezogenem kleinen Munde, aufgeworfenem Näschen und lieblichen Augen, that ſich beſtändig hervor. Man ſah es ihr an, daß die Pflicht, Gäſte zu empfangen, ihr beſonders oblag, und auch, daß ſie das nicht im geringſten beſchwerte. Beide Schweſtern trugen weiße Kleider mit blauen Bändern, die bei der mindeſten Bewegung aufflatterten. Emerenzija ſtand die blaue Farbe ſehr gut; nicht aber Palinka — es ſchien überhaupt, als ob es Nichts gäbe, das ſie kleiden könnte, obwohl man ſie ſonſt nicht übel nennen konnte.

Die Gäſte nahmen ihre Plätze ein. Die Alten legten ihnen Fragen mit jenem Ausdrucke vor, dem man ein erkünſteltes Intereſſe nicht abdeuten kann; wie es gewöhnlich bei anſtändigen Leuten in den erſten Momenten der Unterhaltung mit einem neuen Bekannten der Fall iſt. Die Gäſte antworteten in derſelben Weiſe. Dies Alles brachte einen ziemlich peinlichen Eindruck hervor. Kalimon Iwanitſch, der von Natur aus nicht eben erfinderiſch war, fragte Boris Andrejitſch, „ob er ſich ſeit längerer Zeit ſchon in ihrer Gegend anſäſſig gemacht habe," während Boris Andrejitſch ſoeben dieſelbe Frage an Pelageja Iwanowna beantwortet hatte. Mit einer äußerſt gezierten Stimme, deren man ſich leicht in Gegenwart von Gäſten, die man zum erſten Male aufnimmt, bedient, machte Pelageja Iwanowna ihrem Gatten wegen ſeiner Zerſtreuung einen leiſen Vorwurf. Kalimon Iwanitſch gerieth ein wenig in Verwirrung und ſchnaubte in ſein carrirtes

Taſchentuch. Das ſo hervorgebrachte Geräuſch regte eines der Hündchen auf, ſo daß es von neuem zu kläffen begann. Emerenzija wußte jedoch bald Rath; ſie liebkoſte das Hündchen und brachte es zum Schweigen. Sie beſaß auch die Geſchicklichkeit, ſich ihren etwas aus der Faſſung gerathenen Eltern gefällig zu machen, indem ſie das Geſpräch wieder belebte und beſcheiden, aber mit einer gewiſſen Sicherheit neben Boris Andrejitſch ihren Platz einnahm. Anmuthigen Tones richtete ſie an ihn Fragen, die zwar an ſich unbedeutend waren, die aber lebhafte Antworten und ſo eine angenehme Unterhaltung veranlaßten. Alles ging nun nach Wunſch: es entfaltete ſich eine allgemeine Diskuſſion, an welcher nur Palinka ſich nicht betheiligte. Sie ſchaute unverwandt mit düſterem Blick zu Boden, während Emerenzija lachte und ab und zu nicht unterließ, ihre Hand graziös emporzuheben, als ob ſie ſagen wollte: „ſeht mich nur an, wie wohlerzogen und liebenswürdig ich bin, wie viel Munterkeit und Wohlwollen ich allen Menſchen entgegenbringe!“ Es ſchien auch wirklich, daß ſie ſich nur aus reiner Gutmüthigkeit ſo rege am Geſpräche betheiligte. Sie lachte und erhielt ſich voll Anmuth in dieſer Stimmung, obwohl Boris Andrejitſch im Anfange nichts Beſonderes vorbrachte. Sie lachte ſpäter noch mehr, als Boris Andrejitſch, durch den Erfolg ſeiner Worte ermuntert, anfing, wirklich zu witzeln und geiſtreich zu werden . . . Peter Waſſiljewitſch lachte ebenfalls. Wjaſownin bemerkte unter Anderem, daß er ein leidenſchaftlicher Verehrer der Muſik ſei.

— Und ich liebe die Muſik, wie Keiner ſonſt! — rief Emerenzija aus.

— Sie lieben ſie nicht nur — warf Peter Waſſiljewitſch ein — Sie ſind auch eine vortreffliche Virtuoſin.

— Wirklich? — fragte Boris Andrejitſch.

— Ja wohl! — fuhr Peter Waſſiljewitſch fort. — Sowohl Fräulein Emerenzija, als Fräulein Pelageja Kalimonowna, alle beide junge Damen ſpielen ausgezeichnet Clavier; beſonders Fräulein Emerenzija Kalimonowna.

Als Palinka ihren Namen hörte, wurde ſie roth und ſprang überraſcht von ihrem Seſſel auf, während Emerenzija die Augen niederſchlug.

— Ach, mes demoiselles — ſagte nun Boris Andrejitſch — Sie werden doch wohl die Güte haben . . . und mir das Vernügen nicht vorenthalten . . .

— Ich weiß wahrhaftig nicht . . . — ſtotterte Emerenzija; und indem ſie auf Peter Waſſiljewitſch einen ſchelmiſchen Blick warf, ſetzte ſie im Tone des Vorwurfs hinzu — aber, Peter Waſſiljewitſch! . . .

Peter Waſſiljewitſch jedoch, als ein Mann von poſitiver Art, wandte ſich ſofort an die Wirthin ſelbſt.

— Pelageja Iwanowna — ſagte er — veranlaſſen Sie doch Ihre Töchter uns Etwas vorzuſpielen oder zu ſingen!

— Ich weiß nicht, ob ſie heute bei Stimme ſind — erwiederte Pelageja Iwanowna. — Man kann ja aber verſuchen.

— Ja wohl! Verſuchet nur! Verſuchet nur! — ließ ſich auch der Vater vernehmen.

— Ach, maman, wie kann man denn . . .

— Emérence, quand je vous dis . . . diktirte halblaut, aber ſehr ernſt Pelageja Iwanowna. Sie hatte nämlich die auch vielen andern Müttern eigenthümliche Gewohnheit, den Kindern in Gegenwart von Fremden ihre Befehle und Inſtruktionen in franzöſiſcher Sprache zu ertheilen, mochten auch die Anweſenden in dieſer Sprache ſelbſt geläufig ſein. Es war dies um ſo mehr zu verwundern, als ſie ſelbſt das Franzöſiſche ziemlich ſchlecht beherrſchte und obendrein noch eine ſchlechte Ausſprache hatte.

Emerenzija erhob ſich.

— Was werden wir alſo vorſingen, maman? — fragte ſie gehorſam.

— Euer Duett. Es iſt ja ſo ſchön. Meine Töchter — fügte ſie, ſich an Boris Andrejitſch wendend, hinzu — beſitzen verſchiedene Stimmen. Emerenzija hat eine Diskantſtimme . . . .

— Soprano, wollen Sie ſagen?

— Ach ja, Somprano. Palinka dagegen hat eine Contraltſtimme.

— Ach, ein Contralto! Das iſt köſtlich.

— Ich kann heute nicht ſingen — ſagte auf einmal Palinka mit Anſtrengung. — Ich bin heiſer.

Ihre Stimme ähnelte in dieſem Augenblicke auch wirklich mehr dem Baß, als dem Contralto.

— So? Nun, in dieſem Falle ſingt uns Emerenzija

ihre Arie vor — Du weißt ſchon, welche . . . Deine italieniſche Lieblingsarie. Palinka wird dich accompagniren.

— Jene Arie, — weißt du noch? — mit den Trillern, — ergänzte der Vater.

— Die Bravour-Arie kommandirte die Mutter.

Die Fräuleins gingen auf das Clavier zu. Palinka hob den Deckel in die Höhe, legte auf das Pult ein Heft geſchriebener Noten und ſetzte ſich nieder. Emerenzija nahm ſtehend neben ihr Platz, kaum merklich, aber mit Grazie unter den auf ſie gerichteten Blicken der Gäſte kokettirend. Endlich fing ſie an zu ſingen — wie überhaupt ſolche junge Damen zu ſingen pflegen: weinerlich und tremulirend. Die Ausſprache war höchſt undeutlich; aber aus einigen Naſentönen konnte man entnehmen, daß ſie italieniſch ſang. Gegen den Schluß löſte ſich die Arie wirklich in Triller auf, zur großen Freude Kalimon Iwanitſch's. Er richtete ſich in ſeinem Seſſel in die Höhe und rief aus: „Nur zu! Nur zu!" Sie aber wurde mit dem letzten Triller eher fertig, als ſie ſollte, ſo daß ihre Schweſter einige Takte allein ſpielen mußte. Dies hinderte jedoch Boris Andrejitſch nicht, ſein Entzücken zu äußern und Emerenzija Elogen zu machen. Peter Waſſiljewitſch wiederholte zweimal hinter einander: Sehr gut! Sehr gut! und fügte dann hinzu: „Nun ſollten Sie uns aber auch etwas Ruſſiſches vortragen, ſo zum Beiſpiel „Solowei" oder „Saraphan" oder gar ein Zigeunerlied! Nicht wahr? Wir müſſen doch wohl offen

geſtehen, daß dieſe fremdländiſchen Lieder eigentlich nicht für unſer Einen geſchrieben ſind."

— Ganz recht! äußerte ſich Kalimon Iwanitſch.

— Chantez . . . le „Saraphan"! — dictirte halblaut und mit der früheren Strenge die Mutter.

— Nein! Nicht „Saraphan"! fiel Kalimon Iwanitſch ein — lieber „Wir zwei Zigeunerinnen" oder „Zieh' die Mütze und bück' dich tiefer" . . . Weißt ſchon, was ich meine!

— Papa! Sie machen es immer ſo — erwiederte Emerenzija und ſang „Zieh' die Mütze". Und zwar trug ſie es nicht übel vor. Kalimon Iwanitſch ſang mit und ſchlug mit den Füßen den Takt, ſo daß Peter Waſſiljewitſch außer ſich vor Entzücken kam.

— Das iſt ganz etwas Anderes! Das heißt ganz nach unſerem Geſchmack! — ſagte er ohne Unterlaß. — Ergötzlich, Emerenzija Kalimonowna! . . . Jetzt erſt ſehe ich klar, daß Sie berechtigt ſind, ſich Liebhaberin der Kunſt und Künſtlerin zugleich zu nennen . . . Ja wohl! Liebhaberin und Künſtlerin!

— Aber Sie erweiſen mir zu viel Ehre — erwiederte Emerenzija, und wollte ſich auf ihren Platz begeben. Doch:

— à présent le „Saraphan"! — fing von neuem die Mutter an.

Emerenzija ſang auch den „Saraphan", jedoch nicht mit demſelben Erfolg, den das frühere Lied errungen hatte, wenn auch der Applaus nicht ausblieb.

— Jetzt ſolltet Ihr noch Eure vierhändige Sonate

ſpielen — ließ ſich Frau Pelageja Iwanowna kurz darauf hören — Doch . . . wir ſparen ſie wohl beſſer für ein anderes Mal auf. Sonſt wäre zu befürchten, daß wir Herrn Wjaſownin langweilen.

— Aber bitte . . . — fiel Boris Andrejitſch ein.

Palinka beeilte ſich indeß bereits das Clavier zu ſchließen, und auch Emerenzija erklärte ſich müde. Boris Andrejitſch hielt es für ſeine Pflicht, ſeine Elogen zu wiederholen.

— Ach, Monſieur Wjaſownin! — antwortete ſie — Sie werden wohl ſchon beſſere Sängerinnen gehört haben. Ich kann mir ſchon denken, was mein Singen für Sie für Werth haben mag. Freilich, Bomerius, als er unſere Stadt beſuchte, ſagte er zu mir — ich darf wohl annehmen, daß Sie von Bomerius gehört haben?

— Nein! Was iſt das für ein Bomerius?

— Nein? Ein ausgezeichneter Violinſpieler, der in Pariſer Conſervatorien ſtudirt hat. Ein ganz wunderbarer Virtuos! . . . Alſo, er ſagte zu mir: Wiſſen Sie, Mademoiſelle, bei Ihrer Stimme — und wenn ſich noch die Gelegenheit bieten ſollte, dieſelbe bei einem tüchtigen Lehrer auszubilden, können Sie es unzweifelhaft noch zu Bedeutendem bringen . . . Alle Finger hat er mir nach einander geküßt . . . Aber wo ſoll hier an Ausbildung zu denken ſein!

Emerenzija begleitete die letzten Worte mit einem Seufzer.

— Freilich! — erwiederte Boris Andrejitſch. —

Jedoch bei Ihrem Talent . . . Er ſtockte und ſchielte mit höflich auffordernden Augen nach der andern Seite.

— Emérence, demandez pourquoi que le diner — erhob Pelageja Iwanowna wiederum ihre Stimme.

Oui, maman — replicirte Emerenzija und verließ mit einem graziöſen Hüpfer über die Schwelle, den ſie wohl unterlaſſen hätte, wenn keine Gäſte zugegen geweſen wären, das Zimmer.

Boris Andrejitſch ging indeſſen auf Palinka zu. „Wenn hier die Familie Larin realiſirt wäre“, ſo dachte er bei ſich, „ſollte das Fräulein dann nicht die Tatjana ſein?“

Er ging alſo auf ſie zu, während ſie ſelbſt mit offenbarer Angſt ſein Nähertreten verfolgte.

— Sie haben Ihr Fräulein Schweſter vortrefflich begleitet — fing er an — ganz vortrefflich!

Palinka gab keine Antwort, erröthete aber bis an die Ohren.

— Ich bedaure ſehr, daß es mir nicht vergönnt war, das Duett zu hören . . . Aus welcher Oper iſt das Duett, wenn ich fragen darf?

Die Augen Palinka's fingen an, ſich unruhig zu bewegen.

Wjaſowmin wartete ihre Antwort ab; die Antwort blieb aus.

Welche Muſik ziehen Sie vor? — fragte er wieder nach einer kurzen Pauſe — die italieniſche oder die deutſche?

Palinka's Augen ſuchten den Boden.

— Pélagie, répondez donc! — flüſterte ihr aufgeregt Pelageja Iwanowna zu.

— Jedwede — antwortete Palinka haſtig.

— Indeſſen — erwiederte Boris Andrejitſch — das wäre ſchwer zu verſtehen! Zum Beiſpiel Beethoven — ein Genie erſten Ranges! Jedoch wird auch er nicht von Allen anerkannt.

— Ja wohl! verſetzte Palinka.

— Die Kunſt iſt unendlich mannigfaltig — fuhr der unerſchrockene Boris Andrejitſch fort.

— Ja wohl! — antwortete Palinka. —

Die Unterhaltung dauerte nicht lange.

— Nein — dachte ſich Boris Andrejitſch, indem er ihr den Rücken wandte — keine Tatjana. Das iſt ganz einfach die perſonificirte Angſt.

An demſelben Tage beklagte ſich vor dem Schlafengehen mit Thränen in den Augen die arme Palinka bei ihrem Stubenmädchen, wie der Gaſt ſie heute mit der Muſik gequält habe und wie ſie ihm nicht habe antworten können; und daß ſie ſich immer unglücklich fühle, wenn Gäſte vorfahren: die Mutter ſchimpft nur nachher — das iſt alle Freude, die man davon hat!"

Bei Tiſch wurde Boris Andrejitſch ein Platz zwiſchen Kalimon Iwanitſch und Emerenzija angewieſen. Das Mittageſſen war ganz ruſſiſch, ohne Künſteleien und ſättigend, weshalb es auch Peter Waſſiljewitſch beſſer ſchmeckte, als die erkünſtelten Gerichte bei Sofia Kirillowna. Neben ihm ſaß

Palinka, die endlich ihre Schüchternheit insoweit bewältigt hatte, daß sie seine Fragen beantworten konnte. Dagegen unterhielt Emerenzija ihren Nachbar mit so viel Eifer, daß er es zuletzt kaum aushalten konnte. Sie hatte die Gewohnheit, den Kopf nach rechts zu beugen, um den Bissen von der linken Seite aus dem Munde zuzuführen — es nahm sich so allerliebst aus! Doch diese Gewohnheit war es, die Boris Andrejitsch besonders mißfiel. Ferner wollte es ihm nicht behagen, daß sie nur von sich sprach, und nicht anstand, ihm gefühlvollst die geringsten Details aus ihrer Lebensgeschichte anzuvertrauen. Jedoch als höflicher Mann ließ er seine Empfindungen nicht merken, so daß Peter Wassiljewitsch, der ihn die ganze Zeit beobachtete, sich keine Rechenschaft geben konnte, welchen Eindruck Emerenzija auf seinen Freund gemacht hatte.

Nach Tisch versank Kalimon Iwanitsch plötzlich in ein tiefes Nachsinnen, oder, richtiger gesagt, in eine Art Betäubung. Er war gewöhnt, zu dieser Zeit ein Schläfchen zu halten, und obwohl er, als er bemerkte, daß die Gäste die Absicht hatten sich zu verabschieden, einige Male bemerkte: „Aber nicht doch, meine Herren! Weshalb diese Eile? Wir könnten doch noch eine Partie mit einander spielen . . . “, war er im Grunde seiner Seele zufrieden, als er sah, daß sie endlich nach ihren Mützen griffen. Pelageja Iwanowna dagegen lebte jetzt erst eigentlich auf und suchte die Gäste mit einer besonderen Beharrlichkeit zurückzuhalten. Emerenzija war ihr dabei eifrig behilflich und gab sich jegliche Mühe, sie zum Bleiben zu bereden.

Sogar Palinka ermannte ſich zu einem: „Mais messieurs!“ Peter Waſſiljewitſch antwortete weder bejahend noch verneinend; er ſchaute jedesmal auf ſeinen Freund Boris Andrejitſch. Dieſer beſtand jedoch höflich und zugleich kategoriſch auf dem Entſchluſſe, nach Hauſe zurückzukehren. Mit einem Worte, es ſpielte ſich hier grade das Gegentheil von dem ab, was ſich bei dem Abſchiede von Sofia Kirillowna ereignet hatte. Nachdem die Gäſte ihr Verſprechen gegeben hatten, ihren Beſuch bald zu wiederholen, entfernten ſie ſich endlich. Die liebenswürdigſten Blicke Emerenzija's begleiteten ſie bis zum Speiſezimmer. Kalimon Iwanitſch folgte ihnen ſogar bis in das Vorzimmer, und nachdem er dort zugeſehen hatte, wie der hurtige Diener Boris Andrejitſch's die Herren in ihre Pelze einhüllte, ihnen die Shawls umwarf und die Füße mit warmen Stiefeln bekleidete, kehrte er in ſein Kabinet zurück. Inzwiſchen hatte Palinka von ihrer Mutter eine Strafpredigt anhören müſſen und ſich in ihr Zimmer entfernt, während die beiden, bisher in Schweigen verſunken geweſenen Frauenzimmer — die Eine mit der Haube, die Andere im dunkeln Tüchelchen — Emerenzija zu ihrer neuen Eroberung gratulirten.

Die Freunde ſchwiegen anfangs auf ihrem Wege. Boris Andrejitſch lächelte, durch den aufgeſchlagenen Kragen ſeines Pelzes vor Peter Waſſiljewitſch verborgen, ſtill vor ſich hin, und wartete ab, bis ihn Letzterer anreden würde.

— Wieder fehlgeſchlagen! — rief Peter Waſſiljewitſch aus.

Diesmal jedoch konnte man in seiner Stimme eine gewisse Unentschlossenheit wahrnehmen. Indem er sich anstrengte, Boris Andrejitsch durch seinen Pelzkragen anzusehen, fügte er fragend hinzu:

— Nicht wahr, fehlgeschlagen?

— Richtig! — erwiederte lachend Boris Andrejitsch.

— Ich habe es mir gedacht — erwiederte Peter Wassiljewitsch. Nach einer Pause begann er wieder: — Indessen, ich möchte doch hören, inwiefern denn eigentlich die Geschichte fehlgeschlagen ist. Was geht denn eigentlich diesem Fräulein ab?

— Es geht ihr Nichts ab. Im Gegentheil, es ist von Allem etwas zu viel an ihr.

— Was wollen Sie damit sagen: zu viel?

— Nun ja! Zu viel.

— Erlauben Sie, Boris Andrejitsch, ich verstehe Sie nicht. Wenn Sie von ihrer Bildung sprechen, wäre denn das zu rügen? Was hingegen den Charakter, das Benehmen . . .

— Ei was, Peter Wassiljewitsch! — erwiederte Boris Andrejitsch — Eines wundert mich nur: daß Sie mit Ihrem klaren Blick diese plappernde Emerenzija nicht durch und durch erkannt haben. Diese erheuchelte Liebenswürdigkeit, diese unaufhörliche Selbstvergötterung, diese bescheidenthuende Selbstüberschätzung, diese Nachsicht eines Engels, der von den Höhen des Himmels auf die bedauernswerthen Erdbewohner herunterſieht — aber wozu noch weiter reden! Doch da wir schon so weit sind, so muß ich gestehen, daß

ich, wenn es darauf ankäme, mich zwanzig Mal eher entſchließen würde, ihre Schweſter zu heirathen. Sie verſteht wenigſtens zu ſchweigen.

— Nun ja, Sie haben Recht! — erwiederte kaum hörbar der enttäuſchte Peter Waſſiljewitſch. Dieſes ungewöhnte Betragen von Seiten Boris Andrejitſch's machte ihn betroffen.

— Nein, — ſagte er zu ſich, und zwar zum erſten Male ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Wjaſowmin, — wir paſſen nicht für einander . . . Er iſt zu gelehrt für mich.

Wjaſowmin ſeinerſeis ließ auch, indem er den Mond betrachtete, der tief am weißgezeichneten Horizonte ſtand, ſeinen Gedanken freien Lauf: Wiederum ganz und gar wie in Puſchkins „Onjegin“ . . .

Rund und roth von Angeſicht . . .

— Lensky nimmt ſich über die Maßen hübſch aus — und ich ſelbſt, als Onjegin, nicht minder.

— Vorwärts, vorwärts, Larjuſchka! — fügte er laut hinzu.

Und Larjuſchka, ſein graubärtiger Kutſcher, trieb die Pferde zu raſcherem Trabe an.

— Alſo nicht nach Wunſch? — fragte Boris Andrejitſch in ſcherzhaftem Tone ſeinen Freund, indem er mit Hilfe ſeines Dieners vom Schlitten ſtieg und ſich anſchickte, die Treppe ſeines Hauſes hinanzuſchreiten. — Nun, Peter Waſſiljewitſch, habe ich Recht?

Aber Peter Waſſiljewitſch blieb ihm die Antwort ſchuldig. Er ging nach Hauſe, um zu ſchlafen. —

Emerenzija, die eine ausgedehnte und lebhafte Correſpondenz unterhielt, ſchrieb am anderen Tage ihrer Freundin: — Geſtern beſuchte uns ein neuer Gaſt, unſer Nachbar Wjaſownin. Er iſt ein netter, liebenswürdiger Mann, dem man bald anſieht, daß er ſehr gebildet iſt. Soll ich es Dir in's Ohr ſagen? . . . Ich vermuthe, auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Aber beruhige Dich, mon amie: mein Herz blieb ungerührt, und Valentin hat Nichts zu fürchten. —

Der betreffende Valentin war Lehrer am Gymnaſium des Gouvernements. In der Stadt hielt er in ſeiner Lebensweiſe keine Schranken inne, auf dem Dorfe aber ſeufzte er nur platoniſch und mit dem Ausdruck der Hoffnungsloſigkeit nach ſeiner Emerenzija.

Unſere Freunde kamen am nächſten Tage nach alter Gewohnheit wieder zuſammen. Ihre Lebensweiſe war nach wie vor die alte.

Es verſtrichen zwei Wochen. Boris Andrejitſch erwartete jeden Tag eine neue Einladung; aber Peter Waſſiljewitſch ſchien ſein Vorhaben ganz aufgegeben zu haben. Boris Andrejitſch fing nun ſelbſt an, das Geſpräch auf die Wittwe, auf die Tichodujeff'ſche Familie zu lenken, und machte endlich Andeutungen, daß jede Sache doch wenigſtens dreimal verſucht werden müſſe. Aber Peter Waſſiljewitſch ließ in keiner Weiſe vermuthen, daß er die Andeutungen ſeines Freundes verſtehe. Eines Tages nun hielt Boris Andrejitſch nicht länger mit ſeinen Worten zurück und begann:

— Wie ſoll ich das eigentlich deuten, Peter Waſſiljewitſch? Es hat den Anſchein, als ob ich Sie jetzt an Ihr Verſprechen erinnern ſollte?

— Welches Verſprechen?

— Erinnern Sie ſich nicht mehr, daß Sie die Abſicht hatten, mich zu verheirathen? Ich warte darauf.

Peter Waſſiljewitſch beſchrieb auf ſeinem Seſſel eine Drehung.

— Aber Sie ſind ja ſo wähleriſch! Mit Ihnen läßt ſich Nichts anfangen. Weiß der liebe Himmel, was Sie für Anſprüche machen. Es ſieht ſo aus, als ob hier gar keine Braut nach Ihrem Geſchmack vorhanden wäre.

— Das iſt nicht ſchön von Ihnen, Peter Waſſiljewitſch. Sie ſollten nicht ſo leicht verzweifeln. Die erſten paar Male ging es nicht — nun was macht es denn aus? Uebrigens hat mir ja die Wittwe gefallen. Sobald Sie mich im Stiche laſſen, fahre ich zu ihr.

— Nun, fahren Sie in Gottes Namen!

— Aber, Peter Waſſiljewitſch, ich verſichere Ihnen, daß ich es mit dem Heirathen ernſt nehme. Führen Sie mich doch noch irgend wohin!

— Aber ich wüßte ſonſt Niemand mehr; in der ganzen Umgegend nicht!

— Das iſt nicht möglich, Peter Waſſiljewitſch. Als ob hier in der Nachbarſchaft ſchon gar kein hübſches Frauenzimmer mehr aufzufinden wäre!

— Es giebt deren ſchon . . . aber die würden nicht für Sie paſſen.

— Aber, nennen Sie mir doch wenigstens irgend Eine!

Peter Wassiljewitsch preßte den Bernstein seiner Pfeifenspitze zwischen den Zähnen zusammen.

— Nehmen wir zum Beispiel Wjerotschka Barssukowa — sagte er endlich — wer könnte besser sein als sie? Aber nicht für Sie ist dieses Mädchen.

— Warum nicht?

— Sie ist zu einfach.

— Um so besser, Peter Wassiljewitsch! Um so besser!

— Und der Vater ist ein zu komischer Kauz.

— Das hat auch nichts zu sagen. Freundchen, machen Sie mich bekannt mit . . . wie haben Sie sie genannt?

— Barssukowa.

— Mit Fräulein Barssukowa! . . . Ich bitte Sie.

Boris Andrejitsch ließ Peter Wassiljewitsch keine Ruhe, bis er ihm das Versprechen abgenommen, diese Bekanntschaft anzubahnen.

Zwei Tage später fuhren sie auch wirklich hin.

Die Familie Barssukow bestand aus zwei Personen: aus dem Herrn, einem Fünfziger, und seiner Tochter, einem neunzehnjährigen Mädchen. Peter Wassiljewitsch nannte den Vater nicht umsonst einen komischen Kauz; er war es wirklich, und in hohem Maße. Nachdem er seine Studien in einer Kronsanstalt glänzend absolvirt hatte, war er in den Marinedienst eingetreten und hatte bald

die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten auf ſich gelenkt. Nichts deſtoweniger hatte er plötzlich den Dienſt quittirt, ſich verheirathet, ſeinen Wohnſitz auf dem Lande genommen, und hier wurde er von Tag zu Tag träger, ſodaß es ſchließlich dahin mit ihm kam, daß er nicht nur niemals ausfuhr, ſondern ſogar nicht aus ſeinem Zimmer heraus kam. In ſeinem kurzen, mit Haſenfell gefütterten Rocke und den Pantoffeln ohne Hacken, pflegte er den ganzen Tag, die Hände in den Taſchen ſeiner weiten Hoſe, bald ſingend, bald pfeifend, in ſich verſenkt von einer Zimmerecke zu der andern zu ſpazieren. Und was man ihm auch ſagen mochte, auf Alles antwortete er lächelnd: „Brau, brau!“ Das ſollte ſoviel heißen, als: „Bravo, bravo!“

— Wiſſen Sie, Stepan Petrowitſch — ſagte zu ihm zum Beiſpiel ein vorgefahrener Nachbar (und die Nachbarn beſuchten ihn gern, denn einen zweiten, ſo gaſtfreundlichen und zuvorkommenden Mann gab es ſchwerlich) — wiſſen Sie, man ſagt, daß in Bieleff die Roggenpreiſe bis auf 13 Banko-Rubel geſtiegen ſind?

— Brau, brau! — antwortete ruhig Barſſukow, obwohl er erſt vor Kurzem dieſelbe Waare mit $7\frac{1}{2}$ Rubel verkauft hatte.

— Haben Sie ſchon gehört, daß Ihr Nachbar Pavel Fomitſch 20,000 Rubel verſpielt hat?

— Brau, brau! — antwortete mit derſelben Ruhe Barſſukow.

— In Schlikoff ſoll eine Seuche ausgebrochen ſein — bemerkte ein anderer, neben ihm ſitzender Herr.

— Brau, brau!

— Fräulein Lapin iſt mit dem Verwalter auf und davon . . .

— Brau, brau, brau!

Und ſo ging es bis in's Unendliche. Meldete man ihm, daß ſein Pferd erkrankt, der Jude mit Waaren eingetroffen, daß die Uhr von der Wand verſchwunden ſei, daß der Dienſtburſche ſeine Stiefel verlegt habe — auf Alles gab er nur eine Antwort: „Brau, brau!" Und nichtsdeſtoweniger war bei ihm keine beſondere Unordnung zu bemerken. Seine Bauern waren wohlhabend, und er ſelbſt machte nie Schulden. — Sein Aeußeres war ſehr einnehmend. Sein rundes Geſicht mit den großen braunen Augen, der feinen, regelmäßigen Naſe und den quellenden Lippen erregte Aller Verwunderung. Dieſe jugendliche Friſche wurde noch auffallender durch ſein ſchneeweißes Haar. Ein kaum merkliches Lächeln lagerte faſt beſtändig um ſeine Lippen, und noch mehr als um die Lippen, in den Grübchen ſeiner Wangen. Er lachte für gewöhnlich nicht; aber mitunter — übrigens ſehr ſelten — wandelte ihn ein convulſiviſches Lachen an, nach dem er ſich jedes Mal unwohl fühlte. Außer ſeiner üblichen Ausrufung pflegte er ſehr wenig zu ſprechen; und war er dazu genöthigt, ſo ſprach er nur das Allernothwendigſte mit den gelungenſten Abkürzungen.

Seine Tochter Wjerotſchka hatte große Aehnlichkeit mit

ihm, ſowohl im Antlitz und dem Ausdruck ihrer dunkeln Augen, die durch die zarte Farbe ihres blonden Haares noch dunkler erſchienen, als auch in ihrem Lächeln. Sie war von mittlerem Wuchs und zart gebaut. Sie bot nichts beſonders Anziehendes dar, aber man durfte ſie nur anſehen oder ihre Stimme hören, um ſich ſagen zu müſſen: „das iſt ein ſeelenvolles Weſen.“ Vater und Tochter hingen ſehr aneinander. Die ganze Hauswirthſchaft lag auf ihren Schultern, und ſie gab ſich gern mit ihr ab. — Von anderen Beſchäftigungen wußte ſie nichts. Peter Waſſiljewitſch hatte ſich ganz richtig geäußert, daß ſie ein „einfaches Mädchen“ ſei.

Als Peter Waſſiljewitſch und Boris Andrejitſch bei Barſſukow ankamen, fanden ſie ihn, wie gewöhnlich in ſeinem Kabinet auf und ab ſpazierend. Dieſes Kabinet, das man auch Gaſt- oder Speiſezimmer zu nennen berechtigt war, da in ihm Gäſte empfangen und der Tiſch gedeckt wurde, nahm mehr als die Hälfte von dem kleinen Häuschen Barſſukow's ein. Die Möbel waren nicht ſchön, aber bequem. Längs der einen Wand ſtand ein breites, weiches Sopha, mit einer ganzen Anzahl von Kiſſen ausgeſtattet — ein Sopha, das allen Gutsbeſitzern in der Umgegend gut bekannt war: es ſaß ſich ſehr angenehm auf ihm. In den übrigen Zimmern ſtanden nur Stühle, hier und da ein Tiſchchen oder Schrank. Alle dieſe Räume waren Durchgangszimmer und wurden von Niemand bewohnt. Das kleine Schlafgemach Wjerotſchka's lag gegen den Garten, und außer ihrem ſauberen Bett, einem Waſch-

tiſchchen mit einem kleinen Spiegel und einem einzigen Seſſel fand ſich auch dort kein Möbel vor. Dafür aber ſtanden in jedem Winkel Flaſchen mit Fruchtliqueuren und Büchſen mit Confitüren, Alles mit Aufſchriften von Wjerotſchka's Hand verſehen.

Nachdem Peter Waſſiljewitſch das Vorzimmer betreten, wollte er ſich und Boris Andrejitſch auch ſofort anmelden laſſen; aber ein Junge in einem langſchößigen Rocke, den ſie im Zimmer antrafen, ſah ihn bei ſeinem Auftrag nur an, um ihm hurtig den Pelz abzunehmen und die Herren zum Eintritt aufzufordern. Die Freunde betraten alſo das Kabinet Stepan Petrowitſch's. Peter Waſſiljewitſch ſtellte Boris Andrejitſch vor.

Stepan Petrowitſch drückte letzterem die Hand und fügte hinzu:

— Freut mich ſehr . . . Kalt, nicht wahr? . . . Ein Schnäpschen? — Mit dem Kopfe nach dem Tiſche winkend, auf dem ſchon Alles bereit ſtand, ſetzte er ſein Auf- und Abgehen im Zimmer fort.

Boris Andrejitſch leerte ein Gläschen; ſeinem Beiſpiele folgte auch Peter Waſſiljewitſch, und Beide nahmen auf dem mit den vielen Kiſſen ausgeſtatteten Sopha Platz. Boris Andrejitſch fühlte ſich bald ſo behaglich, daß er die Empfindung hatte, als ob er ſein ganzes Leben auf dieſem Sopha geſeſſen hätte und ſeit jeher mit dem Hauswirth bekannt geweſen wäre. Daſſelbe Gefühl empfanden auch alle Anderen, die bei Barſſukow verkehrten.

Er war an dieſem Tage nicht allein; man fand ihn

überhaupt ſelten allein. Diesmal ſaß ein Beamter von der Sorte der ſtillen Waſſer bei ihm, ein Mann mit zuſammengeſchrumpftem Altweiber-Geſicht, mit einer Habichtsnaſe und unruhigen Augen — ein ganz verwelktes Männchen, das noch vor nicht langer Zeit einen warmen Poſten bekleidet hatte, gegenwärtig aber unter Gericht ſtand. Mit der einen Hand ſich an's Halstuch klammernd, mit der andern den Bruſtlatz ſeines Frackes faſſend, verfolgte er Stepan Petrowitſch unausgeſetzt mit den Augen. Er wartete, bis die Gäſte ihre Plätze eingenommen, und ſagte dann mit einem tiefen Seufzer:

— Nein, Stepan Petrowitſch! Einen Menſchen zu verdammen iſt nicht ſchwer. Aber Sie kennen doch wohl das Sprichwort: „Es ſündigt der ehrliche Mann, es ſündigt der Dieb — Alle leben nur durch die Sünde, und wir thun es auch ſo.“

— Brau . . . — begann ſchon Stepan Petrowitſch, hielt aber inne und fügte hinzu: — ein ſchlechtes Sprichwort das!

— Wer könnte es leugnen? Freilich ein ſchlechtes — erwiederte das verdorrte Männchen. — Aber was iſt zu machen? Die Noth iſt ja kein Freund: ſie frißt Deine Ehrlichkeit auf. Ich wäre bereit, mich dieſen edeln Herren anzuvertrauen, wenn ſie nur bereit wären, meine Angelegenheit entgegenzunehmen.

— Iſt es geſtattet, zu rauchen? — fragte Boris Andrejitſch den Wirth.

Letzterer nickte bejahend.

— Freilich — fuhr der ſeines Dienſtes entſetzte Beamte fort — auch ich war mehr als einmal gegen mich ſelbſt unwillig und empfand gegen die ganze Welt eine gewiſſermaßen edle Entrüſtung . . .

— Von Spitzbuben erſonnen! — unterbrach ihn Stepan Petrowitſch.

Der Beamte erzitterte.

— Was wollen Sie damit ſagen, Stepan Petrowitſch? Doch nicht etwa, daß die edle Entrüſtung von Spitzbuben erſonnen ſei?

Stepan Petrowitſch nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

Der Gemaßregelte ſchwieg und brach dann plötzlich in ein klangloſes Lachen aus, bei welcher Gelegenheit zum Vorſchein kam, daß er keinen einzigen Zahn mehr im Munde hatte, obwohl er ſonſt eine ziemlich reine Sprache führte.

Ha, ha, ha, Stepan Petrowitſch! Sie bringen immer etwas Originelles zu Stande. Unſer Anwalt ſagt nicht umſonſt von Ihnen, daß Sie ſich auf echte Calembours verſtehen.

— Brau, Brau! — erwiederte Barſſukow.

In dieſem Augenblick that ſich die Thür auf und Wjerotſchka trat ein. Feſten, doch leichten Schrittes trug ſie in beiden Händen eine grüne, runde Tablette, auf der zwei gefüllte Taſſen und eine Sahnkanne ſtanden. Ein dunkelgraues Kleid umſchloß leicht angeſchmiegt ihre feine Taille. Boris Andrejitſch und Peter Waſſiljewitſch erhoben ſich beide vom Sopha. Sie antwortete mit einem

Knix, ohne die Tablette aus den Händen zu laſſen, und indem ſie ſie dann auf den Tiſch ſchob, ſagte ſie:

— Da iſt auch Kaffee für Sie!

— Brau! — erwiederte der Vater. — Noch zwei — fügte er hinzu, auf die Gäſte deutend. — Boris Andrejitſch . . . meine Tochter.

Boris Andrejitſch machte zum zweiten Male eine Verbeugung.

— Iſt Kaffee gefällig? — fragte ſie, ihn mit Ruhe anſehend. — Bis Mittag ſind es noch anderthalb Stunden.

— Mit Vergnügen! — antwortete Boris Andrejitſch.

Wjerotſchka wandte ſich an Krupitzin.

— Und Sie, Peter Waſſiljewitſch?

— Auch ich werde bitten.

— Sogleich. Ich habe Sie ſchon lange nicht geſehen, Peter Waſſiljewitſch.

Sie entfernte ſich.

Boris Andrejitſch ſah ihr nach und beugte ſich flüſternd zu ſeinem Freunde:

— Aber ſie iſt ja ſehr nett . . . Und dabei — was für ein ungezwungenes Benehmen!

— Das macht die Gewohnheit — erwiederte Peter Waſſiljewitſch. — Hier im Hauſe iſt es wie in einer Schenke: der Eine tritt aus, der Andere tritt ein.

Wie zur Beſtätigung dieſer letzten Worte trat ein neuer Gaſt ein. Es war ein breitſchultriger Mann, oder, wie ſich in unſerer Gegend die Alten ausdrücken: ein kugelrundes Männchen, mit großem Kopfe, großen Augen und

ebenſolchen Lippen, und mit zauſigem Haar. Ueber ſeinen Zügen lagerte beſtändige Unzufriedenheit — es war ein ſaures Geſicht. Er ſtak in einem bequemen Rock und wackelte im Gehen mit dem ganzen Körper. Erſt nachdem er ſchwerfällig auf das Sopha niedergeſunken, ſagte er ein: „Grüß' Gott!“ wobei er ſich übrigens an keinen beſonders wendete.

— Ein Schnäpschen? — fragte ihn Stepan Petrowitſch.

— Nein! Was Schnäpschen! — antwortete der neue Gaſt. — Wer denkt an Schnäpschen! . . . Guten Morgen, Peter Waſſiljewitſch — ſetzte er hinzu, nachdem er ſich umgeſehen.

— Guten Morgen, Michej Michejitſch! — antwortete Peter Waſſiljewitſch. — Woher?

— Woher? Nun, ſelbſtverſtändlich aus der Stadt. Nur Ihr ſeid ſo glücklich, nicht nach der Stadt fahren zu dürfen. Aber ich, Dank der Vormundſchaft und Dank jenem Herrchen — da — fügte er hinzu, mit dem Finger auf den unter Gericht ſtehenden Beamten hinweiſend — . . . ich habe meine Pferde ſchier todtgefahren und bin in der Stadt nicht zu Athem gekommen. Daß es ihm vergolten werde!

— Geſtatten Sie mir, Sie zu begrüßen, Michej Michejitſch — ließ ſich das „Herrchen“ vernehmen.

Michej Michejitſch ſah ihn an.

— Da hört ſich Verſchiedenes auf! Sag doch einmal, wandte er ſich mit gekreuzten Armen an ihn — wann wirſt Du denn endlich aufgeknüpft werden?

Das „Herrchen" fühlte ſich verletzt.

— Du hätteſt es ſchon längſt verdient! Bei Gott, Du ſollteſt aufgeknüpft werden! Die Regierung iſt viel zu nachläſſig gegen Eures Gleichen — das iſt es. Macht es Dir denn viel Sorgen, daß Du unter Gericht ſtehſt? I bewahre! Nicht im Geringſten! Nur Eins wird Dich betrüben: daß es nämlich jetzt nicht mehr geht . . . „Iſt einmal geweſen!" wie die Deutſchen ſagen. — Und Michej Michejitſch machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er Etwas in der Luft erhaſcht hätte und ſich in die Taſche ſteckte. — Damit iſt's jetzt vorbei! Man kennt Euch. Ihr ſeid nicht wähleriſch: von Todten und Lebendigen — Alles iſt Euch recht.

— Sie belieben immer zu ſpaßen — erwiederte der alſo Geſchmähte — wollen aber dabei gar nicht in Betracht ziehen, daß der Gebende in ſeiner Macht hat zu geben, ebenſo wie der Nehmende zu nehmen. Zudem habe ich diesmal wahrhaftig nicht aus eigenem Antriebe gehandelt, ſondern mehr durch Veranlaſſung einer zweiten Perſon — wie ich bereits erklärt habe.

— Nun ja, freilich! — bemerkte ironiſch Michej Michejitſch. — Der Fuchs hat ſich vor dem Regen unter die Egge geflüchtet. Nicht jeder Tropfen trifft ihn da . . . Aber ſage die Wahrheit: unſer Tſprawnik*) hat Dir doch eine tüchtige Lektion gegeben, nicht?

Der Ex-Beamte zuckte zuſammen.

---

*) Chef der Landpolizei.

— Das ist ein Mann . . . der allzu diensteifrig ist — brachte er endlich mit Mühe hervor.

— Recht so!

— Und trotzdem! Man muß auch diesem Herrn lassen, daß er . . .

— ein goldener Mensch ist, ein wahrer Schatz, he? — unterbrach ihn Michej Michejitsch, und fuhr, sich an Stepan Petrowitsch wendend, fort: — für solche Kerle und für Säufer ist er an seinem Platze, wie der Stein in der Mühle.

— Brau, brau! — bestätigte Stepan Petrowitsch.

In diesem Augenblicke trat wiederum Wjerotschka mit einer Tablette und zwei Tassen ein.

Michej Michejitsch begrüßte sie durch eine Verbeugung.

— Noch eine! — bedeutete sie der Vater.

— Aber warum bemühen Sie sich denn selbst? — warf Boris Andrejitsch ein, indem er ihr seine Tasse aus der Hand nahm.

— O, das ist doch keine Mühe! — antwortete Wjerotschka. — Den Diener möchte ich nicht hereinschicken: ich denke, es schmeckt so besser.

— Freilich, aus Ihren Händen . . .

Aber Wjerotschka hatte keine Zeit, sein Compliment zu Ende zu hören; sie verließ das Zimmer und kam bald mit einer neuen Tasse für Michej Michejitsch zurück.

— Haben Sie gehört, — begann Michej Michejitsch wieder, indem er seine Tasse leerte — Mavra Iljinischna liegt sprachlos darnieder.

Stepan Petrowitſch blieb ſtehen und richtete den Kopf etwas in die Höhe.

— Ja, ja! Leider iſt es ſo! — fuhr Michej Micheſitſch fort. — Ein Schlaganfall hat ſie getroffen. Sie wiſſen ja, daß ſie es ſtets liebte, ſehr gut und reichlich zu ſpeiſen. Nun, da ſitzt ſie vorgeſtern wieder bei Tiſche — auch Gäſte waren zugegen. Es wird Botwinja*) aufgetragen. Sie hatte ſchon zwei Teller genoſſen, verlangte aber noch einen, ſah plötzlich um ſich und ſagte, aber — wiſſen Sie — ihre Worte lang ausdehnend: „Nehmt die Botwinja weg! Alle, die hier ſitzen, ſehen ſo grün aus.“ . . . Und wie ſie das geſagt hatte, fiel ſie vom Seſſel herunter. Man ſtürzt hinzu, ſie aufzuheben, man fragt, was mit ihr geſchehen ſei — ſie kann aber nur durch Zeichen antworten, die Zunge verſagte ihr den Dienſt. Nebenbei erzählt man ſich noch, daß ſich unſer Kreisphyſikus bei dieſer Gelegenheit ganz beſonders ausgezeichnet habe. Er ſoll aufgeſprungen ſein und geſchrieen haben: „Einen Arzt! Holet einen Arzt!“ Er hatte ſich ganz verloren. Nun, ſeine Praxis iſt ja auch darnach. Er lebt ja nur von Leichen. . . .

— Brau, brau! — bemerkte Barſſukow nachdenkend.

— Auch wir haben heute Botwinja — ſagte Wjerotſchka, die unterdeſſen in einer Ecke Platz genommen hatte.

---

*) Ein ruſſiſches Eſſen, das ſich aus ſaurer Kräuterſuppe, eingeſchnittenen Gurken, Zwiebeln und geſalzenem Fiſche zuſammenſetzt.

— Womit denn bereitet? — Mit Stör? — fragte lebhaft Michej Michejitsch.

— Mit gekochtem und gedörrtem Stör.

— Das ist köstlich! Und da finden sich noch Leute, die behaupten wollen, Botwinja sei kein Essen für den Winter, weil sie kalt ist. Dummes Zeug! . . . Was meinen Sie, Peter Wassiljewitsch?

— Ganz und gar dumm! — antwortete dieser. — Hier im Zimmer ist es doch warm, nicht?

— Sehr warm.

— Und weshalb soll denn in einem warmen Zimmer keine kalte Speise genossen werden? Ich begreife das nicht.

— Ich auch nicht.

Auf diese Weise wurde das Gespräch noch ziemlich lange unterhalten. Der Hauswirth hatte sich an demselben fast gar nicht betheiligt und ging wie gewöhnlich auf und nieder. Bei Tisch wurden alle satt: so schmackhaft war Alles zubereitet, obwohl die Gänge einfach waren. Wjerotschka saß obenan, betheilte Alle mit Botwinja, schickte die andern Gänge herum, verfolgte mit den Augen, ob sich die Gäste auch genügend versahen, und gab sich Mühe, ihren Wünschen zuvorzukommen. Wjasownin saß neben ihr und ließ sie nicht aus den Augen. Wjerotschka konnte kein Wort sagen, ohne dabei gleich ihrem Vater zu lächeln. Wjasownin wandte sich dann und wann mit Fragen an sie, nicht etwa der Antwort wegen, sondern nur um dieses Lächeln zu sehen.

Nachmittags ſetzten ſich Michej Michejitſch, Peter Waſſiljewitſch und „das Herrchen“, deſſen eigentlicher Name Onuffri Iljitſch war, zum Kartenſpiel nieder. Michej Michejitſch äußerte ſich nicht mehr ſo derb über ihn, obwohl er noch immer fortfuhr, ihn aufzuziehen. Vielleicht, weil er bei Tiſch etwas zu viel Wein genoſſen hatte. Zwar erklärte er im Voraus beim jedesmaligen Ausgeben der Karten, daß ſich alle Aſſe und Trümpfe bei Onuffri vorfinden würden, daß dieſer „Gerichtsbeamte“ Schwindeleien treibe, daß er doch nun einmal ſolche Raubhände habe; dafür hielt er aber auch nicht mit ſeinem Lobe zurück, wenn Jener wirklich ein gutes Spielchen gemacht hatte.

— Sag', was Du willſt: freilich, Du biſt zweifellos ein ganz gehöriger Lump — ſagte er zu ihm — aber nichts deſtoweniger lieb' ich Dich doch . . . wahrhaftig! Denn erſtens liegt das in meiner Natur, und zweitens — überlegt man, ſo giebt es noch viel ſchlimmere Leute, als Du biſt. Ja, man kann ſagen, daß Du in Deiner Art noch ein anſtändiger Kerl biſt!

— Brav geſprochen, Michej Michejitſch! — erwiederte Onuffri Iljitſch, dem dieſe Worte Muth machten — Ihre Aeußerung hat ihre volle Wahrheit. Nur ſind es freilich die Verfolgungen und Verleumdungen . . .

— Nun, nun! Gieb weiter aus! — unterbrach ihn Michej Michejitſch. — Was Verfolgungen und Verleumdungen! Du ſollteſt noch Deinem lieben Gott danken, daß

Du nicht im Pugatſcheff'ſchen Thurme an einer Kette feſtgenagelt liegſt . . . Gieb weiter!

Onuffri Iljitſch beeilte ſich, die Karten auszugeben, lebhaft mit den Augen blinzelnd und noch gewandter als ſonſt den rechten Daumen mit ſeiner langen, ſpitzen Zunge befeuchtend.

Unterdeſſen ging Stepan Petrowitſch im Zimmer auf und ab, während Boris Andrejitſch ſich in Wjera's Nähe hielt. Ihr Geſpräch erlitt manche Unterbrechung — ſie entfernte ſich nämlich fortwährend — und die Unterhaltung war an ſich ſo unbedeutend, daß es ſchwer wäre, ihren Inhalt hier wiederzugeben. Er fragte, wer in der Nachbarſchaft wohne, ob ſie oft ausfahre, ob ſie die Hauswirthſchaft liebe. Auf die Frage nach ihrer Lektüre antwortete ſie: „Ich möchte wohl leſen, aber es fehlt mir an Zeit." Und trotzdem, als der Dienſtburſche im Kabinet erſchien und meldete, daß die Pferde angeſpannt ſeien, ward es ihm ſchwer, ſich zu entfernen, nur ſehr ungern mochte er dieſe ſeelenvollen Augen, dieſes klare Lächeln verlaſſen. Hätte ihn nur Stepan Petrowitſch ein wenig zurückgehalten, er wäre ſicherlich geblieben. Aber Stepan Petrowitſch that es nicht — nicht etwa, weil ihm der neue Gaſt nicht willkommen war, ſondern weil es bei ihm eingeführt war, daß, wer zur Nacht bleiben wollte, ſelbſt ſein Bett beſtellen mußte. Michej und Onuffri Iljitſch verfuhren auch ganz in dieſem Sinne. Sie nahmen ſogar ein gemeinſchaftliches Zimmer ein und unterhielten ſich dort bis ſpät nach Mitternacht. Ihre Stimmen drangen dumpf

bis in das Kabinet herein. Onuffri Iljitſch ließ ſich am meiſten hören; es ſchien, als ob er Etwas erzählte oder von Etwas überzeugen wollte, während ſein Genoſſe nur zuweilen, bald bezweifelnd, bald zuſtimmend, ein „hm!“ einmiſchte. Am andern Tage fuhren ſie nach Michej Michejitſch's Dorfe und von dort aus, ebenfalls zuſammen, nach der Stadt.

Auf dem Rückwege verharrten ſowohl Peter Waſſiljewitſch als Boris Andrejitſch längere Zeit in Schweigen. Peter Waſſiljewitſch war ſogar beim Klingeln der Schellen und der gleichmäßigen Bewegung des Schlittens eingeſchlummert.

— Peter Waſſiljewitſch! — ſagte endlich Boris Andrejitſch.

— Was denn? — fragte Peter Waſſiljewitſch, aus dem Schlafe fahrend.

— Warum fragen Sie mich denn nicht?

— Was ſoll ich fragen?

— Nun, wie Sie es früher gethan haben — ob es paſſe?

— Alſo wegen Wjerotſchka?

— Nun ja!

— Da haſt Du's! Habe ich ſie Ihnen denn vorgeſchlagen? Sie iſt nicht für Sie.

— Sie ſind ſehr im Irrthum. Sie gefällt mir viel mehr, als alle Ihre Emerenzija's und Sofia Kirillowna's.

— Was Sie ſagen!

— Ich ſpaße nicht.

— Aber wie geht denn das zu? Sie ist ja ein ganz einfaches Mädchen! Eine gute Wirthin vielleicht. Ist denn das aber Alles, was Sie brauchen?

— Und weshalb denn nicht? Vielleicht ist es eben das, was ich suche.

— Aber Boris Andrejitsch, wie ist denn das möglich? Wie geht denn das zu? Sie spricht ja kein Französisch!

— Was macht's? Kann man denn ohne Französisch nicht auskommen?

Peter Wassiljewitsch schwieg ein wenig.

— So was hätte ich gar nicht vermuthet . . . von Ihnen nämlich. Mir scheint immer noch, Sie spaßen.

— Nein, wirklich! Ich spaße nicht.

— Der liebe Gott soll aus Ihnen klug werden! Und ich dachte immer, daß sie nur für unser Einen passen könnte. Uebrigens, sie ist ja auch wirklich ein allerliebstes Mädchen.

Nachdem er dies gesagt, schob Peter Wassiljewitsch seine Mütze zurecht, grub den Kopf in die Kissen und schlief wieder ein. Boris Andrejitsch fuhr indessen fort, über Wjerotschka nachzudenken. Ihr Lächeln, die heitere Sanftmuth ihrer Augen schwebten ihm immer vor der Seele. Die Nacht war hell und kalt. Der Schnee spielte in bläulichem Lichte gleich einem Diamantenfelde. Der Himmel war sternklar, der kleine Bär funkelte hell, der gefrorene Schnee knarrte und knisterte unter dem Schlitten. Die bereiften und beeisten Baumäste ließen ein kaum hörbares Flüstern vernehmen und warfen im Mondenscheine

einen Glanz ab, als ob ſie aus Glas wären. In ſolcher Zeit ſpielt die Phantaſie beſonders gern ihre lockenden Weiſen. Wjaſowmin hatte Gelegenheit, dieſe Erfahrung jetzt auch an ſich zu machen. Was hatte er nicht durchdacht während der ganzen Zeit, bis der Schlitten vor ſeinem Hauſe hielt! Das Bild Wjerotſchka's ging ihm nicht aus dem Kopfe: es begleitete im Geheimen alle ſeine Gedanken.

Wie ſchon bemerkt, war Peter Waſſiljewitſch von dem Eindrucke überraſcht, den Wjerotſchka auf Boris Andrejitſch gemacht hatte. Seine Ueberraſchung ſtieg aber noch, als ihm zwei Tage ſpäter Boris Andrejitſch erklärte, daß er die feſte Abſicht habe, zu Barſſukow's zu fahren, und daß er ſich allein auf den Weg machen werde, falls ſein Freund nicht aufgelegt ſei, ihn zu begleiten. Peter Waſſiljewitſch antwortete ſelbſtverſtändlich, daß es ihn freue und daß er bereit ſei, mitzufahren. Unſere Freunde begaben ſich alſo wiederum zu Barſſukows. Wie jüngſt, trafen ſie auch diesmal einige Gäſte bei ihm an, denen Wjerotſchka ebenfalls mit Kaffee und Nachmittags mit Confitüren aufwartete. Wjaſowmin unterhielt ſich aber diesmal mehr mit ihr, als vor drei Tagen, das heißt, er ſprach mehr zu ihr. Er erzählte ihr von ſeinem früheren Leben, von Petersburg, von ſeinen Reiſen — kurz, von Allem, was ihm in den Kopf kam. Sie hörte ihm mit ruhiger Neugier zu, von Zeit zu Zeit lächelnd und ihn anſehend, ohne jedoch einen Augenblick ihre häuslichen Pflichten außer Acht zu laſſen: kaum bemerkte ſie, daß ſich ein Gaſt nach

Etwas umſah, ſo erhob ſie ſich auch ſchon und brachte das Gewünſchte ſelbſt herbei. Während ſie von ihrem Platze entfernt blieb, behielt Boris Andrejitſch den ſeinen inne und ſah zufrieden um ſich. Sie kehrte zurück, ſetzte ſich wieder neben ihn, nahm ihre Hausarbeit auf, und er begann von Neuem das unterbrochene Geſpräch. Stepan Petrowitſch, der im Zimmer herumſpazierte, ging beim Rückgang jedesmal auf ſie zu, hörte auf die Erzählungen Wjaſownin's, brummte vor ſich hin: „brau, brau!“ — und ſo verlief die Zeit unbemerkt raſch. Diesmal blieben Wjaſownin und Peter Waſſiljewitſch über Nacht und verabſchiedeten ſich erſt am folgenden Tage, des Abends ſpät. Beim Abſchiednehmen drückte Wjaſownin Wjerotſchka die Hand. Sie erröthete. Bis zu dieſem Tage hatte ihr noch nie ein Mann die Hand gedrückt; ſie dachte, das müſſe wohl Petersburger Sitte ſein.

Beide Freunde wiederholten nun öfters ihre Beſuche bei Stepan Petrowitſch, beſonders war es Boris Andrejitſch, der dort ganz heimiſch wurde. Es zog und trieb ihn hin. Einige Mal fuhr er ſogar allein vor. Wjerotſchka gefiel ihm immer mehr; es hatte ſich zwiſchen ihnen ein Freundſchaftsverhältniß angebahnt und ſchon fand er, daß ſie eine zu kühle und bedächtige Freundin abgebe. — Peter Waſſiljewitſch hatte aufgehört, mit ihm von Wjerotſchka zu ſprechen . . . Jedoch, eines Tages ſah er ihn wie gewöhnlich einige Zeit ſtillſchweigend an und ſagte endlich bedeutungsvoll:

— Boris Andrejitſch!

— Was giebt's? — fragte Boris Andrejitſch und wurde dabei etwas roth, ohne recht zu wiſſen warum.

— Was ich Ihnen ſagen wollte, Boris Andrejitſch . . . Sehen Sie . . . daß . . . nun, es würde nicht ſchön ſein, falls zum Beiſpiel etwas . . .

— Was haben Sie denn nur? — verſetzte Boris Andrejitſch. — Ich verſtehe Sie nicht.

— Ich meine Wjerotſchka . . .

— Wjerotſchka?

Boris Andrejitſch erröthete noch tiefer.

— Ja wohl. Geben Sie Acht: es iſt nicht ſchwer Unheil zu ſtiften . . . ich will ſagen, ein Unrecht zu begehen. Sie entſchuldigen meine Aufrichtigkeit, aber ich denke, daß meine Pflicht als Freund . . .

— Aber was fällt Ihnen denn ein, Peter Waſſiljewitſch? — unterbrach ihn Boris Andrejitſch. — Wjerotſchka iſt ein Mädchen von der ſtrengſten Sittlichkeit — und übrigens beſteht ja zwiſchen uns Nichts als eine ganz gewöhnliche Freundſchaft . . .

— Aber entſchuldigen Sie, Boris Andrejitſch! — unterbrach jetzt Peter Waſſiljewitſch. — Wie kann es denn nur ſein, daß zwiſchen Ihnen, einem gebildeten Manne, und einem Mädchen vom Lande, die außer ihren vier Wänden . . .

— Wieder die alte Geſchichte! — unterbrach ihn zum zweiten Male Boris Andrejitſch. — Wozu Sie da die Bildung herbeiſchleppen, kann ich wahrlich nicht begreifen!

Boris Andrejitſch wurde etwas ärgerlich.

— Hören Sie doch nur zu! — rief Peter Waſſiljewitſch ungeduldig aus. — Da wir nun einmal ſchon ſo weit ſind, muß ich Ihnen erklären, daß Sie zwar das volle Recht haben, ſich vor mir zu verſtecken; mich aber hinter's Licht führen — nein! das wird Ihnen nicht gelingen. Ich habe meine Augen für mich. Der geſtrige Tag (ſie waren nämlich beide einen Tag zuvor bei Stepan Petrowitſch geweſen) hat mir über Manches Aufſchluß gegeben.

— Ueber was hat er Ihnen denn Aufſchluß gegeben? — fragte Boris Andrejitſch.

— Er hat mir klar gemacht, daß Sie ſie lieben, und daß Sie ſogar eiferſüchtig ſind.

Wjaſownin ſah Peter Waſſiljewitſch groß an.

— Nun, und liebt ſie mich auch?

— Mit Beſtimmtheit möchte ich das nicht ſagen; es wäre aber zu verwundern, wenn ſie Sie nicht lieben ſollte.

— Weil ich eben gebildet bin, wollen Sie ſagen.

— Aus dieſem Grunde, und auch deshalb, weil Sie vermögend ſind. Ihr Aeußeres kann auch gefallen. Die Hauptſache bleibt aber doch — weil Sie vermögend ſind.

Wjaſownin erhob ſich und ging ans Fenſter.

— Woraus konnten Sie aber bemerken, daß ich eiferſüchtig bin? — fragte er, ſich plötzlich wieder umwendend.

— Daraus, daß Sie geſtern nicht wieder gekommen waren, ſo lange der Windbeutel Karantjeff nicht abgefahren war.

Wjaſownin gab keine Antwort, fühlte aber, daß ſein

Freund die Wahrheit geſagt hatte. Dieſer Karantjeff war ein Menſch, der ſeine Studien nicht zu Ende gebracht hatte, ein luſtiger und nicht dummer Junge mit Herz und Gemüth, der jedoch vom rechten Wege abgekommen war und ſich zu Grunde richtete. Die Leidenſchaften hatten ſchon in der früheſten Jugend alle ſeine Kräfte angegriffen: er war immer unbeaufſichtigt geweſen. Er hatte ein kühnes Zigeunergeſicht und ſah auch im Uebrigen einem Zigeuner nicht unähnlich, er ſang und hüpfte auch wie ein ſolcher. Er verliebte ſich in alle Frauen. Auch Wjerotſchka gefiel ihm ſehr. Boris Andrejitſch hatte ſeine Bekanntſchaft gemacht und war ihm anfangs gewogen. Als er aber eines Tages bemerkte, daß Wjerotſchka ſeine Lieder mit einem ganz beſonderen Geſichte anhörte, fing er an, anders über ihn zu denken.

— Peter Waſſiljewitſch — ſagte Boris Andrejitſch, indem er auf ſeinen Freund zuging und vor ihm ſtehen blieb — ich muß bekennen . . . es ſcheint mir nämlich, daß Sie Recht haben. Ich habe es ſchon längſt ſelbſt gefühlt, Sie aber haben mir die Augen geöffnet. Ja, es iſt wahr, ich bin nicht gleichgiltig gegen Wjerotſchka. Aber hören Sie mich an, Peter Waſſiljewitſch — Was folgt dann daraus? Sowohl ſie, als ich — wir beide werden nichts Unehrliches beabſichtigen. Dabei habe ich Ihnen ja, wie mir ſcheint, bereits erklärt, daß ich an ihr keine beſondere Neigung zu mir verſpüre.

— Alles wahr! — erwiederte Peter Waſſiljewitſch — aber der böſe Dämon iſt machtvoll.

Boris Andrejitſch ſchwieg eine Weile.

— Was ſoll ich nun machen, Peter Waſſiljewitſch?

— Was machen? Stellen Sie Ihre Beſuche ein!

— Sie glauben, daß es nöthig ſei.

— Freilich! Sie denken doch nicht etwa daran, ſie zu heirathen?

Wjaſownin ſchwieg von Neuem.

— Und weshalb ſollte ich ſie nicht heirathen? — brach er endlich aus.

— Deshalb, Boris Andrejitſch, weil, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, weil ſie nicht für Sie paßt.

— Ich ſehe das nicht ein.

— Wenn Sie das nicht einſehen, nun ſo handeln Sie nach Gutdünken! Ich bin nicht Ihr Vormund.

Peter Waſſiljewitſch machte ſich an das Stopfen ſeiner Pfeife.

Boris Andrejitſch ſetzte ſich an's Fenſter und verfiel in Nachdenken. Peter Waſſiljewitſch ſtörte ihn nicht, und blies kleine Rauchwolken in die Luft. Endlich erhob ſich Boris Andrejitſch und befahl mit merkbarer Aufregung, den Schlitten vorzufahren.

— Wohin? — fragte Peter Waſſiljewitſch.

Zu Barſſukow's — antwortete Boris Andrejitſch kurzweg.

— Soll ich mitfahren?

— Nein, Peter Waſſiljewitſch, es wäre mir lieb, allein zu fahren. Ich will mit Wjerotſchka ſelbſt eine Unterredung ſuchen.

— Wie Sie wollen.

— Ja, ja — ſagte er zu ſich, nachdem er Boris Andrejitſch hinausgeleitet hatte — jetzt geht's los . . . und Alles kommt daher, das er es zu gut hat! — fügte er hinzu, ſich auf dem Divan ausſtreckend.

An demſelben Tage Abends, als Peter Waſſiljewitſch ſchon glaubte, die Rückkehr ſeines Freundes umſonſt abgewartet zu haben, und ſich anſchickte zu Bett zu gehen, drang plötzlich Boris Andrejitſch, mit Schnee beſtäubt, in's Zimmer und fiel ſeinem Freunde um den Hals.

— Mein Freund! Peter Waſſiljewitſch, gratulire mir! — rief er aus, ihn zum erſten Male mit „Du" anredend. — Sie iſt einverſtanden, der Alte auch — Alles iſt fertig!

— Wie! . . . Was iſt geſchehen? — ſtotterte ſtaunend Peter Waſſiljewitſch.

— Ich heirathe!

— Wjerotſchka?

— So iſt's . . . Alles iſt ſchon abgemacht, Alles iſt in Ordnung.

— Nicht möglich!

— Was biſt Du aber für ein Menſch! Ich ſage Dir doch — Alles iſt beſchloſſen!

Peter Waſſiljewitſch zog haſtig die Pantoffel über die Füße, warf den Schlafrock um die Schulter und rief:

Macedonia, Thee! — Dann fügte er hinzu: — Nun, da einmal Alles abgemacht iſt, ſo muß es dabei bleiben. Gebe Euch Gott ſeinen Segen! Aber erzähle — wie iſt das zugegangen?

Merkwürdig — von dieſem Tage an redeten ſich unſere

Freunde mit „Du" an, als ob es zwiſchen ihnen nie anders geweſen wäre.

— Recht gern, mit Vergnügen! — antwortete Wjaſownin und fing an zu erzählen.

Der Beſuch war nämlich folgendermaßen abgelaufen.

Als Boris Andrejitſch bei Stepan Petrowitſch eintrat, fand er dort ausnahmsweiſe keinen einzigen Gaſt vor. Der Hausherr ſelbſt ging auch gegen ſeine Gewohnheit nicht auf und nieder, ſondern ſaß in einem Lehnſtuhl; er fühlte ſich nicht ganz wohl. So oft er ſich anſchickte zu ſprechen, brach er jedesmal plötzlich wieder ab. Er begrüßte daher den eintretenden Wjaſownin mit einem freundlichen Kopfnicken, deutete zuerſt auf den Tiſch hin, auf dem wie gewöhnlich ein kaltes Frühſtück vorbereitet ſtand, dann auf Wjerotſchka, und ſchloß die Augen. Wjaſownin hatte das nur abgewartet. Er ſetzte ſich gleich neben Wjerotſchka und knüpfte ein halblautes Geſpräch mit ihr an. Es hatte zuerſt die Geſundheit Stepan Petrowitſch's zum Gegenſtande.

— Es wird mir ſo unheimlich — ſagte Wjerotſchka flüſternd — jedesmal, wenn er ſich unwohl fühlt. Er iſt nun einmal ſo: nie wird er klagen, nie nach etwas verlangen. Es iſt faſt unmöglich, ein Wort aus ihm herauszupreſſen. Iſt er krank, ſo ſagt er es nicht.

— Und Sie lieben ihn ſehr? — fragte ſie Wjaſownin.

— Wen? Meinen Vater? . . . Ueber Alles in der Welt! Behüte der Himmel, daß ihm Etwas zuſtoße! Mir iſt, als könnte ich dann nicht mehr leben.

— Alſo wäre es für Sie unmöglich, ſich von ihm zu trennen?

— Zu trennen? Und weshalb denn von ihm trennen?

Boris Andrejitſch blickte zu ihr auf.

— Nun, ein Mädchen darf doch nicht ewig im elterlichen Hauſe bleiben.

— Ach! das meinten Sie! Nun in dieſer Hinſicht bin ich ganz ruhig . . . Wer ſollte mich denn heirathen.

„Ich" hätte Boris Andrejitſch beinahe herausgeplatzt; doch er hielt an ſich.

— Was macht Sie ſo nachdenkend? — fragte ſie, indem ſie ihn mit ihrem gewöhnlichen Lächeln anſah.

— Ich denke — erwiederte er — ich denke, daß . . .

Er änderte plötzlich den Ton und fragte ſie, ob ſie Karantjeff ſchon lange kenne.

— Ich kann mich wahrlich nicht beſinnen. Es kommen ja ſo viele Herren zu meinem Vater. Ich glaube, er war im vorigen Jahre zum erſten Male bei uns.

— Gefällt er Ihnen?

— Nein! — antwortete Wjerotſchka nach einigem Beſinnen.

— Und weshalb nicht?

— Er iſt ſo unreinlich — erwiederte ſie naiv. — Uebrigens ſcheint er ein guter Menſch zu ſein, er ſingt ſo ſchön — er bewegt mir jedesmal das Herz, wenn er ſingt.

— So! — gab Wjaſowmin zurück, und nach einer Pauſe fügte er hinzu: — Wer gefällt Ihnen denn?

— Es gefallen mir Viele . . . Sie gefallen mir auch.

— Wir ſind ja Freunde. Gefällt Ihnen aber Niemand beſonders?

— Aber was Sie doch neugierig ſind!

— Und Sie ſind kalt.

— Wieſo? — fragte Wjerotſchka unſchuldig.

— Hören Sie mich an! — begann Wjaſowmin. — Aber in dieſem Augenblicke drehte ſich Stepan Petrowitſch im Seſſel herum. — Hören Sie — fuhr er kaum hörbar fort, während ihm das Blut zu Kopfe ſchoß. — Ich muß Ihnen Etwas mittheilen, etwas ſehr Wichtiges . . . aber nicht hier.

— Wo denn?

— Meinetwegen in dem angrenzenden Zimmer.

— Um was handelt es ſich — fragte Wjerotſchka, ſich erhebend. — Ein Geheimniß?

— Jawohl, ein Geheimniß.

— Ein Geheimniß . . . — wiederholte Wjerotſchka verwundert und trat zum Zimmer hinaus. Wjaſowmin folgte ihr; er war wie im Fieber.

— Nun, um was handelt es ſich? — fragte ſie neugierig.

Boris Andrejitſch wollte etwas weit ausholen. Als er aber in das junge Geſicht, welches von dem lichten, ihm ſo ſympathiſchen Lächeln belebt wurde, in dieſe klaren, weichen Augen ſchaute, verlor er ſich, und faſt wider ſeinen Willen fragte er ſie ohne jede Einleitung:

— Wjera Stepanowna, würden Sie einwilligen, meine Frau zu werden?

— Wie? — fragte Wjerotſchka, und wurde feuerroth.

— Wollen Sie meine Frau werden? — wiederholte Wjaſownin mechaniſch.

— Ich . . . ich weiß nicht . . . ich habe nicht erwartet . . . es war ſo . . . ſtotterte Wjera, mit ihrer Hand das Fenſterkreuz faſſend, um nicht umzufallen. Dann, auf einmal ſtürzte ſie aus dem Zimmer in ihr Schlafgemach.

Boris Andrejitſch blieb noch eine Weile ſtehen und kehrte dann verwirrt in das Kabinet zurück. Auf dem Tiſche lag eine Nummer der „Moskauer Nachrichten.“ Er nahm die Zeitung in die Hand, ſetzte ſich und ſtarrte auf die Zeilen. Er wußte nicht, was mit ihm vorging, geſchweige daß er ſich hätte Rechenſchaft geben können, was dort ſtand. Etwa eine halbe Stunde brachte er in dieſer Stellung zu. Da vernahm er ein leichtes Geräuſch hinter ſich; ohne ſich umzuſehen, wußte er, daß Wjera eingetreten war.

Es vergingen noch einige Augenblicke. Er ließ den Blick etwas von den „Nachrichten“ abgleiten. Sie ſaß am Fenſter mit abgewendeten Augen und war blaß. Endlich nahm er ſich zuſammen, ging auf ſie zu und ließ ſich auf einem Stuhl neben ihr nieder.

Stepan Petrowitſch bewegte ſich nicht; er ſaß mit rückwärts gelehntem Kopfe im Seſſel.

— Entſchuldigen Sie mich, Wjera Stepanowna! —

begann Wjasownin mit einer gewiſſen Anſtrengung. — Ich bin wirklich ſchuldig. Ich hätte Sie nicht ſo erſchrecken ſollen, nicht ſo auf einmal . . . und dabei . . . ich hatte keinen Grund . . .

Wjerotſchka ſchwieg.

— Da es aber einmal geſchehen iſt, — fuhr er fort — ſo möchte ich doch wenigſtens wiſſen, welche Antwort . . .

Wjerotſchka ſenkte die Augen; ihre Wangen rötheten ſich von Neuem.

— Wjera Stepanowna, nur ein Wort . . .

— Ich weiß wahrlich nicht — begann ſie — Boris Andrejitſch . . . es hängt Alles vom Vater ab.

— Was? Unwohl? — erſcholl plötzlich die Stimme Stepan Petrowitſch's.

Wjerotſchka fuhr zuſammen und hob raſch den Kopf. Die Augen Stepan Petrowitſch's waren grade auf ſie gerichtet und ſahen ſehr unruhig aus. Sie ging ſofort auf ihn zu.

— Rufen Sie mich, Vater?

— Unwohl? — wiederholte er.

— Wer? Ich? Aber nein! Wie kommen Sie darauf?

Er ſah ſie ſcharf an.

— Wirklich geſund?

— Freilich. Wie iſt Ihnen?

— Brau, brau! — antwortete er leiſe und ſchloß wieder die Augen.

Wjerotſchka begab ſich zur Thür; Boris Andrejitſch hielt ſie an.

— Sagen Sie mir wenigſtens, ob Sie mir geſtatten, mit Ihrem Vater zu ſprechen.

— Wie es Ihnen beliebt — ſagte ſie leiſe. — Aber, Boris Andrejitſch, ich glaube, ich paſſe nicht für Sie.

Boris Andrejitſch wollte ſie an der Hand faſſen; ſie wich aber aus und verließ das Zimmer.

— Wunderbar! — dachte er bei ſich. — Sie ſagt daſſelbe wie Krupitzin.

Als er nun ganz allein mit Stepan Petrowitſch im Zimmer war, gab er ſich das Wort, ihm Alles klar auseinander zu ſetzen und zu dem unerwarteten Antrage ihn nach Möglichkeit vorzubereiten. Das erwies ſich aber hier in Wirklichkeit noch ſchwieriger, als bei Wjerotſchka. Stepan Petrowitſch fieberte etwas; bald verfiel er in Nachdenken, bald ſchlummerte er ein, und auf die an ihn gerichteten Fragen und Bemerkungen, durch welche Boris Andrejitſch zum eigentlichen Gegenſtande des Geſprächs übergehen zu können glaubte, antwortete er unwillig und immer erſt nach einiger Zeit. Boris Andrejitſch ſah ſchließlich ein, daß ſeine Winke ihre Wirkung verfehlten, und mußte ſich daher entſchließen, direkt zur Sache zu ſchreiten.

Er holte einige Male tief Athem, als ob er ſprechen wollte, blieb aber lange ſtumm und brachte kein Wort heraus.

— Stepan Petrowitſch, — begann er endlich, — ich

habe die Absicht, Ihnen einen Antrag zu machen, von dem ich glaube, daß er Sie nicht wenig überraschen wird.

— Brau, brau! — erwiederte ruhig Stepan Petrowitsch.

— Einen Antrag, den Sie gar nicht erwartet haben.

Stepan Petrowitsch sperrte die Augen auf.

— Ich . . . ich erlaube mir, um die Hand ihrer Tochter Wjera Stepanowna anzuhalten.

Stepan Petrowitsch sprang in die Höhe.

— Wie? — fragte er mit derselben Stimme und demselben Ausdruck im Gesichte, wie vordem Wjerotschka.

Boris Andrejitsch mußte seinen Antrag wiederholen.

Stepan Petrowitsch ließ sein Auge auf ihm ruhen und sah ihn längere Zeit schweigend an, sodaß es Boris Andrejitsch zuletzt ordentlich unheimlich wurde.

— Weiß Wjera davon? fragte Stepan Petrowitsch.

— Ich habe mich Wjera Stepanowna erklärt, und sie gab mir die Erlaubniß, mich an Sie zu wenden.

— Soeben haben Sie sich erklärt?

— Soeben!

— Warten Sie! — versetzte Stepan Petrowitsch und trat aus dem Zimmer.

Boris Andrejitsch blieb allein zurück. Aengstlich starrte er bald an die Wände, bald nach dem Boden — als sich plötzlich Pferdegetrappel vernehmen ließ. Die Thür des Vorzimmers bewegte sich in ihren Angeln, und eine tiefe Stimme fragte: „Zu Hause?" Es wurden Schritte hör-

bar und in's Kabinet herein drängte ſich der uns bekannte Michej Michejitſch.

Boris Andrejitſch konnte vor Aerger gar nicht zu ſich kommen.

— Iſt das hier eine Hitze! — rief Michej Michejitſch aus, indem er ſich auf das Sopha warf. — Ah, guten Morgen! Wo iſt aber Stepan Petrowitſch?

— Er iſt hinausgegangen; wird bald kommen.

— Heut' iſt es ſehr kalt — bemerkte Michej Michejitſch, indem er ſich ein Gläschen einſchenkte.

Und ehe er es noch recht hinunter geſchluckt hatte, ſprach er ſchon wieder mit Lebhaftigkeit.

— Ich komme ja wieder aus der Stadt.

— Aus der Stadt? — erwiederte Boris Andrejitſch, der ſeine Aufregung kaum bemeiſtern konnte.

— Aus der Stadt — wiederholte Michej Michejitſch. — Und Alles nur Dank dieſem Räuber Onuffri. Stellen Sie ſich vor: er ſchwatzte mir einen Teufelsſack voll tauſend Geſchichten vor, ſodaß man ſich Wunder was Gutes dabei denken konnte. Ein Geſchäft, — ſagte er — ein Geſchäft habe ich für Sie ausfindig gemacht, aber ein Geſchäft, wie es ſich noch Niemandem in der ganzen Welt dargeboten hat. Mit einem Worte, jeder einzelne Rubel ſollte nach ihm ganze Hundertrubel-Scheine einbringen. Das Ende vom Liede war, daß er mich noch mit 25 Rubel anpumpte, ich aber mußte mich umſonſt in der Stadt abquälen und die Pferde faſt zu Tode fahren.

— Was Sie ſagen! — murmelte Wjaſowmin.

— Ich ſage Ihnen, das iſt ein Räuber, ein wahrer Räuber. Er ſollte auf der Landſtraße mit einer Wurfkugel herumſtrolchen. Ich begreife gar nicht, wie die Polizei ſo Etwas ruhig mit anſehen kann. Es ſteht Einem ja bevor, an den Bettelſtab zu kommen.

Stepan Petrowitſch trat ein.

Und Michej Michejitſch fing nochmals an, von ſeinem Abenteuer mit Onuffri zu erzählen.

— Ich begreife nicht, weshalb ihn Niemand durchhaut! — rief er zuletzt aus.

— Durchhaut — wiederholte Stepan Petrowitſch — und brach plötzlich in das convulſiviſche Lachen aus.

Michej Michejitſch ahmte ihm nach und wiederholte:

— Ja wohl, er müßte durchgehauen werden!

Als aber Stepan Petrowitſch im Anfalle des Lachkrampfes endlich auf dem Sopha zuſammenbrach, wandte ſich Michej Michejitſch an Boris Andrejitſch und ſagte achſelzuckend:

— So iſt es immer mit ihm. Auf einmal fängt er an zu lachen, Gott weiß weshalb! Es iſt ſo ſeine Gewohnheit.

Wjerotſchka kam herein; ſie ſchien aufgeregt, ihre Augen waren geröthet.

— Der Vater iſt heute nicht ganz wohl — bemerkte ſie leiſe zu Michej Michejitſch. Er nickte mit dem Kopfe und ſchob ein Stück Käſe in den Mund. Endlich hielt Stepan Petrowitſch ein, ruhte etwas aus und begann im Zimmer auf und abzugehen. Boris Andrewitſch wich ſeinem Blick aus und ſaß wie auf Nadeln. Michej

Michejitſch fing von Neuem an, ſich über Onuffri Luft zu machen.

Man ging zu Tiſch. Während der Mahlzeit ſprach nur Michej Michejitſch. Endlich, ſchon gegen Abend, nahm Stepan Petrowitſch Wjaſownin bei der Hand und führte ihn ſchweigend in das Nebenzimmer.

— Sind Sie ein guter Menſch? — fragte er, ihm in's Geſicht ſehend.

— Ich bin ein ehrlicher Mann, Stepan Petrowitſch. Das kann ich frei von mir behaupten — und ich liebe Ihre Tochter.

— Sie lieben ſie? Ehrlich?

— Ich liebe ſie und werde mir Mühe geben, auch ihrer Liebe würdig zu ſein.

— Wird ſie Ihnen nicht läſtig werden? — fragte Stepan Petrowitſch.

— Niemals!

Das Antlitz Stepan Petrowitſch's verzog ſich ſeltſam.

— Nun ſehen Sie . . . ſie zu lieben . . . ich bin einverſtanden.

Boris Andrejitſch war ſchon bereit, ihn zu umarmen, aber er wies ihn ab.

— Später . . . Schon gut!

Er wendete ſich gegen die Wand, Boris Andrejitſch konnte ſehen, daß er weinte.

Stepan Petrowitſch trocknete die Augen, ohne ſich umzuwenden; dann ging er vor Boris Andrejitſch vorbei

ins Kabinet zurück und ſagte ihm mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln ohne ihn anzuſehen:

— Heute nicht mehr davon, ich bitte Sie . . . Morgen Alles . . . was nöthig . . .

— Schon gut, ſchon gut! — erwiederte haſtig Boris Andrejitſch und folgte ihm in's Kabinet, wobei er mit Wjerotſchka einen Blick austauſchte.

In ſeinem Herzen war er heiter und unruhig zu gleicher Zeit.

Er vermochte nicht lange in Geſellſchaft von Michej Michejitſch bei Stepan Petrowitſch zu bleiben. Er bedurfte der Einſamkeit. Dabei zog es ihn zu Peter Waſſiljewitſch. Er entfernte ſich mit dem Verſprechen, den andern Tag wiederzukommen. Als er im Vorzimmer von Wjerotſchka Abſchied nahm, drückte er ihr einen Kuß auf die Hand; ſie ſah ihn verwundert an.

— Bis morgen! — ſagte er zu ihr.

— Adieu! erwiederte ſie leiſe.

— Weißt Du, Peter Waſſiljewitſch — ſagte Boris Andrejitſch, nachdem er ſeinen Bericht geendet hatte, im Schlafzimmer auf und ab ſpazierend — weißt Du, was mir jetzt einfällt? Woher kommt es, daß mancher junge Mann nicht heirathet? Daher, daß er Furcht hat, ſein Leben in die Knechtſchaft zu verkaufen! Er denkt ſich: wozu ſoll ich mich beeilen? Ich habe noch Zeit, und vielleicht trifft ſich inzwiſchen etwas Beſſeres. Die Geſchichte endigt dann gewöhnlich damit, daß er entweder ſein ganzes Leben Junggeſelle bleibt, oder aber die Erſte, Beſte hei-

rathet. Das ist Alles nichts weiter, als Egoismus und Stolz. Schickt Dir der liebe Gott ein liebes und gutes Mädchen in den Weg, so versäume nicht die Gelegenheit — sei glücklich und nicht allzu wählerisch. Eine bessere Frau als Wjerotschka finde ich wirklich nicht für mich; und wenn sich auch manche Lücken in ihrer Erziehung vorfinden, so wird es meine Aufgabe sein, an ihr das Nöthige nachzuholen. Sie ist etwas phlegmatisch — aber das hat nichts zu sagen. Im Gegentheil . . . das eben ist die Veranlassung, daß ich meinen Entschluß so schnell gefaßt habe. Du hattest mir ja außerdem zugeredet, zu heirathen . . . Sollte ich mich aber getäuscht haben — fügte er hinzu, indem er sinnend stehen blieb — nun, so ist das Unglück nicht so groß! Aus meinem Leben wäre ohnedies nicht viel geworden.

Peter Wassiljewitsch hörte seinem Freunde schweigend zu, indem er nicht versäumte, von Zeit zu Zeit aus einem gesprungenen Glase den Thee zu schlürfen, den ihm die eifrige Macedonia zubereitet hatte.

— Nun, was schweigst Du? — fragte endlich Boris Andrejitsch, und stellte sich abwartend vor ihn hin. — Nicht wahr, ich urtheile doch richtig? Du bist doch mit mir einverstanden?

— Der Antrag ist gemacht — erwiederte Peter Wassiljewitsch mit Zwischenpausen — der Vater hat seinen Segen gegeben, die Tochter hat nicht nein gesagt, also ist es nicht mehr an der Zeit, Betrachtungen anzustellen. Vielleicht führt auch Alles zum Guten. Jetzt muß an die

Hochzeit gedacht werden. Morgenſtund' hat Gold im Mund' . . . Wir wollen alſo morgen früh Alles beſprechen, wie es ſich gebührt. Heda! — rief er darauf nach der Dienerſchaft — wer da iſt, mag Boris Andrejitſch begleiten.

— Umarme mich doch wenigſtens! Beglückwünſche mich! verſetzte Boris Andrejitſch. — Was biſt Du aber für ein Menſch!

— Umarmen will ich Dich ſchon, und von Herzen gern.

Und er drückte Boris Andrejitſch an ſeine Bruſt.

— Gebe Dir Gott hienieden alles Beſte!

Die Freunde gingen aus einander. —

„Alles kommt daher — ſagte Peter Waſſiljewitſch laut vor ſich hin, wobei er ſich, nachdem er lange ſtill gelegen, im Bette ſtürmiſch auf die andere Seite warf — Alles kommt daher, daß er nicht beim Militair gedient hat. Er iſt gewohnt ſeinen Neigungen zu leben und kennt keine Raiſon."

Einen Monat ſpäter feierte Wjaſowmin ſeine Hochzeit. Er ſelbſt beſtand darauf, daß die Trauung nicht länger aufgeſchoben werde. Peter Waſſiljewitſch war Trauführer. Im Laufe dieſes ganzen Monats beſuchte er Stepan Petrowitſch tagtäglich, jedoch war in ſeinem Benehmen gegen Wjerotſchka und umgekehrt keine Veränderung zu bemerken. Sie wurde vielleicht noch ſchüchterner — das war Alles. Er brachte ihr „Furi Miroslawsky" und las ihr ſelbſt einige Kapitel vor. Dieſer Sagoskin'ſche Roman gefiel

ihr zwar; als sie aber mit ihm zu Ende war, verlangt sie kein Buch mehr. Karantjeff kam einmal extra angefahren, um Wjerotschka als Braut eines Andern zu sehen. Er hatte etwas im Kopfe und wendete seine Augen nicht von ihr ab, gleich als wollte er ihr etwas sagen — er sagte aber Nichts. Man forderte ihn auf, Etwas vorzusingen. Er stimmte ein melancholisches Lied an, ging dann auf ein Bravourlied über, warf die Guitarre auf den Divan, verabschiedete sich von Allen, und, nachdem er im Schlitten Platz genommen hatte, warf er sich mit der Brust auf das unten ausgebreitete Stroh und brach in Schluchzen aus. — Eine Viertelstunde später schlief er den Schlaf eines Todten.

Am Tage der Trauung war Wjerotschka sehr in sich gekehrt. Stepan Petrowitsch war ebenfalls niedergeschlagen. Er hatte gehofft, daß Boris Andrejitsch einwilligen würde, zu ihm, in sein Haus überzusiedeln, aber dieser verrieth durchaus keine Neigung dazu, sondern machte im Gegentheil Stepan Petrowitsch den Antrag, auf einige Zeit sich in Wjasowna niederzulassen. Der Alte schlug es aus mitzufahren: er war sein Kabinet zu sehr gewöhnt. Wjerotschka gab ihm das Versprechen, ihn wenigstens einmal in der Woche zu besuchen. Wie muthlos antwortete ihr darauf der Vater sein „brau, brau!"

Und so begann Boris Andrejitsch ein eheliches Leben. In der ersten Zeit ging alles prächtig. Wjerotschka, die sich als eine ausgezeichnete Wirthin erwies, brachte sein Haus in Ordnung. Er beobachtete ihr gelassenes, sorg-

ſames Schaffen mit Wohlgefallen, ergötzte ſich an ihrem unveränderlich klaren und ſanften Gemüthe, nannte ſie ſeine „kleine Holländerin“ und wiederholte Peter Waſſiljewitſch beſtändig, daß er erſt jetzt eigentlich verſtehe, was das Glück ſei. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Peter Waſſiljewitſch ſeit Boris Andrejitſch's Verheirathung nicht mehr ſo oft bei dieſem zu ſehen war; und wenn er einmal kam, ſo pflegte er nicht lange zu bleiben, obwohl ihn Boris Andrejitſch mit der früheren Gaſtfreundlichkeit empfing und Wjerotſchka ihm aufrichtig gewogen war.

— Dein Leben iſt nicht mehr, was es früher war — ſo pflegte er zu Wjaſownin zu ſagen, der ihm freundſchaftliche Vorwürfe machte, daß er kalt gegen ihn geworden ſei. — Du biſt jetzt ein verheiratheter Mann, ich bin ein Junggeſelle. Ich könnte Euch ſtören.

Anfangs pflegte ihm Wjaſownin nicht zu widerſprechen. Allmählich aber machte er ihm bemerklich, daß es ihm allein zu Hauſe langweilig ſei. Seine Frau war durchaus nicht die Urſache davon; im Gegentheil, manchmal vermißte er ihre Geſellſchaft gar nicht und wechſelte während des ganzen Vormittags kein einziges Wort mit ihr, obwohl er immer mit Vergnügen und Zärtlichkeit ihr Geſicht beobachtete, und jedesmal, wenn ſie mit ihrem leichten Schritt an ihm vorüberging, ihre Hand auffing und küßte, was dann wieder ein Lächeln auf ihren Lippen hervorrief. Dieſes Lächeln war immer daſſelbe, das er ſo liebte. Genügt uns denn aber ein Lächeln allein?

Es war so wenig Gemeinschaftliches in ihnen, und er fing an, dies endlich gewöhnt zu werden.

— Meine Frau scheint nicht viel esprit zu haben — so dachte Boris Andrejitsch eines Tages, mit gekreuzten Armen auf dem Divan sitzend.

Die Worte Wjerotschka's, die sie am Tage seiner Erklärung hervorgepreßt: „Ich passe nicht für Sie", sie hallten jetzt oft in seinem Innern wieder.

„Wäre ich irgend ein Deutscher oder ein Gelehrter — fuhr er in seinem Sinne fort — oder hätte ich wenigstens eine beständige Beschäftigung, welche den größten Theil meiner Zeit in Anspruch nähme, so wäre solch eine Frau ein wahrer Schatz. Aber wie es jetzt ist . . . wäre es möglich, daß ich mich getäuscht hätte?" — Dieser Gedanke war für ihn peinlicher, als er einst erwartet hatte.

Als ihm an demselben Tage Peter Wassiljewitsch von Neuem wiederholte, daß er es nicht über sich bringen könne, das Ehepaar zu stören, konnte sich Boris Andrejitsch nicht des Ausrufes enthalten:

„Mit Nichten! Du störst uns nicht im Geringsten. Im Gegentheil, es ist für uns Beide angenehmer" . . . — er hätte beinahe gesagt: leichter, wenn Du zugegen bist. — Und es war auch wirklich so.

Boris Andrejitsch unterhielt sich gern mit Peter Wassiljewitsch, grade so wie vor der Hochzeit. Zu ihm konnte auch Wjerotschka sprechen, während sie ihren Gemahl für ihre Reden zu hoch hielt und bei all ihrer zweifellosen

Anhänglichkeit nicht wußte, wie sie ihn zu unterhalten hätte.

Außerdem bemerkte sie, daß ihn die Gegenwart Peter Wassiljewitsch's jedesmal aufheiterte. Es endigte kurzweg damit, daß Peter Wassiljewitsch im Hause unentbehrlich wurde. Wjerotschka gewann er lieb wie eine Tochter; es war aber auch unmöglich, dieses gutmüthige Wesen nicht zu lieben. Wenn ihm Boris Andrejitsch einmal aus menschlicher Schwäche als seinem Freunde alle seine geheimen Gedanken klagte und anvertraute, so pflegte ihm Peter Wassiljewitsch energisch seine Undankbarkeit vorzuhalten und alle guten Seiten Wjerotschka's aufzuzählen. Als sich sogar eines Tages Boris Andrejitsch äußerte, daß ja auch Peter Wassiljewitsch früher die Ansicht ausgesprochen habe, Wjerotschka und er seien nicht für einander geschaffen, antwortete ihm Jener, daß er Wjerotschka's nicht werth sei, wobei seine aufrichtige Verehrung für die junge Frau durchklang.

— Ich habe an ihr Nichts, nicht das, was ich voraussetzte, gefunden — murmelte Boris Andrejitsch.

— Wie, Nichts gefunden? Hattest Du denn etwas Außerordentliches erwartet? Du hast an ihr ein ausgezeichnetes Weib gefunden. Das ist es!

— Es ist wahr! — beeilte sich Wjasownin zu entgegnen.

Im Hause Wjasownin's ging Alles her wie zuvor — Alles war friedlich und still; denn mit Wjerotschka wäre es nicht nur unmöglich gewesen zu zanken, es konnten

ſogar keine Mißverſtändniſſe zwiſchen ihr und ihrem Manne entſtehen. Die innere Kluft gab ſich aber an Allem kund. Ungefähr in derſelben Weiſe, wie ſich auch beim einzelnen Menſchen eine innere, unſichtbare Wunde durch ihre Wirkung äußerlich verräth. Wjerotſchka hatte nicht die Gewohnheit, zu klagen; dabei fiel es ihr auch nie ein, Wjaſownin Etwas vorzuwerfen. Und ſo konnte es geſchehen, daß ihm nicht beikam, auch ihr möchte dieſes Leben nicht leicht ſein. Nur zwei Menſchen gab es, die ihre Lage klar auffaßten: das waren der alte Vater und Peter Waſſiljewitſch. Stepan Petrowitſch pflegte ſie jedesmal, wenn ſie ihn beſuchte, mit einer rührenden Inbrunſt zu liebkoſen und ihr in die Augen zu ſchauen. Er richtete keine Fragen an ſie; dafür aber ächzte er öfter, wenn er das Zimmer durchmaß, und ſein „brau, brau" klang nicht mehr ſo unerſchütterlich ſeelenruhig wie früher, es tönte nicht mehr der Friede heraus, der das Irdiſche überbreitet und von ihm nicht angefochten wird. Getrennt von ſeiner Tochter, ſchien er bläſſer und magerer zu werden. — Für Peter Waſſiljewitſch war es auch kein Geheimniß, was in der Seele Wjerotſchka's vorging. Wjerotſchka verlangte keineswegs, daß ihr Mann ſich mehr mit ihr beſchäftige oder ſie unterhalte; ſie quälte vielmehr der Gedanke, daß ſie ihm zur Laſt ſei. Peter Waſſiljewitſch fand ſie einmal unbeweglich ſtehend, mit dem Geſicht an die Wand gelehnt. Wie ihr Vater, dem ſie noch in vieler Beziehung ähnelte, zeigte ſie nicht gerne ihre Thränen; ſie wandte ſich ab, ſobald ihr das Weinen ankam, mochte ſie auch ganz allein im Zimmer ſein.

Peter Waſſiljewitſch ging leiſe an ihr vorüber und hütete ſich, ſie auch nur durch einen Wink auf den Gedanken zu bringen, daß es ihm klar ſei, weshalb ſie ihr Geſicht an die Wand gelehnt habe. Dafür aber ließ er Wjaſowmin keine Ruhe. Freilich, er brachte nie jene verletzenden, unnützen und ſelbſtgefälligen Worte über die Lippen: „hab' ich's Dir nicht gleich geſagt?“ — jene Worte, die, beiläufig bemerkt, auch die allerbeſte Frau im wärmſten Augenblicke der Theilnahme nicht zurückzuhalten vermag. Er machte ihm vielmehr die herzhafteſten Vorwürfe wegen ſeiner Gleichgiltigkeit gegen Wjerotſchka, wegen Hypochondrie, und brachte ihn einmal ſo weit, daß er zu Wjerotſchka hinlief und ſie mit Unruhe zu betrachten und zu befragen anfing. Sie ſah ihn mit einer ſolchen Milde an, antwortete mit ſolcher Ruhe, daß er ſie, im Innern über die Vorwürfe Peter Waſſiljewitſch's, mit denen er ihn quälte, aufgebracht, verließ, und ſich damit beruhigte, daß doch wenigſtens Wjerotſchka von Allem keine Ahnung habe . . . ſo verging der Winter.

Boris Andrejitſch wurde nicht reizbar und deſpotiſch, wie es oft der Fall bei Menſchen iſt, die ſich im Unrecht fühlen. Er erlaubte ſich auch nicht jenes wohlfeile und brutale Vergnügen, das auch kluge Leute oft nicht unterlaſſen können, ſich über Dinge, die ſie nicht genannt hören mögen, durch Spötteln und Aufziehen hinwegzuhelfen. Er verfiel auch nicht in Melancholie. Es begann ihn einfach der Gedanke zu beſchäftigen: auf welche Weiſe kannſt Du gut eine Reiſe bewerkſtelligen — freilich, nur auf kurze Zeit.

— Eine Reiſe! — wiederholte er ſich jeden Morgen beim Erwachen — eine Reiſe! — flüſterte er vor dem Schlafengehen. Und in dieſem Worte ſchien ihm, je öfter er es wiederholte, ein um ſo größerer Reiz zu liegen. Er machte eine kleine Probe und fuhr zur Zerſtreuung zu Sofia Kirillowna; aber ihre Schönrednerei, ihre Unnatürlichkeit, ihr Lächeln, ihre Geberden erſchienen ihm doch allzu abgeſchmackt. „Welcher Vergleich mit Wjerotſchka!“ dachte er bei ſich und betrachtete mit einer gewiſſen Geringſchätzung die geputzte Wittwe. Und nichtsdeſtoweniger wollte ihn der Gedanke, ſich von dieſer nämlichen Wjerotſchka loszumachen, nicht verlaſſen . . .

Der Odem des in's Land gezogenen Frühlings, jener Jahreszeit, die ſogar die Vögel aus der Ferne zieht und lockt, zerſtreute ſeine letzten Zweifel und verdrehte ihm gänzlich den Kopf. Er fuhr nach Petersburg — unter dem Vorwande eines wichtigen und keinen Aufſchub duldenden Geſchäftes, von welchem bisher noch niemals die Rede geweſen war . . . Als er von Wjerotſchka Abſchied nahm, fühlte er, wie ſich ſein Herz zuſammenzog, wie es beinahe verblutete: es war Mitleid, was er fühlte, mit ſeiner ſanften, guten Gattin. Die Thränen ſtrömten ihm aus den Augen und netzten ihre blaſſe Stirn, die er ſoeben mit ſeinen Lippen berührt hatte. — Ich komme bald, recht bald wieder, mein Herz, und werde auch ſchreiben — wiederholte er ein paar Mal. Nachdem er ſie noch der Freundſchaft und Fürſorge Peter Waſſiljewitſch's empfohlen, ſtieg er in den Wagen — gerührt und voll Trauer . . .

Seine Schwermuth verschwand aber augenblicklich beim Anblick der Weiden, deren erstes, zartes Grün die Landstraße begleitete, welche sich zwei Werst entlang von seinem Dorfe hinzog. Ein unerklärliches, fast jugendliches Entzücken machte sein Herz pochen; seine Brust dehnte sich aus und er senkte mit einer sehnsüchtigen Gier seinen Blick in die Ferne.

— Nein! — rief er aus — ich sehe, daß:

„Ein Renner und ein Reh am Wagen
Dem Kutscher nimmermehr behagen."

Aber was war er für ein Renner?

Wjera blieb nun allein. Aber erstens besuchte sie Peter Wassiljewitsch oft, und zweitens — woran ihr am meisten lag — der Vater willigte endlich ein, sich von seiner geliebten Behausung zu trennen und zu seiner Tochter zu ziehen. Alle drei begannen nun ein glückliches Leben. Ihre Urtheile, ihre Gewohnheiten stimmten ja so sehr überein! Dabei aber wurde Wjasownin nicht nur nicht vergessen; im Gegentheil, er war das unsichtbare, geistige Band, welches sie unter einander verknüpfte. Sie unterhielten sich beständig von ihm, von seinem Verstande, von seiner Güte, seiner Bildung und Einfachheit im Betragen. Die Liebe zu Boris Andrejitsch schien in seiner Abwesenheit zu wachsen. Es stellte sich prächtiges Wetter ein. Die Tage flogen nicht in eiliger Hast dahin; sie verstrichen friedlich und heiter, gleich hohen, hellen Wolken an dem blauen, heitern Himmel. Wjasownin ließ von Zeit zu Zeit von sich hören. Seine Briefe wurden gelesen und aber-

mals geleſen, mit innigem Vergnügen. In jedem ſeiner Briefe gedachte er ſeiner baldigen Rückkehr . . . Da, eines ſchönen Tages, erhielt Peter Waſſiljewitſch von ihm nachſtehende Zeilen:

„Lieber Freund! Mein guter Peter Waſſiljewitſch! Ich habe lange nachgedacht, wie ich dieſen Brief anfangen ſolle; es ſchien mir aber ſchließlich das Beſte zu ſein, Dir kurzweg zu ſagen: ich gehe in's Ausland. Dieſe Nachricht — ich weiß es im Voraus — wird Dich überraſchen, wird Dich erzürnen; Du konnteſt dies am wenigſten erwarten. Und Du wirſt auch ganz Recht haben, mich einen liederlichen und leichtſinnigen Menſchen zu ſchelten. Ich habe nicht die Abſicht, mich zu vertheidigen, ich fühle in dieſem Augenblicke ſogar, daß ich erröthe. Aber höre mich mit etwas Nachſicht an. Erſtens verreiſe ich auf eine kurze Zeit, dabei in Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Bedingungen, wie Du es Dir kaum vorſtellen kannſt. Zweitens bin ich feſt überzeugt, daß, nachdem ich zum letzten Male ausgelaſſen geweſen ſein werde, nachdem ich zum letzten Male meine Leidenſchaft befriedigt haben werde, Alles zu kennen und zu erproben — daß ich dann ſicherlich ein guter Gatte, ein Familienvater und häuslicher Charakter ſein werde. Ich werde dann auch beweiſen, daß ich die von der Vorſehung an mir geübte Gnade, der ich ein ſoches Weib wie Wjerotſchka zu verdanken habe, zu ſchätzen weiß. Ich bitte Dich, ſuche ſie hiervon zu überzeugen und zeige ihr dieſen Brief. Ich ſelbſt ſchreibe ihr heute nicht; es fehlt mir der Muth dazu. Aber ſie erhält

unbedingt einen Brief aus Stettin, wohin ſich der Dampfer direkt begiebt. Einſtweilen ſage ihr, daß ich mich vor ihr auf die Kniee werfe und ſie demüthig anflehe, ihrem thörichten Gatten zu verzeihen. Da ich ihr engelhaftes Gemüth kenne, bin ich überzeugt, ſie wird mir nicht zürnen. Ich aber ſchwöre bei Allem in der Welt, daß ich in drei Monaten, und nimmermehr ſpäter, nach Wjaſowna zurückkehre, und daß alsdann keine Macht der Erde mehr im Stande ſein wird, mich bis zum Ende meines Lebens noch einmal von dort fortzulocken. Lebe wohl — oder richtiger auf baldiges Wiederſehen! Ich umarme Dich und küſſe die zierlichen Händchen meiner Wjerotſchka. Von Stettin aus werde ich Euch mein Adreſſe angeben. Sollte ſich inzwiſchen etwas Unvorhergeſehenes ereignen, ſo rechne ich auf Dich — wie überhaupt in allen Angelegenheiten, die mein Haus betreffen — wie auf eine Wand von Fels.

Dein

Boris Wjaſowmin.

P. S. Zum Herbſt bitte ich mein Cabinet mit friſchen Tapeten bekleiden zu laſſen . . . hörſt Du? . . . aber unbedingt!"

Leider war es den von Boris Andrejitſch in dieſem Briefe ausgeſprochenen Hoffnungen nicht beſchieden ſich zu verwirklichen. In Stettin kam er, wegen der vielen Laufereien und der neuen Eindrücke nicht dazu, an Wjerotſchka zu ſchreiben. Er ſchickte ihr aber aus Hamburg einen Brief, in welchem er ihr ſeine Abſicht mittheilte — „zu dem Zwecke, einige induſtrielle Anſtalten in Augenſchein zu

nehmen und dieſe und jene für ihn wichtige Vorleſung an der Univerſität zu hören," — Paris beſuchen zu wollen, wohin er ſich auch ausbat, ihm bis auf Weiteres, poste restante, etwaige Briefe zu ſchicken. Wjaſownin kam eines Morgens früh in Paris an. Nachdem er im Laufe des Tages die Boulevards, den Tuillerien-Garten, die Place de la Concorde, das Palais-Royal durchlaufen und ſogar die Vendôme-Säule beſtiegen hatte, begab er ſich zu Vefour, wo er in dem Tone eines Habitué ſein Mittageſſen beſtellte, beſuchte das Chatêau de fleurs und ſah ſich ſchließlich mit dem Ernſte des Beobachters an, was denn eigentlich der Cancan bedeute und wie die wahren Pariſer dieſen Tanz ausführen. Der Tanz an ſich gefiel ihm zwar nicht, dafür aber fand er Wohlgefallen an einer demoiselle, die eben den Cancan tanzte, einer lebhaften, ſchlanken Brünette mit einem Stumpfnäschen und feurigen Augen. Er ſtellte ſich öfter und öfter ihr gegenüber, wechſelte zuerſt Blicke mit ihr, dann ein Lächeln, endlich Worte . . . eine halbe Stunde ſpäter ging ſie ſchon Arm in Arm mit ihm, nannte ih m ihren „petit nom:" Julie! und machte Andeutungen, daß ſie hungrig ſei, und daß es nichts Beſſeres gebe als ein Abendbrot „à la Maison d'or, dans un petit cabinet particulier." Boris Andrejitſch für ſeinen Theil ſpürte zwar keinen Hunger; auch war er auf ein Souper in Geſellſchaft von demoiselle Julie nicht vorbereitet. Indeſſen — dachte er — wenn die Sitte einmal ſo iſt, muß man ſie mitmachen. — Partout! — ſagte er laut — aber in dieſem Augen-

blick trat ihm Jemand heftig auf den Fuß. Er schrie auf, wandte sich um und sah einen Herrn in mittleren Jahren vor sich, untersetzt und breitschulterig, mit steifem Halskragen, in einem bis oben hin zugeknöpften Civilrocke und breiten, militärisch zugeschnittenen Hosen. Den Hut bis auf die Nase, unter der wie in zwei kleinen Cascaden ein gefärbter Schnurrbart herablief, in's Gesicht gedrückt, die Hosentaschen mit den Daumen seiner behaarten Hände auseinanderdehnend, richtete dieser Herr — allem Anschein nach ein Offizier von der Infanterie — einen festen Blick auf Wjasownin. Der Ausdruck seiner gelben Augen, seiner widerwärtig gerötheten glatten Wangen, seiner bläulichen hervorstehenden Backenknochen, seines ganzen Gesichtes überhaupt war frech und herausfordernd.

— Waren Sie es, der mich auf den Fuß getreten? — sprach ihn Wjasownin an.

— Oui, monsieur.

— Aber in solchen Fällen pflegt man doch um Verzeihung zu bitten.

— Und wenn ich mich bei Ihnen nicht entschuldigen will, monsieur le Moscovite?

Die Pariser erkennen einen Russen sofort.

— Sie scheinen mich also beleidigen zu wollen? — fragte Wjasownin.

— Oui, monsieur! Die Form ihrer Nase gefällt mir nicht!

Fi! le gros jaloux! — äußerte sich mademoiselle

Julie, für die der Infanterieoffizier durchaus kein Fremder zu ſein ſchien.

— In dieſem Falle . . . — begann Wjaſowmin unentſchloſſen

— Sie wollen ſagen — fiel ihm der Offizier ein — daß wir uns in dieſem Falle ſchlagen müſſen? Nun freilich! Ganz recht! Da haben Sie meine Karte.

— Da iſt die meinige — erwiederte Wjaſowmin, der noch immer nicht zu ſich kommen konnte, und kritzelte pochenden Herzens, wie im Traume, auf das glacirte Papier ſeiner Viſitenkarte mit dem im Laufe des Tages als Breloque an ſeine Uhrkette gekauften goldenen Stifte die Worte: „Hôtel des trois Monarques, No. 46.“

Der Offizier nickte und erklärte, er werde ſich die Ehre geben, ſeinen Sekundanten zu „Monsieur . . . monsieur (er näherte die Karte Wjaſowmins ſeinem rechten Auge) monsieur de Vazavononin“ zu ſchicken — und kehrte Boris Andrejitſch den Rücken, der auf der Stelle das Château de fleurs verließ. Mademoiselle Julie wollte ihn zurückhalten, aber er ſah ſie ſehr kalt an . . . Sie wandte ſich ſofort von ihm ab, entfernte ſich und war lange damit beſchäftigt, dem mürriſchen Offizier anſcheinend Etwas auseinanderzuſetzen, der übrigens ſeine Hände in den Hoſentaſchen behielt, den Schnurrbart ab und zu bewegte und ſeine unfreundliche Miene nicht veränderte.

Als Wjaſowmin auf die Straße trat, überlas er unter der erſten Laterne, auf die er ſtieß, zwei Mal hintereinander aufmerkſam die ihm eingehändigte Viſitenkarte. Es

ſtand darauf: „Alexandre Leboeuf, capitaine en second au 83me de ligne.“

— Soll das denn wirklich ernſte Folgen nach ſich ziehen? — dachte er bei ſich, indem er in's Hotel zurückkehrte. — Werde ich mich wirklich ſchlagen müſſen und weshalb denn eigentlich? Und das — ſchon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Paris! Wie dumm! — Er begann an Wjerotſchka, an Peter Waſſiljewitſch zu ſchreiben, zerriß aber jedesmal den Brief und warf die angefangenen Bogen zur Seite. — Unſinn! Alles Schauſpiel! — murmelte er wiederholt vor ſich hin und legte ſich in's Bett.

Seine Gedanken nahmen aber eine andere Richtung, als ſich am andern Morgen, während er frühſtückte, zwei Herren bei ihm anmeldeten, die nur etwas jünger waren als Monſieur Leboeuf, ihm aber ſonſt ſehr ähnlich ſahen (alle franzöſiſchen Infanterieoffiziere ſind aus einem Guß), und ihm ihre Namen nannten — der Eine hieß Monſieur Lecoq, der Andere Monſieur Pinochet, beide dienten als Lieutenants „en 83me de ligne.“ Sie ſtellten ſich Boris Andrejitſch als Sekundanten „de notre ami Leboeuf“ vor, der ſie geſchickt hätte, die nöthigen Anſtalten zu treffen — da nämlich ihr Freund, Monſieur Leboeuf, ihnen nicht erlaubt habe, die Sache beizulegen. Wjaſowmin war ſeinerſeits genöthigt, den Herren Offizieren und Freunden des Monſieur Leboeuf zu erklären, daß er, da er in Paris vollkommen fremd ſei, noch nicht habe Gelegenheit nehmen können ſich umzuſehen und einen Sekundanten aufzufinden

(„Einer wird doch genügen?“ fügte er hinzu. „Vollkommen!“ bestätigte Monsieur Pinochet) und daß er daher die Herren Offiziere bitten müsse, ihm noch gegen vier Stunden Zeit zu lassen. Die Herren sahen einander an, zuckten mit den Achseln, gaben jedoch ihre Zustimmung und erhoben sich von ihren Plätzen.

— Si monsieur le désire — sagte unerwartet Pinochet, indem er in der Thür sich wieder wendete und stehen blieb, (von den beiden Sekundanten war dieser augenscheinlich der beredteste, weshalb ihm auch die Unterhandlungen übertragen worden waren; Monsieur Lecoq begnügte sich damit, seine Zustimmung durch eigenthümliche Töne zu erkennen zu geben) — Si monsieur le désire — wiederholte er (bei dieser Gelegenheit kam Wjasownin sein Moskauer Coiffeur, Monsieur Galicis, in den Sinn, der diese Phrase oft gebraucht hatte) — so können wir Ihnen Einen der Offiziere unseres Regimentes empfehlen „le lieutenant Barbichon, un garçon très dévoué,“ der sicherlich bereit sein wird, „à un gentleman“ (Herr Pinochet sprach dieses Wort auf französische Weise aus, nämlich „geantlemen“), einen Dienst zu erweisen, um Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen. Er wird sich als Ihr Sekundant schon Ihr Interesse zu Herzen nehmen — prendre à coeur vos intérêts.“

Wjasownin war im ersten Augenblick von diesem Antrage überrascht. Nachdem er aber überlegt, daß er doch in Paris keine Bekannten habe, dankte er Herrn Pinochet für sein Anerbieten und erklärte sich bereit, Herrn Barbi-

chon zu erwarten. Letzterer verſäumte auch nicht zu erſcheinen. Dieſer „garçon très dévoué“ erwies ſich als eine überaus hurtige und thätige Perſönlichkeit. Nachdem er die Erklärung abgegeben, daß „cet animal de Leboeuf n'en fait jamais d'entres . . . C'est un Othello, monsieur, un véritable Othello — fragte er Wjaſowmin: — N'est ce pas, vous désirez, que l'affaire soit sérieuse? und, ohne eine Antwort abzuwarten, rief er ſchon wieder aus: C'est tout ce que je désirais savoir. Laissez-moi faire! — Und in der That, er leitete die ganze Angelegenheit mit einer ſolchen Lebhaftigkeit, nahm ſo warm die Intereſſen Wjaſowmins ſich zu Herzen, daß der arme Boris Andrejitſch, der bisher nie etwas von Fechten gewußt, ſchon zwei Stunden ſpäter in der Mitte einer kleinen, grünen Lichtung im Vincenne'ſchen Walde ſtand — mit einem Säbel in der Hand, mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln und entblößter Bruſt, in einer Entfernung von zehn Schritten Angeſichts ſeines Gegners, der ebenfalls den Rock abgeworfen hatte. Ein heiterer Himmel beleuchtete die Scene. Wjaſowmin konnte ſich noch kaum Rechenſchaft geben, wie er an dieſen Ort gekommen war. Er hörte nicht auf ſich zu wiederholen: „Wie dumm iſt das! Wie dumm iſt das!“ und das Gewiſſen plagte ihn, wie wenn er ſich an einem albernen Jugendſtreiche betheiligte. Mit einer Art Leichtſinn belächelte er aus ſeiner Seele heraus den Vorgang, und ſeine Augen konnten ſich von der niedrigen Stirn und den kurz geſchnittenen, ſchwarzen Haaren des vor ihm ſtehenden Franzoſen nicht abwenden.

— Tout est prêt — erſcholl eine ſchnarrende Stimme — Allez! — wisperte eine zweite nach.

Das Geſicht des Herrn Leboeuf nahm einen mehr blutgierigen, als erzürnten Ausdruck an; Wjaſownin ſchwang den Säbel . . . (Pinochet hatte ihm verſichert, daß die Unkenntniß der Fechtkunſt ihm große Vortheile biete — „de grands avantages!“) . . . da widerfuhr im plötzlich etwas ganz Seltſames. Ein Stoß, ein Aufſtampfen — ein Funkeln — und Wjaſownin empfand in der rechten Seite der Bruſt etwas wie einen kalten, langen Stock . . . Er wollte ihn von ſich reißen, er wollte rufen: „Weg mit ihm!“ — aber ſchon lag er auf dem Rücken, und ein wunderliches, faſt komiſches Gefühl überwältigte ihn: es kam ihm vor, als ob man ihm durch den ganzen Körper einen Zahn herausreißen wollte . . . Dann fing die Erde an, vor ihm zu ſchwinden . . . die erſte Stimme fragte: „Tout c'est passé dans les règles, n'est ce pas, messieurs?“ . . . die zweite erwiederte: „Oui, parfaitement!“ — und . . . krach! . . . Alles rund herum fing an zu fliehen und zuſammenzuſtürzen . . . Wjerotſchka! — hatte er kaum noch Zeit, voll Wehmuth auszurufen . . .

Des Abends brachte ihn „le garçon dévoué“ in das Hôtel des trois Monarques“ — und in der Nacht verſchied er. Wjaſownin ging in jenes Reich, aus dem noch kein einziger Reiſender zurückgekehrt“ . . . Er blieb bis zum letzten Augenblicke ohne Bewußtſein, und nur zwei Mal flüſterte er: „Ich komme bald zurück . . . Das iſt Nichts . . . jetzt auf's Land! . . . Der ruſſiſche Geiſt-

liche, den der Hôtelwirth hatte holen lassen, berichtete Alles an die Gesandtschaft — und zwei Tage später war „das Unglück eines zugereisten Russen" in allen Zeitungen zu lesen . . .

Schwer und bitter war es für Peter Wassiljewitsch gewesen, den Brief Wjasowmin's der Frau desselben mitzutheilen. Als ihn aber die Kunde von dem Tode seines Freundes erreichte, da gerieth er vollkommen außer sich. Der Erste, der die Nachricht in den Zeitungen gelesen hatte, war Michej Michejitsch. Er kam sofort zu Peter Wassiljewitsch gelaufen, in Gesellschaft Onuffri Iljitsch's, mit dem er inzwischen wieder Frieden geschlossen hatte. Wie man sich denken kann, rief er schon im Vorzimmer aus: „Denken Sie sich, welches Unglück!" u. s. w. Peter Wassiljewitsch wollte ihm lange nicht glauben. Als es ihm aber nicht mehr möglich war, an der Wahrheit des Hinterbrachten zu zweifeln, wartete er noch einen ganzen Tag; erst am nächsten begab er sich zu Wjerotschka. Er war wie vernichtet, und sein zerstörtes Aussehen erschreckte sie so, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Er wollte sie auf die verhängnißvolle Nachricht vorbereiten, aber die Kräfte versagten ihm — er fiel auf einen Stuhl und lispelte unter Thränen:

— Er ist todt — todt . . .

Es verging ein Jahr. Aus den Wurzeln eines gefällten Baumes sprossen neue Zweige, die allertiefste Wunde heilt mit der Zeit, das Leben löst den Tod ab, wie der

Tod das Leben — und das Herz Wjerotſchka's hatte etwas ausgeruht und erholte ſich allmählich.

Und — zudem gehörte Wjaſownin weder in die Kategorie der unerſetzbaren Menſchen (giebt es deren überhaupt?), noch war Wjerotſchka fähig, für die Dauer ihres Lebens einem einzigen Gefühle nachzuhängen (giebt es überhaupt ſolche Gefühle?). Sie hatte Wjaſownin ohne Zwang geheirathet, aber auch ohne Entzücken, ſie war ihm treu und unterthan geweſen, ohne ſich ihm jedoch ganz hingeben zu können, ſie betrauerte ihn aufrichtig, aber ohne den Verſtand zu verlieren. Was ſollte man denn noch mehr verlangen? — Peter Waſſiljewitſch hörte nicht auf, ſie zu beſuchen. Er blieb auch weiterhin ihr nächſter Freund, und iſt es daher nicht zu verwundern, daß er ihr eines Tages, als ſie allein mit ihm im Zimmer war, in's Geſicht ſah und ruhigen Ernſtes den Antrag machte, ſeine Frau zu werden? . . . Sie antwortete ihm mit einem Lächeln und reichte ihm die Hand. Ihr Leben ging nach der Hochzeit ſeine alten Geleiſe: es war Nichts an ihm zu ändern. —

Seit jener Zeit ſind ſchon zehn Jahre hinabgerollt. Der alte Barſſukow wohnt bei ſeinen Kindern. Er trennt ſich nicht von ihnen und ihren Kindern — er zählt der letzteren ſchon drei, ein Mädchen und zwei Knaben — und wird mit jedem Jahre jünger. Mit ſeinen Enkeln unterhält er ſich ſogar, beſonders mit ſeinem Liebling, einem lockigen, ſchwarzäugigen Jungen, der ihm zu Ehren auch den Namen Stepan trägt. Der kleine Schelm weiß

nur zu gut, daß der Großvater ihn über die Maßen liebt, und erlaubt ſich daher ſchon, ihm nachzuahmen, wie er im Zimmer auf und abgeht und das „Brau, Brau!“ vor ſich hinbrummt. Dieſer muthwillige Trieb erregt jedesmal große Heiterkeit im ganzen Hauſe. Der arme Wjaſowmin iſt bis jetzt noch nicht vergeſſen. Peter Waſſiljewitſch ehrt ſein Andenken, erwähnt ſeiner ſtets mit einem beſonderen Gefühle, und ſobald ſich eine Gelegenheit darbietet, verfehlt er nie zu bemerken, daß der Verſtorbene z. B. dies geliebt habe, oder daß er dieſe und jene Gewohnheit hatte. Peter Waſſiljewitſch, ſeine Frau und Alle, die zum Hauſe gehören, verbringen ihre Tage einförmig — friedlich und ſtill. Sie ſind glücklich . . . ein anderes Glück giebt es nicht auf Erden.

Fict. — Russian

Eine seltsame Geschichte.

Eine Erzählung.

(Baden-Baden, 1869.)

Vor ungefähr fünfzehn Jahren — so begann Herr X. . . . — nöthigten mich dienſtliche Angelegenheiten, einige Tage in der Gouvernements-Hauptſtadt T. . . . zuzubringen. Ich kehrte in einem comfortablen Gaſthauſe ein, das vor einem halben Jahre von einem reich gewordenen Schneider jüdiſcher Abkunft dort errichtet worden war. Man behauptet, es habe ſich nicht lange halten können, wie ja das bei uns gewöhnlich der Fall iſt. Ich aber traf es noch im vollſten Glanze an. Die neuen Möbel platzten und knackten in der Nacht wie Pelotonfeuer; die Bettwäſche, die Tiſchtücher und Servietten rochen nach Seife, während der geſtrichene Fußboden einen ſtechenden Firnißgeruch ausſtrömte, der nach der Anſicht des Kellners, eines ſonſt eleganten, aber nicht ganz reinlichen Subjekts, die Vermehrung des Ungeziefers verhindern ſoll. Dieſer Kellner, vormals Kammerdiener des Fürſten G. . . ., zeichnete ſich durch ſein ungezwungenes Benehmen wie durch eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit aus. Er trug beſtändig einen Frack, der nicht für ihn genäht zu ſein ſchien, und Schuhe, die nach dem Kramladen ausſahen. Eine Serviette unter dem Arm und Hitzblüthchen im Geſicht, pflegte er ungenirt mit ſeinen ſchweißigen Händen um ſich herumzuarbeiten

und kurze, lakoniſche Bemerkungen zu machen. Er behandelte mich mit einer Art Wohlwollen, als einen Menſchen, der doch endlich einmal befähigt ſei, ſeine Bildung und Weltkenntniß zu würdigen. Sein eigenes Schickſal ſah er mit den Gefühlen der Enttäuſchung an.

— Es iſt ja bekannt — ſagte er eines Tages zu mir — wie es heutzutage mit Unſereinem beſtellt iſt: ohne erſt viel Worte zu machen, packt man uns beim Kragen und wirft uns bis zur Sonne hinauf.

Sein Name war Ardalion.

Ich mußte einige Beſuche in ſtädtiſchen Beamtenkreiſen machen. Derſelbe Ardalion ſchaffte mir einen Wagen herbei mit einem Lakaien — Beide gleich abgenutzt und ſchäbig. Dafür aber trug der Lakai eine Livrée, und die Wagenthüren ſchmückte ein Wappen. Nachdem ich mit den officiellen Beſuchen fertig geworden, begab ich mich noch zu einem Gutsbeſitzer, einem alten Bekannten meines Vaters, der ſeit vielen Jahren ſchon in T. . . . anſäſſig war. Ich hatte ihn ſeit 20 Jahren nicht geſehen. Er hatte ſich inzwiſchen verheirathet und erfreute ſich einer ziemlich zahlreichen Nachkommenſchaft. Seine Frau hatte er durch den Tod verloren, indeß ein nicht unbedeutendes Vermögen zuſammen geſchlagen. Er beſchäftigte ſich damit, daß er gegen hohe Zinſen Kapitalien an die Unternehmer verlieh, die mit der Krone in geſchäftlichen Beziehungen ſtanden. „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen.“ In dieſem Falle war übrigens das Riſiko

nicht so groß, wie es scheinen mochte. — Im Laufe unserer Unterhaltung trat ein etwa 17jähriges, zartes, schmächtiges Mädchen mit unentschlossenen, leichten Schritten auf den Zehenspitzen in das Zimmer ein.

Das ist meine älteste Tochter Sophie — eröffnete mir mein Bekannter; ich empfehle sie Ihrem Wohlwollen. Sie vertritt hier im Hause die Stelle meiner seligen Frau, sie versieht die Wirthschaft und pflegt ihre Geschwister.

Ich begrüßte die Eingetretene zum zweiten Mal (sie ließ sich unterdessen schweigend auf einen Stuhl nieder und sagte mir, die hat doch wenig Aehnlichkeit mit einer Hausverwalterin und Erzieherin. Ihr Gesicht war noch ganz kindlich — rund, mit unbedeutenden aber angenehmen, jedoch unbeweglichen Zügen. Kleine, blaue Augen, die unter hohen, ebenfalls unbeweglichen, ungleichmäßigen Brauen ruhten, schauten mit Aufmerksamkeit und einer Art Staunen um sich, als ob sie etwas Unerwartetes erblickten. Der kleine, weiche Mund mit den schwellenden Lippen lächelte nicht nur nicht, er schien an Lachen überhaupt nicht gewöhnt zu sein. Die zarten Wangen waren von einer bleibenden Röthe bedeckt; man konnte auf ihnen die feinen, rothen Adern durchschimmern sehen. Ihr dichtes, blondes Haar hing zu beiden Seiten des Köpfchens in leichten Flechten herab. Ihre Brust hob sich regelmäßig, während sich die Hände fest und etwas ungeschickt an die feine Taille stemmten.] Das blaue Kleid fiel wie bei einem Kinde ohne Falten auf ihre kleinen Füße herab. Der

ganze Eindruck, den das Mädchen machte, war der eines kränklichen, oder vielmehr eines räthselhaften Geschöpfes. Nicht als ob ich ein gewöhnliches Fräulein aus der Provinz vor mir gesehen hätte; es war ein Geschöpf von einem für mich ganz unleserlichem Gepräge. Sie zog mich weder an, noch stieß sie mich ab. Ich war überhaupt unfähig, sie aufzufassen und fühlte nur das Eine — daß ich noch keiner aufrichtigeren Seele im Leben begegnet war. Mitleid — ja Mitleid war es, das dieses junge, ernste, empfindsame Wesen — Gott weiß warum — in mir hervorrief. — Das ist kein Mensch der irdischen Körperwelt — dachte ich bei mir — obwohl in dem Ausdrucke ihres Gesichtes nichts Geistiges zu entdecken war, und obwohl „mademoiselle Sophie" augenscheinlich im Gastzimmer erschienen war, um die Pflichten einer Wirthin zu erfüllen, auf die ihr Vater hingedeutet hatte.

Dieser begann von den socialen Verhältnissen in T. . . . zu sprechen, von gesellschaftlichen Vergnügungen und ihren Annehmlichkeiten.

— Bei uns geht es ziemlich still zu. Der Gouverneur ist ein Melancholiker, der Adelsmarschall ein Junggeselle. Doch ist grade zufälligerweise für übermorgen ein großer Ball im Adelsklub angesagt. Ich rathe Ihnen hinzukommen. An hübschen Damen fehlt es hier nicht. Sie werden bei dieser Gelegenheit auch unsere „Intelligenz" kennen lernen.

Mein Bekannter, der einst die Universität besucht hatte,

liebte bei Gelegenheit auch „gelehrte“ Ausdrücke zu gebrauchen. Er betonte ſie mit einer gewiſſen Ironie, oft jedoch ſprach er ſie nicht ohne Ehrerbietung aus. Bekanntlich hatten zur damaligen Zeit die Lieferungsgeſchäfte mit der Krone außer einer Art von äußerlicher Solidität auch eine merkwürdige Entwickelung des Scharfſinns bei Allen zur Folge, die ſich an dieſen Geſchäften betheiligten.

— Werden Sie auch auf dem Balle erſcheinen? — fragte ich die Tochter des Hauſes. Ich war nur neugierig auf den Klang ihrer Stimme.

— Papa hat die Abſicht hinzufahren — antwortete ſie — und da wird er mich wohl mitnehmen.

Sie ſprach leiſe und langſam. Aus jedem ihrer Worte tönte Unentſchloſſenheit und Zweifel.

— In dieſem Falle erlaube ich mir Sie für die erſte Quadrille zu engagiren.

Sie neigte den Kopf zum Zeichen der Einwilligung, brachte es aber auch jetzt nicht zu einem Lächeln.

Ich entfernte mich bald. Beim Abſchied brachten — wie ich mich noch jetzt entſinne — ihre auf mich gehefteten Augen einen derart ſeltſamen Eindruck bei mir hervor, daß ich über meine Schulter nach hinten blickte — ob nämlich nicht Jemand oder irgend etwas Auffälliges hinter mir vorhanden wäre.

Nachdem ich in's Hôtel zurückgekehrt und meine Mahlzeit, beſtehend aus der unvermeidlichen Soupe Julien, aus Cotelette mit Erbſen und einem bis zum Verkohlen ge-

bratenen Hühnchen, eingenommen hatte, setzte ich mich auf den Divan und versank in Nachdenken. Der Gegenstand meiner Gedanken war Sophie, die räthselhafte Tochter meines Bekannten. Ardalion, der inzwischen beschäftigt war, den Tisch abzuräumen, hatte meine Nachdenklichkeit in einem ganz andern Sinne aufgefaßt. Er schrieb sie der Langeweile zu.

— Für die Herren Reisenden giebt es in unserer Stadt sehr wenig Zerstreuungen — sagte er mit der ihm eigenthümlichen frivolen Bonhomie, indem er zugleich mit seiner schmutzigen Serviette die Stühle abklopfte. Dieses Abklopfen ist bekanntlich nur der gebildeten Dienerschaft eigen. — Ja, sehr wenig — fügte er hinzu. Er schwieg alsdann, und es schien, als ob die große Wanduhr mit der lila Rose auf dem Zifferblatt durch ihr einförmiges, schnarrendes Ticken seine letzten Worte zu bestätigen bemüht wäre. We — nig, we — nig, tickte sie in einem fort.

— Weder Concerte noch Theater giebt es hier — hob Ardalion von Neuem an (Ardalion hatte in früherer Zeit seinen Herrn in's Ausland begleitet und war mit ihm sogar bis Paris vorgedrungen; er wußte daher schon, daß nur die Bauern statt Theater — Kiater sagen). — Weder Tanzabende noch Versammlungen sind bei der hiesigen hohen Honoration üblich. — (Er hielt einen Augenblick inne, wahrscheinlich um mir Zeit zu lassen, zum Bewußtsein der Gewähltheit seiner Sprache zu kommen.) — Die Leute sehen sich hier sogar selten; Jeder zieht es vor,

seine Klause zu hüten. Und so kommt es, daß die zugereisten Gäste nicht recht wissen, was sie anfangen sollen.

Ardalion warf mir bei diesen Worten einen Seitenblick zu.

— Doch, vielleicht könnte Ihnen gedient werden — fuhr er gedehnt fort. — Sollten Sie Lust haben . . .

Er warf mir einen zweiten Blick zu, lächelte sogar hold, schien aber doch die fragliche Lust in meinem Gesicht nicht wahrgenommen zu haben.

Der elegante Bediente suchte schon die Thür, kehrte aber nach einigem Zaudern bedächtig wieder um, neigte sich meinem Ohre zu und sagte mit einem graziösen Lächeln:

— Hätten Sie vielleicht Lust — Todte zu sehen?

Ich sah ihn erstaunt an.

— Ja, ja — fuhr er schon geheimnißvoll fort. — Wir haben hier so einen Menschen . . . er stammt aus dem Kleinbürgerstande, ist sogar unwissend, übt aber ganz wunderbare Dinge aus. Wenn Sie sich zum Beispiel bei ihm melden und den Wunsch äußern, irgend einen ihrer verstorbenen Bekannten zu sehen, so zeigt er Ihnen denselben unbedingt.

— Auf welche Weise?

— Das ist freilich sein Geheimniß. Denn wenn er auch ein ganz unwissender Mensch ist, so zu sagen ein wortloses Geschöpf — in der Geisterwelt ist er stark. Die Kaufmannschaft zollt ihm große Ehrerbietung.

— Weiß man hier überhaupt von ihm?

— Wer seiner bedarf, der kennt ihn. Freilich vor der Polizei ist man auf der Hut. Denn sehen Sie, wenn dabei wirklich nichts Besonderes geschieht, so ist doch jedenfalls etwas Derartiges bei uns verboten — auf den gemeinen Mann könnte es übrigens auch von verderblichem Einflusse sein. Der gemeine Mensch, der Pöbel, der überlegt ja bekanntlich nicht viel: der greift bald zur Faust.

— Hat er auch Ihnen Todte vorgeführt? — fragte ich bei Ardalion an. Einen so gebildeten Sterblichen wie ihn konnte ich mich nicht entschließen zu dutzen.

Ardalion nickte mit den Kopfe.

— Ja wohl, auch mir hat er Verstorbene gezeigt. Meinen Vater besonders hat er mir wie er leibte und lebte, vor Augen gestellt.

Ich sah Ardalion aufmerksam an. Er lächelte und beschäftigte sich mit seiner Serviette, dabei aber betrachtete er mich festen Blickes mit einer Art — Nachsicht.

— Das scheint interessant zu sein — sagte ich endlich. — Kann ich die Bekanntschaft dieses Kleinbürgers machen?

— Direkt geht das nicht. Man muß es mit der Mutter anstellen. Es ist eine achtbare Frau; sie handelt mit Aepfeln an der Brücke. Wenn Sie befehlen, so werde ich bei ihr anfragen?

— Es sollte mir lieb sein.

Ardalion hustete in die hohle Hand.

— Es versteht sich von selbst — sagte er — daß

ich ihr . . . dieser alten Frau nämlich . . . eine Vergütigung nach Ihrem Ermessen, eine freilich nicht große überbringen muß. Ich werde ihr meinerseits aber schon auseinandersetzen, daß sie sich vor Ihnen nicht in Acht zu nehmen braucht, daß Sie ein zugereister Herr sind, ein Herr — also ein Mann, der selbstverständlich begreife, wie es sich hier um ein Geheimniß handle, und daß sie keinerlei Unannehmlichkeiten zu fürchten habe.

Ardalion nahm die Tablette in die Hand und entfernte sich, sie graziös balancirend.

— Also darf ich auf Sie rechnen? — rief ich ihm nach.

— Seien Sie unbesorgt! — erscholl seine feste Stimme zurück. — Ich werde schon mit der Alten sprechen und Ihnen ihre Antwort prompt hinterbringen.

Ich werde hier nicht auseinandersetzen, welche Gedanken diese seltsame Mittheilung in mir hervorgerufen hatte. Gestehen muß ich indessen, daß ich die versprochene Antwort mit Ungeduld erwartete. Spät am Abend trat Ardalion bei mir ein und theilte mir mit: zu seinem Aergerniß wäre es ihm nicht möglich gewesen, die Alte aufzusuchen. Nichtsdestoweniger fand ich es, um ihn anzuspornen, für nöthig, ihm einen Drei-Rubelschein in die Hand zu drücken. Den andern Morgen erschien er wieder in meinem Zimmer, diesmal aber freudestrahlenden Gesichtes: die Alte hatte eingewilligt.

— Heda! Bursche! — rief er zum Corridor hinaus — Du, Arbeitsthierchen! Komm einmal her!

Ein Kind von etwa ſechs Jahren, über und über mit Ruß bedeckt und kurzhaarig wie ein junges Kätzchen, kam in einem abgeriſſenen langen Kittel aus geſtreiftem Zeuge und großen Gummiſchuhen auf den nackten Füßen herbei.

— Führe den Herrn, Du weißt ſchon wohin! — ſagte Ardalion, indem er mich mit dem Finger an das „Arbeitsthierchen" wies. — Und Sie, mein Herr, fragen, wenn Sie angekommen ſind, nur nach Maſtridia Karpowna.

Der Knabe brachte einen heiſeren Laut hervor und wir gingen.

Wir wanderten ziemlich lange durch die ungepflaſterten Straßen der Stadt T . . . . Endlich blieb mein kleiner Führer vor einem alten, zweiſtöckigen Holzhauſe in einer der abgelegenſten und düſterſten Gaſſen ſtehen und ſagte, indem er ſich mit dem über die Hand hängenden Aermel die Naſe wiſchte:

— Hier iſt es; rechts.

Ich ſtieg eine kleine Treppe hinan, trat in die Hausflur und ging nach rechts. Eine niedrige Thür knarrte in ihren verroſteten Angeln, und ein ſtämmiges altes Weib in einer zimmetfarbenen, mit Haſenfell beſetzten Jacke und einem bunten Tuche um den Kopf kam zum Vorſchein.

— Maſtridia Karpowna? — fragte ich.

— Zu dienen! — antwortete wiſpernd die Alte. — Bitte einzutreten. Wollen Sie ſich nicht auf einen Seſſel niederlaſſen?

Die Stube, in welche mich die Alte hereingenöthigt hatte, war derart mit allerhand Gerümpel — Kleidungsstücken, Kissen, Federbetten, Säcken und dergleichen — vollgestopft, daß es fast unmöglich war, einen Schritt weiter zu thun. Das Licht der Sonne selbst konnte nur mit Mühe durch zwei bestäubte Fenster dringen. In einem Winkel winselte und stöhnte unter einem Haufen aufgestapelter Schachteln, aber kaum hörbar — man wußte nicht was hervor; es konnte sowohl ein krankes Kind als ein Hündchen sein. Ich ließ mich auf einen Stuhl nieder; die Alte stellte sich vor mich hin. Sie hatte eine gelbe, wächserne Hautfarbe; ihre Lippen waren derart eingesunken, daß sie zu den unzähligen Furchen des Gesichtes eine tiefe Querfurche eingruben; ein Büschel weißer Haare lugte unter dem Kopftuch hervor. Entzündete graue Augen blickten klug und lebhaft unter der überragenden Stirn heraus, während die wie eine Ahle zugespitzte Nase witternd in die Luft ragte. — Ich bin ein Pfiffikus! — schien ihr Gesicht ausdrücken zu wollen. — Nun, dumm könnte man dich wohl nicht nennen, dachte ich bei mir. Zu alledem roch sie nach Schnaps.

Ich setzte ihr den Zweck meines Besuches auseinander, der ihr, wie ich hinzufügte, übrigens wohl schon bekannt sei. Sie hörte mich unter lebhaften Augenzwinkern an, und ihre Nase schien sich noch weiter auszulegen, als wollte sie irgend wo einhacken.

— So, so! — sagte sie endlich. — Ardalion Matwejitsch hat uns bereits vorbereitet. Sie bedürfen also

der Kunst meines Söhnchens Wassinka . . . Ich zweifle aber gnädiger Herr . . .

— Weshalb denn? — fragte ich sie. Sie können in Hinsicht auf mich vollkommen ruhig sein, ich bin kein Verräther.

— Ach, Väterchen — unterbrach sie mich hastig — wo denken Sie hin? Wer würde es wagen von Ihro Gnaden so zu denken? Und was sollte man übrigens von uns verrathen? Begehen wir denn Etwas wider die Gesetze? Mein Söhnchen ist nicht der Mensch, Väterchen, der Etwas Unsauberes zu begehen im Stande wäre . . . Behüte uns der Himmel und auch du, allerheiligste Mutter Gottes! (Bei diesen Worten machte die Alte dreimal hintereinander das Kreuz.) Er beobachtet in der ganzen Gegend am eifrigsten die Fasttage, er ist der erste Kirchengänger — ja, der erste, mein Väterchen! Wahr ist es schon, es ist eine große Gnade über ihn gekommen. Denn das ist ja nicht von ihm, das kommt von oben, Väterchen!

— Also sind Sie einverstanden? — fragte ich. — Wann kann ich Ihren Sohn sehen?

Die Alte fing wieder an mit den Augen zu zwinkern und schob zweimal hintereinander ihr zusammengerolltes Sacktuch aus dem einen Aermel in den andern.

— Ach, mein Herr, ich muß leider zweifeln . . .

— Erlauben Sie, Mastridia Karpowna, daß ich Ihnen das Gebührende einhändige — dabei reichte ich ihr eine Zehn-Rubelnote hin.

Die Alte griff mit ihren fetten krummen Fingern, die an die fleiſchigen Krallen der Eule erinnerten, nach der Banknote, verſteckte ſie gewandt in den Aermel, dachte etwas nach, und wie wenn ſie plötzlich einen Entſchluß gefaßt hätte, ſchlug ſie ſich mit beiden Händen auf die Schenkel.

— Komm heut Abend, in der achten Stunde! — ſagte Sie, nicht mit ihrer gewöhnlichen Stimme, ſondern wichtig und leiſe. — Aber nicht in dieſes Zimmer, ſondern bemühe Dich hinauf in den zweiten Stock. Dort wirſt Du auf eine Thür ſtoßen, dieſe Thür ſollſt Du öffnen. Du wirſt in ein leeres Zimmer eintreten, gnädiger Herr, und in ihm nur einen Stuhl erblicken. Auf dieſem Stuhl ſollſt Du Dich niederlaſſen und das Weitere abwarten. Was Du auch ſchon magſt — ſprich kein Wort und thue Nichts! Auch mit meinem Söhnchen ſollſt Du nicht ſprechen, weil er zu jung iſt und außerdem an der Fallſucht leidet. Ihn zu erſchrecken iſt ſehr leicht; er fängt dann an zu zittern, ſich hin und her zu werfen, — eine wahre Pein!

Ich blickte ihr in's Geſicht.

— Sie ſagen, er wäre jung? Wenn er aber Ihr Sohn iſt . . .

— Dem Geiſte nach, Väterchen! Dem Geiſte nach! Ich habe viele Waiſen um mich herum — fuhr ſie fort, mit dem Kopfe nach dem Winkel deutend, aus dem das jämmerliche Gewinſel drang. — O, o! Beſchütze uns der liebe Gott und die allerheiligſte Mutter Gottes! . . . Und Du, mein Väterchen, ehe Du Dich hierher begiebſt, denke

gut nach, wen von Deinen verſtorbenen Bekannten oder Verwandten — Gott habe ſie ſelig! — Du zu ſehen wünſcheſt. Bringe Dir alle die Abgeſchiedenen in Erinnerung, und wenn Du Dir Einen von Ihnen ausgeſucht haſt, ſo behalte ihn im Gedächtniß, behalte ihn, bis mein Söhnchen zu Dir kommt.

— Darf ich Ihrem Sohne nicht ſagen, wen eigentlich . . .

— Nein, nein, mein Väterchen! Sage ihm kein einziges Wort! . . . Er wird ſchon ſelbſt aus Ihren Gedanken herausleſen, was er braucht. Behalten Sie nur Ihre verſtorbenen Bekannten gut im Gedächtniß! Auch wäre es dienlich, wenn Sie zu Tiſch etwas Wein zu ſich nähmen — ſo etwa zwei, drei Gläschen. Wein ſchadet nie!

Die Alte lachte bei den letzten Worten auf, leckte ihre Lippen mit der Zunge und führte ſeufzend die Hand zum Munde.

— Alſo um halb Acht? — fragte ich, mich vom Stuhle erhebend.

— Um halb Acht, Väterchen! Um halb Acht! — erwiederte Maſtridia Karpowna.

Ich verabſchiedete mich von der Alten und kehrte in's Gaſthaus zurück. Ich war nicht im Geringſten in Zweifel, daß man mich foppen würde — aber auf welche Weiſe: — Das war es, was zumeiſt meine Neugier erregte. Mit Ardalion wechſelte ich blos zwei, drei Worte. — Werden Sie zugelaſſen? — fragte er mich mit gerunzelten Brauen.

Und auf meine bejahende Antwort rief er aus: — Ein wahrer Diplomat, dieſes Weib! — Auf Anrathen dieſes „Diplomaten“ alſo machte ich mich nun daran, meine abgeſchiedenen Bekannten im Gedächtniß zu durchmuſtern. Nach längerem Schwanken blieb ich endlich bei einem längſt verſtorbenen Alten ſtehen, einem Franzoſen, der vor vielen Jahren mein Hofmeiſter geweſen war. Ich hatte ihn gewählt, nicht weil ich eine beſondere Neigung zu ihm empfunden hätte; es lag vielmehr ſo viel Originalität in der Figur dieſes Franzoſen, die nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit den üblichen Figuren der Jetztzeit darbot, daß es vollkommen unmöglich ſein mußte, ihn zu copiren. Er beſaß einen großen Kopf, weiße, nach hinten gekämmte, buſchige Haare, dichte, ſchwarze Augenbrauen, eine hakenförmig gekrümmte Naſe und — zwei große, veilchenblaue Warzen auf der Mitte ſeiner Stirn. Er kleidete ſich gewöhnlich in einen grünen Frack mit glatten, kupfernen Knöpfen, eine geſtreifte Weſte mit ſtehendem Kragen, und trug Buſen- und Handkrauſen. — Wird er mir meinen alten Deſſert vorführen — dachte ich — nun, dann werde ich zugeben müſſen, daß er in Wahrheit ein Hexenmeiſter iſt.

Bei Tiſch ließ ich mir nach dem Rathe der Alten eine Flaſche Lafitte geben — „vom Allerbeſten“, wie Ardalion verſicherte, der aber an den Geſchmack von gebranntem Kork erinnerte und auf dem Boden eines jeden Gläschens einen Abſatz von Sandelholz zurückließ.

Schlag acht Uhr ſtellte ich mich vor dem Hauſe ein, in welchem ich mit der „ehrwürdigen“ Maſtridia Karpowna unterhandelt hatte. Alle Fenſterläden waren geſchloſſen, nur die Thür ſtand offen. Ich trat in das Haus ein, ſtieg die wackelige Treppe zum zweiten Stock hinauf, und nachdem ich die Thür nach links geöffnet hatte, befand ich mich — wie die Alte geſagt — in einem vollkommen leeren, geräumigen Zimmer. Ein Talglicht, welches auf dem Fenſterbrette aufgepflanzt war, beleuchtete ſpärlich das Zimmer. An der Wand der Thür gegenüber ſtand ein geflochtener Stuhl. Ich putzte das ſchon etwas herniedergebrannte Licht, ließ mich auf den Stuhl nieder und wartete.

Die erſten zehn Minuten verſtrichen ziemlich raſch. Im Zimmer fand ſich Nichts, das meine Aufmerkſamkeit hätte feſſeln können. Ich lauſchte, jedes kleine Geräuſch auffangend, und ſchaute aufmerkſam zur geſchloſſenen Thüre hin . . . Mein Herz pochte . . . Nach den erſten zehn Minuten verſtrichen neue zehn! es verſtrich eine halbe Stunde, bald wurden daraus drei Viertelſtunden — rund herum regte ſich Nichts! Ich huſtete einige Mal, um auf dieſe Weiſe meine Gegenwart anzuzeigen. Ich fing ſchon an, Langeweile zu empfinden, endlich ärgerlich zu werden — auf eine ſolche Weiſe gefoppt zu ſein, das übertraf denn doch alle meine Erwartungen. Ich entſchied mich endlich, den Stuhl zu verlaſſen und das Licht vom Fenſter zu holen, um mir zum Rückzuge zu leuchten . . . Ich warf einen Blick auf das Licht; der geſchmolzene Talg

war inzwiſchen wie ein Pilz angelaufen. Als ich aber nun den Blick vom Fenſter zur Thür gleiten ließ, zuckte ich unwillkürlich zuſammen. An die Thür gelehnt ſtand eine menſchliche Geſtalt. Dieſelbe war ſo gewandt und geräuſchlos eingetreten, daß ich Nichts davon wahrgenommen hatte.

Die Figur trug einen gewöhnlichen blauen Bauernrock, war von mittlerem Wuchſe und ziemlich ſtark. Die Hände auf dem Rücken gefaltet und den Kopf vorn übergebeugt, ſah ſie mich ſtarr an. Die mangelhafte Beleuchtung erlaubte mir nicht, die Geſichtszüge zu ſtudiren; ich ſah blos eine zottige Mähne verworrener Haare, die über die Stirn herabfielen, breite, zuſammengezogene Lippen und das Weiße in den Augen. Ich wollte den Mann anreden, dachte aber an die Vorſchrift von Frau Maſtridia und biß mir auf die Lippen. Der Hereingetretene fuhr fort, mich anzuſtarren; ich ſah auch ihn an. Und da empfand ich merkwürdiger Weiſe auf einmal eine Beängſtigung; ich fing wie auf Kommando an, an meinen alten Hofmeiſter zu denken. Der Mann änderte ſeine Stellung immer noch nicht und athmete mit Anſtrengung, als ob er einen Berg beſtiege oder Laſten zu heben hätte. Seine Augen erweiterten ſich — ſie ſchienen auf mich zuzuwandeln — mir wurde unheimlich vor dieſem conſequenten, ſchweren, unbeweglichen Blicke. Zuweilen flammte es in ihm auf wie ein verderbendrohendes, inneres Feuer. Wie ich es etwa beim Windſpiele beobachtet habe, wenn es mit ſeinen

Augen den gefaßten Hasen verschlang. Gleich einem Windspiel verfolgte mich auch sein Blick jedesmal, wenn ich mich zu flüchten, daß heißt, meine Augen von den seinen abzuwenden suchte.

Dies dauerte, ich weiß nicht wie lange — vielleicht eine Minute, vielleicht auch eine Viertelstunde. Die Figur hielt mich immer noch im Banne ihrer Augen: mir wurde unbehaglich und wirklich ängstlich, ich dachte nur an meinen Franzosen. Einige Male versuchte ich mir zuzuraunen: — Welcher Unsinn! Was für eine Komödie! — ich suchte zu lächeln, mit den Achseln zu zucken — umsonst! Jeder Entschluß erlahmte in mir — anders weiß ich meinen damaligen Zustand nicht zu bezeichnen. Ich war durch und durch wie gelähmt. Plötzlich wurde ich inne, daß sich die Figur von der Thür abgetrennt, daß sie sich mir um ein, zwei Schritte genähert hatte. Und nun machte sie auf einmal einen Sprung mit beiden Beinen, und stand mir so noch näher . . . Dann wieder ein Sprung . . . und noch einer . . . Die strengen Augen hielten mich immer noch gepackt, die Hände blieben auf dem Rücken gefaltet, die breite Brust athmete mit Anstrengung. Die Sprünge kamen mir komisch vor; aber es wurde mir bei ihnen noch unheimlicher zu Muthe. Und was ich mir gar nicht erklären konnte, eine Schläfrigkeit fing an, mich zu überwältigen. Die Lider zogen sich immer mehr zusammen . . . die zottige Figur in dem blauen Bauernrocke mit den weißen Augen verwandelte sich in

ein Doppelbild — plötzlich war ſie verſchwunden . . . Ich bebte zuſammen . . . Da ſtand ſie wieder zwiſchen der Thür und mir, aber ganz in meiner Nähe . . . Dann verſchwand ſie von Neuem wie in einer Nebelwolke — war wieder da, verſchwand abermals . . . erſchien . . . und immer näher und näher vor mir. Ich fühlte ihren heißen Athem . . . Wiederum hüllte ſie ein Nebel ein, und aus dieſem Nebel tauchten plötzlich — die weißen Haare deutlich und deutlicher und ſchließlich der ganze Kopf des alten Deſſert hervor! Ja wohl, Du biſt's — da Deine dunkeln Brauen — da die veilchenblauen Warzen — Deine Hakennaſe! Da iſt auch der grüne Frack mit den kupfernen Knöpfen und die geſtreifte Weſte — und der Jabot . . . Ich ſchrie auf — ich ſchnellte in die Höhe . . . der Alte verſchwand, und auf der alten Stelle ſtand wieder die Geſtalt in dem blauen Bauernrocke. Sie näherte ſich ſchwankend der Mauer, ſtemmte ſich mit Kopf und Händen an ſie an, und keuchend wie ein wieherndes Pferd ſchrie ſie mit heiſerer Stimme: — Thee! — Da erſchien plötzlich, wie aus der Erde geſtampft, Maſtridia. Sie ſprang auf den Ermatteten zu, und mit den Rufen: — Waſſinka, Waſſinka! machte ſie ſich daran, ihm den Schweiß abzutrocknen, der von Haar und Geſicht heruntertropfte. Ich wollte mich der Alten nähern; aber ſie ſchrie mir mit einer ſo dringlichen und herzzerreißenden Stimme zu: — Ihro Gnaden, erbarmungsvolles Väterchen, machen Sie uns nicht unglücklich, um des Himmels willen, entfernen Sie ſich! —, daß ich

ihren Worten Folge leiſtete. Sie aber wandte ſich wieder ihrem Söhnchen zu.

— Du mein Ernährer, mein Täubchen! — beruhigte ſie ihn. — Du bekommſt gleich Thee, gleich, gleich, mein Waſſinka! — Auch Sie, mein Väterchen, thäten gut, zu Hauſe etwas Thee zu ſich zu nehmen — rief ſie mir noch nach.

Zu Hauſe angekommen that ich, wie mir Maſtridia angerathen — ich beſtellte Thee. Ich war müde, ſogar entkräftet.

— Nun, wie war's? — fragte mich Ardalion. — Sind Sie dort geweſen? Haben Sie geſehen . . .?

— Er hat mir wirklich etwas vor Augen geführt . . . was ich, ich geſtehe es, nicht erwartet hatte — antwortete ich ihm.

— Ein Mann von großer Weisheit! — bemerkte Ardalion, den Samowar aus dem Zimmer tragend. — Die Kaufmannſchaft zollt ihm gro—oße Verehrung.

Ich ging zu Bett und ſann über das Erlebte nach. Ich glaubte ſchließlich eine Erklärung für den räthſelhaften Vorgang gefunden zu haben: der Akteur war unzweifelhaft mit einer bedeutenden magnetiſchen Kraft begabt. Indem er dieſe auf eine freilich unerklärliche Weiſe auf meine Nerven einwirken ließ, brachte er es ſchließlich dahin, daß in mir das Bild des Alten, das bereits meine Gedanken beſchäftigte, mit einer ſolchen Klarheit und Beſtimmtheit wach wurde, daß ich zuletzt die Empfindung hatte, ihn

leibhaftig vor Augen zu sehen ... Der Wissenschaft sind solche Wandlungen wohlbekannt. Doch, auch angenommen, es verhielte sich so — die Kraft, die solche Wirkungen hervorzubringen im Stande war, blieb dennoch eine wunderbare und geheimnißvolle.

— Man mag sagen, was man will; — dachte ich bei mir — aber ich habe ihn gesehen, mit meinen eigenen Augen habe ich meinen verstorbenen Hofmeister gesehen.

Tags darauf fand im Adelsklub der besagte Ball statt. Sophiens Vater suchte mich auf und erinnerte mich an meine Verpflichtungen. Im ersten Viertel der zehnten Stunde stand ich schon neben ihr in dem von vielen kupfernen Leuchtern erhellten Saale und war bereit, die ja nicht grade schwer faßlichen Pas der französischen Quadrille unter dem markerschütternden Getöse des Militair-Orchesters des Städtchens auszuführen. Eine Unmasse von Gästen hatte sich eingefunden. Besonders waren viele Damen, und darunter wirklich sehr hübsche erschienen. Unter Allen aber würde gewiß die zierliche Schönheit meiner Dame den Preis davongetragen haben, wenn nicht der Eindruck, den sie im Allgemeinen machte, durch ihren seltsamen, sogar etwas wilden Blick abgeschwächt worden wäre. Selbst der unzweifelhafte Ausdruck von Offenherzigkeit, der sich in ihren Augen wiederspiegelte, vermochte nicht das Außergewöhnliche, das in ihnen lag, zu verwischen. Die Augen schienen immer offen, keine Spur von einem Bewegen der Lider. Ihre Gestalt aber war

hinreißend ſchön, und nicht minder ihre ſchüchternen, graziöſen Bewegungen. Wenn ſie Walzer tanzte und dabei ihre Taille etwas nach hinten bog und den feinen Hals auf die rechte Schulter neigte, als ob ſie ſich von ihrem Tänzer etwas entfernen wollte, ſo konnte man ſich nichts Reizenderes, nichts Jugendlich-Schöneres vorſtellen. Sie war weiß gekleidet und trug am Halſe an ſchwarzem Bande ein Kreuz aus Türkiſen.

Ich engagirte ſie auch zur Mazurka und bemühte mich, ſie geſprächig zu machen. Sie gab aber wenig Antwort und ſprach überhaupt ungern, obwohl ſie mir mit demſelben Ausdrucke des gedankenvollen Staunens, der mir bei Gelegenheit meines erſten Beſuches ſchon an ihr aufgefallen war, aufmerkſam zuhörte. Kein Gedanke von dem in ihren Jahren ſo natürlichen Kokettiren, kein Gedanke eines Lächelns, und dazu dieſe Augen, die ſich unverwandt und ſtarr in die Augen ihres Geſellſchafters bohrten — dieſe Augen, die den Eindruck machten, als ob ſie zu gleicher Zeit etwas Anderes ſähen, mit etwas Anderem beſchäftigt wären . . . was für ein ſeltſames Weſen! Da alle meine Bemühungen ſie aufzuheitern fehlſchlugen, ſo kam ich endlich auf den Gedanken, ihr mein geſtriges Abenteuer zu erzählen.

Sie hörte mir bis zuletzt mit merklichem Intereſſe zu; was mich aber befremdete — meine Erzählung rief bei ihr nicht die mindeſte Verwunderung hervor. Sie fragte mich

blos, ob der Betreffende nicht Wassily heiße. Ich besann mich, daß die Alte ihn Wassinka genannt hatte.

— Jawohl, sein Name ist Wassily. Kennen Sie ihn denn auch?

— Hier hält sich ein gottgefälliger Mensch auf, der den Namen Wassily führt — antwortete sie. — Es kam mir in den Sinn, er möchte der Nämliche sein.

— Mit der Gottgefälligkeit hat es hier allerdings Nichts zu schaffen — bemerkte ich. — Es ist eine gewöhnliche Wirkung der magnetischen Kraft — eine Thatsache, die für Naturforscher und Aerzte von großem Interesse ist.

Ich begann nun meine Anschauungen über die eigenthümliche Kraft, die als Magnetismus bezeichnet wird, auseinanderzusetzen, über die Möglichkeit, den Willen eines Menschen dem eines andern zu unterwerfen u. s. w. Meine freilich zusammenhangslosen Entwickelungen schienen jedoch auf meine Zuhörerin keinen Eindruck zu machen. Sophie hörte, die um den Fächer gefalteten Hände im Schooße, unbeweglich zu. Sie spielte weder mit dem Fächer, noch bewegte sie die Finger überhaupt, so daß ich fühlte, wie alle meine Worte von ihr zurückprallten wie von einer steinernen Wand. Sie begriff entschieden, aber sie besaß ihre eigenen festen und unerschütterlichen Ueberzeugungen.

— Sie werden doch am Ende kein Wunder zugeben? — rief ich aus.

— Gewiß gebe ich solche zu — antworte sie ruhig. — Und wie sollte man nicht? Steht denn nicht im Evan-

gelium geschrieben, daß wer vom Glauben nur so viel wie ein Senfkorn in sich hat, die Kraft hat, Berge zu versetzen? Man muß nur den Glauben besitzen — die Wunder geschehen dann von selbst.

— Wie es den Anschein hat, ist also heutzutage wenig Glauben vorhanden — erwiederte ich — denn man hört gar nichts mehr von Wundern.

— Und sie geschehen doch. Sie haben ja selbst die Erfahrung gemacht. Nein, der Glaube hat noch nicht aufgehört zu existiren; die Grundlage des Glaubens aber . . .

— Die Grundlage einer jeden Weisheit ist Gottesfurcht — unterbrach ich sie.

— Die Grundlage des Glaubens — fuhr Sophie unverwirrt fort — ist Selbstverleugnung, Demuth!

— Demuth?

— Ja. Der menschliche Stolz, der Hochmuth — der sollte mit der Wurzel ausgerottet werden. Sie erwähnten den Willen . . . ihn lerne man beugen!

Ich warf einen erstaunten Blick auf das junge Mädchen, das solche Worte über seine Lippen bringen konnte. — Doch dieses Kind spaßt nicht! — dachte ich bei mir. Ich sah mich nach unseren Nachbarn in der Mazurka um; sie schauten mich Alle an, und es kam mir vor, als ob sie mein Erstaunen amüsire. Der Eine lächelte mir sogar verständnißvoll zu, als ob er sagen wollte: — Nicht wahr, ein sonderbares Mädchen? Sie ist als solche schon bekannt.

— Sie haben sich schon Mühe gegeben, ihren

Willen zu unterwerfen? — wandte ich mich wieder an Sophie.

— Jeder soll thun, was ihm als recht erscheint — antwortete sie mit fast dogmatischer Sicherheit.

— Gestatten Sie noch eine Frage — begann ich nach kurzer Pause. — Glauben Sie, daß man Todte auferwecken kann?

Sophie schüttelte ruhig den Kopf.

— Es giebt keine Todten.

— Wieso nicht?

— Todte Seelen giebt es nicht. Sie sind unsterblich und können erscheinen, wann Sie wollen. Sie umgeben uns beständig.

— Wie? Sie glauben zum Beispiel, daß in diesem Augenblicke jenen Major aus Ihrer Garnison mit der rothen Nase eine unsterbliche Seele umgiebt?

— Warum nicht? Das Sonnenlicht bescheint auch seine Nase — und kommt nicht das Licht von Gott? Was kommt es überhaupt auf das Aeußere an? Dem Reinen ist Alles rein . . . Wenn ich nur einen Lehrer, einen Leiter finden könnte! . . .

— Aber entschuldigen Sie — unterbrach ich sie, ich muß gestehen, nicht ohne Schadenfreude — Sie sehnen sich nach einem Leiter — und denken nicht an Ihren Beichtvater?

Sophie sah mich kalt an.

— Sie wollen sich über mich lustig machen, wie es scheint . . . Mein Beichtvater sagt mir allerdings, was

ich zu thun habe. Ich aber brauche einen Lehrer, der mir durch die That zeigt, mie man ſich opfert!

Sie hob die Augen zur Decke auf. Dieſes kindliche Geſicht mit dem Ausdrucke unerſchütterlicher Nachdenklichkeit und geheimer, fortdauernder Verzückung brachte mir die Vor-Raphael'ſchen Madonnen in Erinnerung . . .

— Ich habe irgendwo geleſen — fuhr ſie fort, ohne ihre Augen von der Decke abzuwenden und kaum merkbar die Lippen bewegend — daß einmal ein Edelmann befohlen hatte, ihn nach dem Tode in der Vorhalle der Kirche beizuſetzen, damit ihn Alle, die durch die Vorhalle zur Kirche gingen, mit Füßen träten . . . So ſollte man ſchon bei Lebzeiten thun . . .

Bum, bum! tra—ra—ra! — dröhnten von der Gallerie herab die Pauken und Trompeten. Ich muß geſtehen, daß mir ein derartiges Geſpräch nicht auf den Ballſaal zu gehören ſchien. Es erweckte in mir Gedanken, die — mit der Religion Nichts zu thun hatten. Ich folgte daher gern der Einladung meiner Dame zu einer der Mazurka-Figuren, ſchon um einer Fortſetzung unſerer quasi theologiſchen Diskuſſion aus dem Wege zu gehen.

Eine Viertelſtunde ſpäter führte mich Mademoiſelle Sophie ihrem Vater zu, und zwei Tage nach dieſem Balle verließ ich T . . . . Das Bild des Mädchens mit der widerſtrebenden, ſteinernen Seele und dem kindlichen Geſichte ſchwand ſehr bald aus meinem Gedächtniß.

Es vergingen zwei Jahre — und dieſes Bild ſollte in mir wieder lebendig werden. Ich unterhielt mich nämlich eines Tages mit einem Collegen, der ſoeben von einer Reiſe im ſüdlichen Rußland zurückgekehrt war. Er hatte ſich einige Zeit in T . . . . aufgehalten und hatte mir ſo Manches aus der dortigen Geſellſchaft zu erzählen.

— A propos! — rief er zuletzt aus. — Wenn ich nicht irre, biſt Du ſehr gut mit W. V. C. bekannt?

— Ja.

— Kennſt Du auch ſeine Tochter Sophie?

— Ich habe ſie zweimal geſehen.

— Stelle Dir vor — ſie iſt entlaufen.

— Was Du ſagſt!

— Nun denke! Drei Monate ſchon iſt ſie ſpurlos verſchwunden. Und was am merkwürdigſten iſt! Nicht die mindeſte Vermuthung, nicht der geringſte Verdacht läßt ſich aufwerfen. Sie gab jedem Freier einen Korb und war in ihrem Betragen immer ſehr beſcheiden. Ja, ſo ſind ſie nun einmal Alle, dieſe ſtillen Betſchweſtern! . . . In der ganzen Gegend hat dieſer Skandal eine wahre Senſation hervorgerufen. B . . . iſt verzweifelt, denn, was konnte ſie denn forttreiben! Er kam ja allen ihren Wünſchen entgegen. Was aber die Sache noch unerklärlicher macht — alle dortigen Galans befinden ſich an Ort und Stelle; kein Einziger wird vermißt.

— Hat man noch nicht nach ihr geſucht?

— Ich ſage Dir ja, ſie iſt ſpurlos verſchwunden . . .

als ob ſie in's Waſſer gefallen wäre! Schade nur, daß es jetzt eine reiche Braut weniger auf der Erde giebt!

Dieſe Mittheilung hatte mich ungemein überraſcht. Sie ſtand gar nicht im Einklang mit den Erinnerungen, die ich von Sophie B . . . mitgenommen hatte. Was ſich nicht Alles in der Welt ereignen kann! . . .

Im Herbſte deſſelben Jahres warf mich das Schickſal, wiederum in dienſtlichen Angelegenheiten, in das dem T . . .-Gouvernement benachbarte Gouvernement S . . . . Das Wetter war regneriſch und kalt. Die abgeplagten Poſtpferde ſchleppten den leichten Tarantaß mühſam auf der ſchmutzigen, aufgeweichten Landſtraße dahin. Ein Tag, erinnere ich mich, gab uns beſonders ungünſtiges Wetter; etwa dreimal blieben wir buchſtäblich bis über die Achſen im Sumpfe ſtecken. Der Fuhrmann ſuchte ſich damit zu helfen, daß er das eine Geleiſe verließ und unter Gebrüll und Fluchen in ein anderes hinüberklomm; indeſſen, auch in dieſem erging es uns nicht beſſer. Kurz, gegen Abend war ich ſo ermüdet, daß ich mich, nachdem wir mit der größten Mühe die erſte beſte Station erreicht hatten, entſchloß, in der einzigen vorhandenen Herberge zu übernachten. Man wies mir ein kleines Zimmer mit eingeſeſſenem Sopha, krumm geworfenen Dielen und von den Wänden herunterhängenden Papierfetzen an. Die Atmoſphäre der Stube war von Kwaß, fauligem Stroh, von Zwiebeln und ſogar von Terpentin erfüllt, während in allen Ecken ſchaarenweiſe die Fliegen ſaßen. Doch mochte

dem sein wie ihm wollte, ich war doch wenigstens vor dem Unwetter geschützt; denn der Regen goß unaufhörlich herunter. Ich bestellte den Samowar, setzte mich auf den Divan und überließ mich jenen unerquicklichen Betrachtungen, die allen in Rußland Reisenden so gut bekannt sind.

Meine Gedanken wurden durch ein schwerfälliges Poltern aufgestört, das aus der allgemeinen Stube, die von der meinen durch einen hölzernen Verschlag abgetrennt war, hereindrang. Es war von einem oft unterbrochenen, schallenden Klirren, dem Kettengeklirre ähnlich, begleitet. Plötzlich vernahm ich das Kreischen einer derben Männerstimme.

— Hilf, o Gott, Allen, die zum Hause gehören! Hilf Gott! Hilf Gott! Amen! Amen! Der böse Geist weiche von hinnen! — zeterte die Stimme in einer Folge, aber ziemlich unverständlich und die letzte Silbe eines jeden Wortes wild in die Länge ziehend.

Es folgte ein tiefer Seufzer; ein schwerer Körper ließ sich unter dem nämlichen Geklirre auf eine Bank nieder.

— Akulina, Knecht des Herrn, komm hierher! — ließ sich die Stimme von Neuem vernehmen. — Sieh' mich an! ich bin nackt und doch zufrieden . . . Ha, ha, ha! Herr, Du mein Herr! Allmächtiger Gott im Himmel! — klang die Stimme, dumpf wie der Chor in der Kirche. — Allmächtiger Gott! Gebieter meines Leibes, schau' herab auf mein fluchwürdiges Dasein! . . . O wehe mir! Wehe! . . . Ha, ha! . . . Diesem Hause aber widerfahre Segen in der siebenten Stunde!

— Wer ist das? — fragte ich die Wirthin, als sie mir den Samowar brachte.

— Väterchen, das ist — erwiederte sie hastig und leise — ein Gottesmensch. In dieser Gegend hält er sich erst seit Kurzem auf, und da hat er auch uns besucht — in diesem schrecklichen Wetter! das Wasser trieft in Strömen von ihm herunter! Aber Sie sollten erst seine Ketten sehen — schrecklich schwer sind sie!

— Gottes Segen über uns! Gottes Segen über uns! — ließ sich wieder die Stimme vernehmen. — Akulina, Akulinuschka — Freund! . . . Und wo ist unser Paradies? Unser herrliches Paradies? Unser Paradies ist in der Wüste . . . Diesem Hause aber Freude . . . — Die Stimme fing an, ganz unverständlich zu murmeln. Dann folgte ein gedehntes Gähnen, dann wieder das kreischende Gelächter. Dieses Gelächter schien sich jedesmal unwillkürlich hervorzudrängen, und bald nachher folgte immer ein Unwille ausdrückendes Spucken.

— Wie schade, daß mein Stepanitsch nicht zu Hause ist! — murmelte die Wirthin, die mit allen Anzeichen der ehrfurchtvollsten Aufmerksamkeit an der Thür gehorcht hatte, vor sich hin. — Aus seinem Munde kommen erlösende Worte; doch was verstehe ich davon, ich dumme Frau?

Sie entfernte sich hastig.

Ich merkte in dem Verschlage eine Ritze; ich legte mein Auge daran. Der betreffende Mann saß mit dem Rücken gegen mich gekehrt auf einer Bank. Ich konnte

nur ſeinen ungeheuern, einem Bierbottich ähnlichen, zottigen Kopf und ſeine breiten, maſſiven Schultern ſehen, die in geflickte und durchnäßte Lumpen eingenäht waren. Vor ihm auf dem Eſtrich kniete eine abgemagerte Weibsperſon in einem ebenfalls durchnäßten Wamms, das Geſicht bis an die Augen von einem dunkeln Tüchelchen verhüllt. Sie ſtrengte ſich an, von einem Fuße des Mannes den Stiefel herabzuziehen; ihre Finger glitſchten aber immer an dem mit Schmutz bedeckten, glatten Leder ab. Die Wirthin ſtand mit über der Bruſt gekreuzten Armen neben ihr und betrachtete ehrerbietig den „Gottesmenſchen.“ Er ſelbſt fuhr fort, unverſtändliche Worte vor ſich hinzumurmeln.

Endlich gelang es dem Weibsbilde im Wamms, den Stiefel herunterzubekommen. Sie fiel dabei faſt auf den Rücken, hielt ſich aber zuſammen und machte ſich jetzt daran, ihm die Fußlappen loszuwickeln. An ſeinem Fuße kam eine Wunde zum Vorſchein . . . ich wendete mich ab.

— Darf man Dir vielleicht mit Thee aufwarten? — fragte unterthänig die Wirthin.

— Was fällt Dir ein, Weib! — gab die Männerſtimme zur Antwort. — Den ſündigen Leib zu tätſcheln! . . . Alle Knochen ſollte man ſich abtödten — und Du kommſt mir noch mit Deinem Thee! O weh, Du Alte! Der Teufel beſitzt Dich noch ſtark. Weder Hunger, noch Kälte, noch die Schloßen des Himmels und die durchdringende Näſſe könnten ihn Dir wohl vertreiben. Doch denke an den Tag des jüngſten Gerichts! Dort wartet die Vergeltung auf Dich! . . .

Die Wirthin stieß einen leichten Schrei der Bestürzung aus.

— Höre zu, was ich Dir sagen werde! Alles sollst Du von Dir geben, den Kopf, das Hemd sollst Du dahingeben. Auch wenn es Niemand von Dir fordert, so gieb es doch von Dir! Gott sieht Alles! — Denn ist es ihm schwer, Dein Haus zu zerstören? Gab Dir aber der Erbarmungsvolle Brot, so nimm es an und stell' es in den Ofen. Er aber sieht Alles, Alles sieht Er! . . . Wessen Auge stiert da aus dem Kopfende des Bildes hervor? . . . Sag' . . . wessen Auge ist das?

Die Wirthin machte heimlich unter ihrem Kopftuche das Zeichen des Kreuzes.

— Unser alter Feind, der Satan ist es! . . . Der Sa—tan, der Geier verfolgt sein Wild! — wiederholte er einige Male mit den Zähnen knirschend. — Die uralte Schlange, sie ist unser Feind . . . Es möge sich der Herr erheben und seine Feinde zerstreuen! Ich rufe alle Todten heran und packe den Feind . . . ha, ha, ha! Pfui!

Das letzte Wort diente ihm jedenfalls als Beschwörungsformel.

— Haben Sie nicht etwas Oel? — sprach eine andere, kaum vernehmbare Stimme. — Geben Sie ein wenig, auf die Wunde aufzulegen . . . Einen reinen Lappen habe ich schon.

Ich schaute nochmals durch die Ritze. Die Frau im Wamms war noch immer mit dem Fuß beschäftigt. — Eine Magdalene! — dachte ich.

— Sofort, ſofort, mein Täubchen — erwiederte die Wirthin.

Sie trat zu mir in's Zimmer und holte mit einem Löffelchen etwas Oel von der kleinen Lampe, die unter dem Heiligenbilde brannte.

— Wer iſt denn das, der ihn bedient? — fragte ich die Wirthin.

— Ich weiß es nicht genau zu ſagen, Väterchen. Auch wohl Eine, die ihre Seele retten will und hier für ihre Sünden Buße thut. Aber er — was iſt er doch für ein heiliger Mann!

— Akulinuſchka, mein liebes Kind, meine theure Tochter! — rief unterdeſſen der Mann . . . und zerfloß in Thränen.

Die Frau, die vor ihm auf den Knieen lag, hob ihre Augen zu ihm auf . . . Aber, Du mein lieber Gott . . . wo habe ich denn dieſe Augen ſchon geſehen? . . .

Die Wirthin trat mit dem Oel an ſie heran. Die Frau wurde mit der Operation fertig, erhob ſich vom Eſtrich und fragte, ob es nicht im Hauſe ein reines Kämmerchen gebe und etwas Heu. — Waſſily Nikitiſch ſchläft gern auf Heu — fügte ſie hinzu.

— Freilich, freilich — erwiederte die Wirthin. — Komm doch, Väterchen — wandte ſie ſich an den Mann. — Trockne Dich ab und ruhe aus!

Der Mann ächzte, hob ſich von der Bank — ſeine Ketten klirrten. Er drehte ſein Geſicht nach meiner Rich-

tung, ſuchte mit den Augen das Heiligenbild auf und bekreuzte ſich.

Ich hatte ihn ſofort wiedererkannt: es war der nämliche Kleinbürger Waſſily, der mir früher einmal meinen ſeligen Hofmeiſter vor Augen geführt hatte.

Seine Züge hatten ſich ſeitdem wenig verändert. Nur das Unheimliche in ihnen war inzwiſchen noch unheimlicher geworden. Der untere Theil des unförmlichen Geſichtes war von einem ſtruppigen Barte umrahmt. In Lumpen gekleidet, ſchmutzig, verwildert wie er war, erregte er in mir mehr Ekel, als Furcht. Er hörte endlich auf ſich zu bekreuzen, fuhr aber fort mit ſeinem irren Blicke in den Winkeln und auf dem Boden herumzuſchweifen, als ob er auf Etwas wartete.

— Waſſily Nikitiſch, bitte, kommen Sie! — ſagte mit einer Verbeugung die Frau im Wamms. Er hob haſtig den Kopf auf und drehte ſich um, verlor aber das Gleichgewicht und ſchwankte — ſeine Begleiterin eilte herbei und ſtützte ihn unter der Achſel. Nach der Stimme und der Taille zu urtheilen, ſchien ſie wirklich eine junge Frau zu ſein. Ihr Geſicht konnte man durchaus nicht ſehen.

— Akulinuſchka, meine Freundin! — ſagte nochmals der Mann mit erſchütternder Stimme. Und indem er den Mund weit aufmachte und ſich mit der Fauſt auf die Bruſt ſchlug, wand ſich ein dumpfes Stöhnen aus der Tiefe ſeiner Seele los. Beide verließen in Begleitung der Wirthin das Zimmer.

Ich legte mich auf den harten Divan und dachte lange über das nach, was ich gesehen hatte. Mein Magnetiseur schien ganz und gar in Blödsinn verfallen zu sein. Also dahin hatte es diese Kraft, die man ihm jedenfalls nicht absprechen konnte, bei ihm gebracht! . . .

Den andern Morgen wollte ich weiterfahren. Der Regen goß zwar immer noch vom Himmel herunter, aber ich durfte mich nicht länger aufhalten. Auf dem Gesichte meines Dieners, der mir das Waschgeschirr brachte, spielte ein eigenthümliches, zurückhaltend-ironisches Lächeln. Ich wußte dieses Lächeln nur zu gut zu deuten: es sollte so viel heißen, als daß er etwas Auffallendes oder Ungeziemendes betreffs meiner Nachbarn erfahren habe und vor Ungeduld brenne, mir davon Mittheilung zu machen.

— Nun, was hast Du? — fragte ich, um ihn zu erlösen.

— Sie haben doch wohl gestern den Mann gesehen? rapportirte er sofort.

— Ja. Und weiter?

— Haben Sie auch seine Begleiterin gesehen?

— Auch die.

— Sie ist ein Fräulein aus adeliger Familie.

— So?

— Ich theile Ihnen die reine Wahrheit mit. Es kamen heute einige Kaufleute aus T. . . . hier vorbei gefahren, und die haben sie sofort erkannt. Sogar ihren

Namen haben sie genannt, aber ich habe ihn nicht behalten.

Mir ging plötzlich ein Licht auf.

— Ist der Mann noch hier? Oder ist er schon fort? — fragte ich.

— Ich denke, er ist noch hier. Soeben saß er noch vor dem Hofthore und führte sich so eigenthümlich auf, daß Einem sein Betragen vollkommen unbegreiflich war. Vor lauter Uebersättigung weiß er wohl nicht mehr, was er anfangen soll. Selbstverständlich handelt er aus Berechnung.

Mein Diener gehörte zu jener Klasse von „gebildeten" Dienern, zu denen auch Ardalion zu rechnen war.

— Und ist das Fräulein bei ihm.

— Jawohl! Sie bleibt ihm immer an der Seite.

Ich ging über die Hausflur hinaus und wurde unsern Mann gewahr. Er saß noch auf dem Bänkchen vor dem Hofthore. Die beiden Handflächen gegen die Bank gestemmt, drehte er seinen gebeugten Kopf nach rechts und links, wie ein wildes Thier im Käfig. Dichte Wogen seines krausen Haares hingen über seine Augen und schwankten mit hin und her, ebenso wie die schlaff herunterhängenden Lippen. Ein seltsames, fast unmenschliches Murmeln rieselte über sie hervor. Seine Begleiterin hatte sich eben aus einem auf einer Stange aufgehängtem Kruge gewaschen. Sie hatte noch keine Zeit gehabt, das Kopftuch umzuwinden und schritt grade langsam auf dem

schmalen Brett, das über die schwarzen Pfützen des mistigen Hofes gelegt war, zum Thore zurück. Als mein Blick auf ihr freies, unbedecktes Gesicht fiel, schlug ich vor Ueberraschung unwillkürlich in die Hände: vor mir stand Sophie B . . .

Sie drehte sich rasch um und richtete ihre blauen, immer noch so eigenthümlich starren Augen auf mich. Sie war sehr abgemagert, ihre Haut war rauh und von der Sonne braun gebrannt. Die Nase war spitzer geworden — und ihre Lippen traten schärfer hervor. Bei alledem aber hatte ihre Schönheit nichts verloren; nur daß sich zu dem früheren, nachdenklich-staunenden Ausdruck ihrer Züge noch ein anderer gesellt hatte: der Ausdruck der Entschlossenheit, in einem kühnen, in sich gewandten, exaltirten Zuge. Das Kindliche ihres Gesichtes war spurlos verschwunden.

Ich näherte mich ihr.

— Sofia Wladimirowna! — rief ich aus. — Sind Sie es? In dieser Bekleidung . . . und in dieser Gesellschaft?

Sie zuckte zusammen, sah mich noch aufmerksamer an, als ob sie sich Aufschluß verschaffen wollte, wer sie da angesprochen, antwortete aber mit keiner Silbe und warf sich zu ihrem Gefährten.

— Akulinuschka! — lallte Jener, tief aufathmend. — Unsere Sünden, die Sünden . . .

— Wassily Nikitisch, entfernen wir uns sofort! Hören Sie? Sofort! Sofort müssen wir gehen! — sagte sie,

mit der einen Hand emsig das Tuch über die Stirn ziehend und mit der andern ihren Gefährten unter den Arm fassend. — Kommen Sie, Wassily Nikitisch; hier droht Gefahr.

— Ich geh' schon, Kindchen, ich geh' schon — antwortete der Mann bereitwillig. Er erhob sich langsam und unter Vorwärtsbeugung seines Oberkörpers von der Bank. — Ich will nur noch das Kettchen unterbinden.

Ich ging nochmals auf Sophie zu, nannte meinen Namen, beschwor sie, mich anzuhören und mir nur ein einziges Wort zu sagen. Ich wies auf den Regen hin, der wie aus Gießkannen herabströmte, bat sie, ihre eigene Gesundheit, wie die Gesundheit ihres Gefährten zu schonen, erwähnte ihren Vater — aber in einem Zustande erbitterter, unwiderruflicher Begeisterung preßte sie, ohne mich nur im Geringsten zu beachten, die Zähne zusammen und trieb, mit Anstrengung athmend und sprechend, in sanften, aber entschiedenen Worten ihren inzwischen verwirrt gewordenen Gefährten an, ihr zu folgen. Sie umgürtete ihn, band ihm die Ketten unter, drückte ihm eine Kindermütze mit gespaltenem Schirm in's Haar, gab ihm einen Stab in die Hand, warf sich selbst ein Säckchen über die Schulter und ging mit ihm aus dem Hofthore auf die Straße hinaus. Sie zurückzuhalten hatte ich kein Recht; übrigens würde dies auch zu Nichts geführt haben. Auf meine letzten, verzweifelten Worte, die ich ihr nachrief, wandte sie sich nicht einmal um. Den „Gottesmenschen" unter den Arm gefaßt, schritt sie ruhig durch den schwarzen Koth

der Straße . . . Es vergingen einige Minuten, und die beiden Figuren tauchten zum letzten Male durch die Dunkelheit des nebeligen Morgens und das dichte Netz des herabfallenden Regens vor mir auf . . . Sie lenkten seitwärts von der Herberge ab und verschwanden auf ewig . . .

Ich kehrte in mein Zimmer zurück und verfiel in Nachdenken. Ich konnte mir von dem Erlebten keine Rechenschaft ablegen; ich war unfähig zu begreifen, wie ein so guterzogenes, junges und wohlhabendes Mädchen sich hatte entschließen können, Alles und Alle, ihr Haus, ihre Angehörigen und Bekannten zu verlassen, ihre Gewohnheiten, den Comfort, in welchem sie aufgewachsen war, daranzugeben — und um was? Um einem halb verrückten, umherziehenden Menschen zu folgen und sich zu seiner Magd zu erniedrigen! Ich konnte unmöglich auch nur einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen, daß die Veranlassung zu einem solchen Entschluß eine wenn auch ausgeartete Herzensneigung, ein Gefühl der Liebe, der Leidenschaft gewesen sein sollte. Man brauchte nur die widerliche Figur dieses „Gottesmenschen" anzusehen, um sofort von diesem Gedanken geheilt zu sein. Nein, Sophie war rein geblieben, und, wie sie sich einst ausgedrückt: es gab für sie nichts Unreines. Ich konnte mir ihre Handlungsweise nicht erklären, aber ich verurtheilte sie nicht, wie ich späterhin noch viele andere Mädchen nicht verurtheilte, die sich ebenfalls geopfert hatten — dem zulieb, was sie selbst für Wahrheit erkannt, worin sie selbst ihren Beruf gefunden

zu haben glaubten. Ich bedauerte es freilich, daß Sophie eben dieſen Weg eingeſchlagen hatte: ihr aber meine Bewunderung, ja meine Achtung zu verſagen — das war ich nicht im Stande. Nicht obenhin hatte ſie mir einſt von Selbſtaufopferung, von Demuth geſprochen, bei ihr ſtanden Wort und That in keinem Widerſpruch. Sie ſuchte einen Lehrer, einen Leiter; ſie fand ihn ... Aber, o Du mein Gott, in Wem? ... Ja, ſie wollte es — mit Füßen getreten ſein!

Nach einiger Zeit kam mir zu Ohren, daß es der Familie gelungen ſei, das verirrte Schaf zu finden und wieder heimzuführen. Aber zu Hauſe hielt ſie es nicht lange aus; ſie ſtarb bald, ohne je ihr Schweigen gebrochen zu haben.

Friede Deiner Aſche, Du armes, räthſelhaftes Weſen! ...

Waſſily Nikitiſch wandert wahrſcheinlich noch jetzt umher. Die Geſundheit dieſer Art Leute ſetzt wahrhaftig in Erſtaunen ... Vielleicht aber hat die Epilepſie ihm ſchon ein Ende gemacht.

Fict.--Russian

Jakow Passinkoff.

—

(1855.)

I.

Es war in Petersburg. Und zwar noch im Winter, am ersten Karnevalstage. Ein Schulfreund, der in seiner Jugend für einen überaus schüchternen Menschen gegolten, später aber nichts weniger als bescheiden genannt werden konnte, hatte mich zu Mittag geladen. Er ist jetzt todt, wie die meisten meiner Jugendgenossen. Außer mir hatten noch ein gewisser Konstantin Alexandrowitsch Assanoff und eine litterarische Berühmtheit jener Zeit zugesagt. Letztere hatte lange auf sich warten lassen und zuguterletzt angezeigt, daß sie der Einladung nicht Folge leisten könne. Statt der Berühmtheit erschien jedoch ein kleiner, blonder Herr — einer von den ungerufenen Gästen, die Petersburg in Unzahl aufzuweisen hat.

Das Mittagsmahl dehnte sich lange hin. Der Gastgeber sparte keinen Wein, und unsere Köpfe erhitzten sich nach und nach. Alles, was ein Jeder auf seinem Herzen trug, — und wer von uns hätte Nichts zu tragen? — kam jetzt unverhohlen zu Tage. Das Gesicht des Gastgebers verlor auf einmal seinen schamhaften und zurückhaltenden Ausdruck; seine Augen funkelten arrogant, ein

plattes Lächeln zerrte an ſeinen Lippen. Der blonde Herr lachte ebenfalls ganz widerlich und begleitete ſein jedesmaliges Auflachen mit einem faden Gekreiſch. Aſſanoff aber ſetzte mich zu allermeiſt in Erſtaunen. Dieſer Mann, der ſich ſonſt durch ſein artiges Betragen auszeichnete, fuchtelte hier in auffallender Weiſe mit den Händen um die Stirn, benahm ſich überhaupt wie ein Poſſenreißer, ſchwatzte in einem Zuge von ſeinen Verbindungen und hörte beſonders nicht auf, ſich mit ſeinem Onkel — einer nach ſeiner Ausſage ſehr hochgeſtellten Perſönlichkeit — zu brüſten. Es war mir vollkommen unmöglich, ihn wiederzuerkennen. Augenſcheinlich machte er ſich luſtig über uns. Jedenfalls benahm er ſich ſo, als ob ihm unſere Geſellſchaft nicht angenehm ſei. Sein freches Benehmen empörte mich zuletzt.

— Hören Sie! — ſagte ich zu ihm — Wenn wir in Wirklichkeit in Ihren Augen ſo nichtsſagend erſcheinen, wie Sie uns anzuſehen belieben, ſo gehen Sie doch zu Ihrem vornehmen Onkel! Doch vielleicht läßt der Sie gar nicht über ſeine Schwelle?

Aſſanoff antwortete Nichts und fuchtelte weiter.

— Was ſind denn das für Menſchen! — ſchwatzte er. — Sie zeigen ſich in keiner anſtändigen Geſellſchaft, können unter ihren Bekannten keine einzige feine Frau aufweiſen, während ich — rief er aus, indem er mit Lebhaftigkeit aus ſeiner Seitentaſche ein Portefeuille hervorzog und mit der Hand darauf klopfte — im Beſitze einer ganzen Sammlung von Briefen bin, die von einem

Mädchen herſtammen, wie es in der Welt wohl kein zweites giebt!

Der Wirth ſowohl, wie der blonde Herr beachteten dieſe letzte Prahlerei Aſſanoff's nicht; ſie hielten ſich gegenſeitig an den Knöpfen ihrer Röcke und waren in ein Geſpräch vertieft. Ich aber ſpitzte die Ohren.

— Eine neue Aufſchneiderei, Herr Neffe des vornehmen Onkels! — ſagte ich, indem ich näher rückte. — Briefe werden Sie wohl nicht haben . . .

— So? Meinen Sie? — erwiederte er, mich von oben herab anſehend. — Nun, was iſt denn das? — Er hatte ſein Portefeuille geöffnet und zeigte mir gegen zehn Briefe, die ſeine Adreſſe trugen.

— Eine bekannte Handſchrift — dachte ich bei mir . . . ! — — —

Ich fühle, wie die Schamröthe jetzt auf meinen Wangen brennt. Mein Selbſtgefühl leidet fürchterlich. Wem könnte es angenehm ſein, eine von ihm verübte unwürdige Handlung offen zu geſtehen? . . . Aber es läßt ſich nicht mehr ändern. Ich habe die Erzählung begonnen und wußte doch im Voraus, daß ich bis an die Ohren erröthen würde. Ich faſſe alſo meinen Muth zuſammen und bekenne, daß . . .

Die Sache verlief nämlich folgendermaßen. Ich benützte, als Aſſanoff in ſeiner Trunkenheit die erwähnten Briefe nachläſſig auf die mit Champagner begoſſene Tiſchdecke warf, die Gelegenheit (in meinem Kopfe rauſchte es

auch ſchon durcheinander), einen derſelben in Eile zu überleſen.

Mein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen . . . Ich Unglückſeliger war in jenes Mädchen, welches an Aſſanoff geſchrieben hatte, ſelbſt verliebt; ich durfte jetzt nicht mehr zweifeln, daß ſie ihm zugethan ſei. Der Brief, in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, athmete Zärtlichkeit und Hingebung von Anfang bis zu Ende. „Mon cher ami Constantin" — ſo begann der Brief . . . und endigte mit den Worten: „Seien Sie vorſichtig wie bisher, und ich werde Niemandem gehören, als Ihnen."

Wie vom Blitz getroffen, blieb ich einige Augenblicke ohne Bewegung ſitzen. Endlich kam ich zu mir — ich ſprang auf und ſtürzte aus dem Zimmer.

Eine Viertelſtunde ſpäter war ich ſchon in meiner Wohnung.

Die Familie Slotnitzky gehörte zu den Erſten, deren Bekanntſchaft ich nach meiner Ueberſiedelung aus Moskau in Petersburg gemacht hatte. Dieſelbe beſtand aus den beiden Alten, zwei Töchtern und einem Sohne. Der Vater, ein grauköpfiger aber noch rüſtiger Herr, der einſt im Heere gedient hatte, hatte einen ziemlich hohen Poſten. Des Morgens war er im Amt, Nachmittags ſchlief er, und Abends ſpielte er im Club Karten. Zu Hauſe war er ſehr ſelten zu ſehen. Er ſprach wenig und ungern und wendete dabei ſeinen eher mürriſchen als gleichgültigen Blick in die Höhe. Außer Reiſebeſchreibungen und Schil-

derungen aus dem Gebiete der Geographie pflegte er Nichts zu leſen. Erkrankte er, ſo ſchloß er ſein Kabinet hinter ſich ab und beſchäftigte ſich mit Malerei, oder neckte den alten grauen Papagei „Popka“. Seine Ehehälfte, eine kränkliche Frau mit ſchwarzen, eingeſunkenen Augen und ſpitzer Naſe, brachte ganze Tage auf dem Divan zu und ſtickte Kiſſen auf Canevas. So weit es mir ſchien, hegte ſie vor ihrem Gemahl eine Art Furcht, als ob ſie ſich ihm gegenüber einer Schuld bewußt wäre. Die ältere Tochter, Warwara, eine volle, rothwangige, etwa 18jährige Blondine, ſaß beſtändig am Fenſter und beobachtete die Vorübergehenden. Das Söhnchen war in einer kaiſerlichen Anſtalt untergebracht, wo er ſeine Erziehung genoß. Er kam nur manchmal des Sonntags nach Hauſe und that auch nie umſonſt den Mund auf. Die jüngere Tochter, Sophie — in welche ich mich eben verliebt hatte — auch ſie war von ſchweigſamer Natur. Im Slotnitzky'ſchen Hauſe herrſchte beſtändiges Schweigen, das nur von dem durchdringenden Geſchrei Popka's unterbrochen wurde. Die Gäſte gewöhnten ſich aber bald an dieſe Töne und empfanden alsdann von Neuem den Druck und die Laſt dieſer ewigen, beängſtigenden Stille. Uebrigens erſchienen nur äußerſt ſelten Gäſte bei Slotnitzky's: es war dort zu langweilig. Selbſt die Meubel, die rothen, gelbgeſtreiften Tapeten im Gaſtzimmer, die große Anzahl geflochtener Stühle im Speiſezimmer, die kameelgarnenen, verſchoſſenen Kiſſen, die auf den Divans umherlagen und noch Zeichnungen von Mädchen- oder Hundefiguren erkennen ließen, die hörnerverzierten

Lampen, die düſteren Bilder an den Wänden — kurz, Alles trug das herbſtliche Gepräge der Kälte, des Verblühten. — Nach meiner Ankunft in Petersburg hielt ich es für meine Pflicht, der Familie Slotnitzky, mit der ich von Seiten meiner Mutter verwandt war, baldigſt meine Aufwartung zu machen. Mit Noth und Mühe hielt ich es eine Stunde aus, und kam nachher lange nicht mehr dorthin. Nach und nach aber fingen meine Viſiten an häufiger zu werden. Was mich hinlockte, war Sophie, die Anfangs gar keinen Eindruck auf mich gemacht hatte, und in die ich mich ſchließlich verliebte.

Sie war von kleinem Wuchs, ſchlank, faſt mager, blaß von Geſicht, hatte dichtes, ſchwarzes Haar und große, braune, halbgeſchloſſene Augen. Ihre ſtrengen und ſcharfen Züge, beſonders aber ihre zuſammengepreßten Lippen ließen Charakterfeſtigkeit und Willenskraft vermuthen. Im Hauſe galt ſie auch für ein Mädchen von feſtem Charakter. — Sie iſt ganz nach ihrer älteren Schweſter Katharina — ſagte mir einſt Frau Slotnitzky, als ſie einmal mit mir allein im Zimmer war. (In Gegenwart ihres Gemahls durfte ſie dieſer Katharina nicht erwähnen.) — Sie kennen ſie nicht, — fuhr ſie fort. — Sie lebt mit ihrem Mann im Kaukaſus. Denken Sie ſich! Als 13jähriges Mädchen verliebte ſie ſich in ihren jetzigen Gemahl und erklärte uns ſchon damals, daß ſie keinen Andern heirathen werde. Was wir auch dagegen anſtrengten — es half Nichts! Sie harrte bis zu ihrem 23. Jahre, brachte den Vater gegen ſich auf und heirathete ſchließlich doch keinen Andern, als

ihren Abgott. Wie leicht könnte ſich etwas Aehnliches mit Sonitſchka ereignen! Behüte ſie der Himmel vor einer ſolchen Starrköpfigkeit! Ich bin in Bezug auf ſie nicht ganz ruhig. Sie hat kaum erſt ihr 16. Jahr zurückgelegt, und jetzt ſchon iſt ſie eine Natur, die ſich nicht bezwingen läßt. — Herr Slotnitzky trat in's Zimmer; ſeine Frau brach ab.

Eigentlich hatte ich Sophie nicht wegen ihrer Willensſtärke liebgewonnen — nein! Bei all ihrer Trockenheit, trotzdem es ihr an Lebhaftigkeit und Phantaſie fehlte, beſaß ſie doch einen eigenthümlichen Reiz: den Reiz der Offenherzigkeit, der ehrlichen Aufrichtigkeit und Klarheit der Seele. Es war ebenſo Achtung als Liebe, die ich für ſie empfand . . . Sie ſchien auch mir gewogen zu ſein; mich in ihrer Neigung getäuſcht zu ſehen und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ſie einen Andern liebe — das war für mich ein großer Schmerz.

Die unerwartete Entdeckung, die ich gemacht hatte, mußte mich um ſo mehr überraſchen, da Aſſanoff die Familie Slotnitzky viel ſeltener beſuchte als ich, und Sonitſchka gegenüber kein beſonderes Intereſſe an den Tag legte. Er ſelbſt war brünett und hübſch, hatte ausdrucksvolle, wenn auch etwas ſchwerfällige Geſichtszüge, glänzende, hervortretende Augen, eine große, weiße Stirn, und unter ſeinem feinen Schnurrbart zeigten ſich weiche rothe Lippen. In ſeinem Auftreten war er beſcheiden und ernſt; er ſprach und urtheilte mit Ueberzeugung und ſchwieg mit Würde. Man ſah es ihm an, daß er eine hohe Meinung

von ſich hatte. Er lachte nur ſelten; und wenn dies der Fall war, ſo lachte er durch die Zähne. Er tanzte nie. Sein Körperbau war tölpelhaft. In ſeinen jüngeren Jahren hatte er im . . . 'ſchen Regiment gedient und für einen tüchtigen Offizier gegolten.

— Sonderbar! — dachte ich bei mir, als ich mich auf den Divan geworfen hatte. — Wie konnte es kommen, daß ich bisher Nichts bemerkte? — . . . „Seien Sie vorſichtig wie bisher:" dieſe Worte Sophie's kamen mir plötzlich in's Gedächtniß. — So! — dachte ich weiter — alſo das iſt's! So machſt Du es, Du pfiffiges Weib! . . . Und ich hielt ſie noch für aufrichtig und ehrlich! . . . Aber wartet nur, ich werde Euch ſchon zeigen . . . —

Aber hier fing ich, ſoweit ich mich noch erinnere, bitterlich zu weinen an und blieb ſchlaflos bis zum Morgen.

Am andern Tage, gegen 2 Uhr Nachmittags, begab ich mich zu Slotnitzkys. Der Alte war nicht zu Hauſe; auch Frau Slotnitzky fand ich nicht auf ihrem gewöhnlichen Platze. Sie litt nach den geſtrigen Blini*) an Kopfſchmerzen und verblieb in ihrem Boudoir. Warwara lehnte mit der Schulter am Fenſter und ſchaute auf die Straße hinaus. Sophie ging mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab. Und Popka ſchrie aus Leibeskräften.

— Ah, guten Morgen! — begrüßte mich träge Warwara. Bald darauf knüpfte ſie die Bemerkung an: —

---

*) Beſonders zubereitete Pfannkuchen.

Da geht ein Bauer mit einer Mulde auf dem Kopfe. — Sie hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit im Selbſtgeſpräch Beobachtungen über die Vorübergehenden anzuſtellen.

— Guten Morgen! — antwortete ich. — Guten Morgen Sofia Nikolajewna! Aber wo iſt Tatjana Waſſiljewna?

— Sie iſt auf ihrem Zimmer, — erwiederte Sophie und ſetzte ihren Auf- und Niedergang fort.

— Wir hatten geſtern Blini — bemerkte, ohne ſich vom Fenſter abzuwenden, Warwara. — Warum waren Sie denn nicht bei uns? . . . Aber wohin geht denn dieſer Schreiber?

— Ich hatte keine Zeit. — „Prä—ſen—tir" kreiſchte laut der Papagei hinzu. — Ihr Popka ſchreit ja aber heute ganz unausſtehlich.

— Er ſchreit immer ſo — entgegnete Sophie.

Wir ſchwiegen.

— Jetzt iſt er zum Thor herein — plauderte Warwara, ſetzte ſich plötzlich auf das Fenſterbrett und öffnete das Pförtchen in einem der Flügel.

— Was machſt Du denn da? — fragte Sophie.

— Ein Bettler! — erwiederte Warwara, bückte ſich ein wenig vor, langte vom Fenſterbrett eine kupferne Münze, auf der ſich noch das rückſtändige Thürmchen Aſche eines Räucherkerzchens befand und warf ſie auf die Straße. Dann klappte ſie das Pförtchen wieder zu und ſprang ſchwerfällig auf den Fußboden.

— Ich habe den geſtrigen Abend in ausgezeichneter

Weiſe zugebracht — begann ich und nahm auf einem Lehnſtuhl Platz. — Ich ſpeiſte bei einem Freunde. Konſtantin Andrejewitſch war auch dort. — (Ich ſchaute nach Sophien; ſie veränderte nicht im mindeſten ihre Miene.) — Ich muß geſtehen, — fuhr ich fort: — gekneipt haben wir tüchtig. Wir haben zu Vieren acht Flaſchen geleert!

— Wirklich? — bemerkte ruhig Sophie, und ſchüttelte den Kopf.

— Ja wohl! — erwiederte ich, durch den Anſchein von Gleichgiltigkeit, den ſie ſich zu geben ſchien, ein wenig verletzt. — Und wiſſen Sie noch Etwas, Sofia Nikolajewna? . . . Das bekannte Sprichwort: in vino veritas — es iſt wahr!

— In wie fern?

— Konſtantin Andrejewitſch hat uns Alle zum Lachen gebracht. Stellen Sie ſich vor: auf einmal fängt er an mit der Hand über die Stirn zu fahren und ruft fortwährend: „Seht mich nur an, welch famoſer Kerl ich bin! Ich habe einen Onkel und der iſt ein hochgeſtellter Herr!“

— Ha, ha, ha! — erſcholl ein kurzes abgebrochenes Auflachen Warwara's.

— Popka, Popka, Popka! — trompetete der Papagei zur Begleitung.

Sophie blieb vor mir ſtehen und ſah mir in's Geſicht.

— Und Sie? Was haben Sie geſprochen? — fragte ſie. — Können Sie ſich noch erinnern?

Ich erröthete unwillkürlich.

— Das weiß ich nicht mehr. Doch ich glaube, auch

ich hatte ſchwer geladen . . . Ja, es iſt wirklich ſo, — fügte ich gedehnt hinzu — Wein trinken iſt gefährlich. Es entſchlüpft einem manches Wörtchen, das man nachher beſſer verſchwiegen haben möchte. Man bereut dann ſeine Schwatzhaftigkeit, aber natürlich zu ſpät.

— Haben Sie ſich denn verſchnappt? — fragte Sophie.

— Nun, ich rede jetzt nicht grade von mir.

Sophie wendete ſich ab und machte ſich von Neuem daran, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich ſchaute hinter ihr drein und war recht ärgerlich.

— Da ſehe Einer! — dachte ich. — Wer hielte ſie nicht noch für ein Kind? Aber wie verſteht ſie es ſchon ſich zu beherrſchen! Wie ein Fels ſo ſtarr . . . Doch, wir wollen Dich ſchon . . .

— Sofia Nikolajewna! — ſagte ich laut.

Sie hielt inne.

— Was giebt's?

— Wollen Sie mir nicht Etwas auf dem Clavier vorſpielen? . . . A propos, ich hätte Ihnen etwas zu ſagen — fügte ich leiſe hinzu.

Sie erwiederte kein Wort und begab ſich in den Salon. Ich folgte ihr. Sie blieb am Clavier ſtehen.

— Nun, was ſoll ich Ihnen vorſpielen?

— Was Sie wollen . . . Eine Nocturne von Chopin.

Sophie ſchlug eine Nocturne auf. Sie ſpielte ziemlich unfertig, doch mit Gefühl. Ihre Schweſter ſpielte nur Polka's und Walzer, und auch noch ſelten. Mit dem ihr eigenthümlichen, trägen Schritt pflegte ſie auf eine Auf-

forderung an's Clavier zu gehen, ihren Burnus von den Schultern bis auf die Ellenbogen herabzulaſſen (ohne Burnus habe ich ſie nie geſehen), irgend eine Polka laut anzuſtimmen, in der Mitte abzubrechen, eine andere anzufangen und dann auf einmal einen Seufzer auszuſtoßen, ſich vom Platze zu erheben und an das Fenſter zurückzukehren. Ein ſeltſames Geſchöpf dieſe Warwara!

Ich ſetzte mich neben Sophie.

— Sofia Nikolajewna — flüſterte ich ihr zu, ſie von der Seite fixirend. — Ich muß Ihnen eine mir ſehr peinliche Mittheilung machen.

— Eine Mittheilung? Und was denn?

— Das, Sofia: ich habe mich bisher in Ihnen getäuſcht, bitter getäuſcht.

— In welcher Beziehung? — fragte ſie, ohne das Spiel zu unterbrechen, und die Augen von den Fingern zu laſſen.

— Ich habe immer geglaubt, Sie ſeien aufrichtig; Sie verſtünden nicht zu klügeln, Ihre Gefühle zu verbergen — daß ich es ſage: ſich zu verſtellen . . .

Sophie näherte ihren Kopf den Noten.

— Ich verſtehe Sie nicht.

— O, noch mehr! — fuhr ich fort. — Ich hätte es mir nie vorſtellen können, daß Sie, in Ihrem Alter, fähig wären, mit einer ſolchen Meiſterſchaft eine Rolle zu ſpielen . . .

Ein leichtes Zittern durchzuckte ihre Hände, die jedoch nicht aufhörten über die Taſten zu gleiten.

— Was erzählen Sie da für Geſchichten? — immer noch die Augen von mir abwendend. — Ich ſoll eine Rolle ſpielen?

— Ja, Sie! — Sie lächelte. Ich wurde ärgerlich. — Sie ſtellen ſich gegen einen gewiſſen Herrn gleichgiltig, und . . . ſchreiben ihm zu gleicher Zeit Briefe . . .

Ihre Wangen färbten ſich; aber ſie drehte ſich nicht um, ſondern ſpielte die Nocturne bis zu Ende, ſtand auf und ſchlug den Deckel des Claviers zu.

— Wohin denn? — fragte ich verblüfft. — Sie antworten mir nicht?

— Was ſoll ich Ihnen antworten? Ich weiß nicht einmal wovon Sie ſprechen . . . Mich zu verſtellen, bin ich jedoch nicht fähig.

Sie brachte ihre Noten in Ordnung.

Das Blut ſtieg mir zu Kopfe.

— O, Sie werden wohl wiſſen, um was es ſich handelt! — ſagte ich, mich ebenfalls erhebend. — Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen ſogar Ihre eigenen Ausdrücke aus einem gewiſſen Briefe wiederholen: „Seien Sie vorſichtig wie bisher“. . .

Sophie fuhr zuſammen.

— Ich hätte Derartiges von Ihnen nicht erwartet — ließ ſie ſich endlich vernehmen.

— Und ich hätte nicht erwartet, — fiel ich ein — daß Sie — Sie, Sofia Nikolajewna, im Stande wären, einen Menſchen Ihrer Gunſt zu würdigen, der . . .

Sophie drehte ſich raſch um. Ich mußte unwillkürlich

einen Schritt zurücktreten. Ihre Augen, ſonſt halbgeſchloſſen, erweiterten ſich plötzlich zu ungewöhnlicher Größe und funkelten zornig unter den Brauen hervor.

— Ah, wenn dem ſo iſt, — ſagte ſie — nun, ſo mögen Sie erfahren: ja, ich liebe dieſen Menſchen! Und es iſt mir ſehr gleichgiltig, welche Meinung Sie von ihm und meiner Liebe haben. Was hat Sie überhaupt berechtigt, hiervon zu ſprechen! Wenn ich einen Entſchluß gefaßt habe, ſo . . .

Sie brach plötzlich ab und verließ raſch das Zimmer.

Ich blieb zurück. Es wurde mir unheimlich; ich fühlte mich ſo beſchämt, daß ich das Geſicht mit den Händen bedeckte. Die Anſtandsloſigkeit und das Ungebührliche meiner Handlungsweiſe wurde mir im Nu klar; vor Scham und Reue kaum aufathmend, ſtand ich da wie beſchimpft. — Gott, mein Gott! — dachte ich. — Was haſt Du hier angerichtet!

— Anton Nikitiſch! — vernahm ich plötzlich die Stimme des Stubenmädchens aus dem Vorzimmer — Schnell ein Glas Waſſer für Sofia Nikolajewna!

— Was iſt geſchehen? — fragte der Diener.

— Das Fräulein ſcheint ja zu weinen.

Ich zuckte zuſammen und begab mich in das Empfangszimmer, um meinen Hut zu holen.

— Worüber haben Sie ſich mit Sonitſchka unterhalten? — fragte mich gleichgültig Warwara, und ſetzte nach einer Pauſe halblaut hinzu: — Da kommt wieder der Schreiber!

Ich verabſchiedete mich.

— Wohin denn? Warten Sie doch? Die Mutter wird ja bald kommen.

— Ich bitte um Entſchuldigung, ich habe Eile. Ich komme bald wieder.

In dieſem Augenblicke trat Sophie zu meinem Schrecken — ich betone es: zu meinem Schrecken — mit feſten Schritten in das Zimmer. Ihr Geſicht war bläſſer wie gewöhnlich, die Augenlider waren ſchwach geröthet. Mich ſah ſie nicht an.

— Sieh' nur 'mal her, Sonja — ſagte Warwara; — da iſt ein Schreiber, der fortwährend an unſerem Fenſter vorbeiſpaziert.

— Wohl irgend ein Spion — bemerkte kalt und verächtlich Sophie.

Das war aber doch zuviel! Ich entfernte mich, und weiß wahrlich nicht, wie ich mich damals nach Hauſe geſchleppt habe.

Es war mir ſehr ſchwer zu Muthe, ſo ſchwer und bitter, daß ich nicht im Stande wäre, meinen Zuſtand zu ſchildern. An einem Tage zwei ſolch herbe Schläge hintereinander! Zuerſt die Beſtätigung zu erhalten, daß Sophie einen Andern liebt, dann ſich für immer ihrer Achtung beraubt zu ſehen . . . Ich fühlte mich derart vernichtet und erniedrigt, daß ich ſogar unfähig war, mir ſelbſt Vorwürfe zu machen. Auf dem Divan hingeſtreckt und das Geſicht gegen die Wand gekehrt, ergab ich mich mit der

Luſt eines Asceten dem erſten Andrange des Schmerzes und der Verzweiflung . . .

Plötzlich vernahm ich Schritte im Zimmer. Ich richtete den Kopf in die Höhe und erblickte einen meiner innigſten Freunde, Jakow Paſſinkoff. Es hätte wohl in meiner Stimmung gelegen, durch das Erſcheinen eines Fremden in meinem Zimmer ernſtlich aufgeregt zu werden; doch Paſſinkoff veranlaßte nichts dergleichen. Im Gegentheil! ungeachtet des tiefen Schmerzes, der mein Inneres durchwühlte, war ich über ſeinen Beſuch ſogar erfreut uud nickte ihm mit dem Kopfe zu. Er ging, wie gewöhnlich, zwei Mal im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich ſchweigend vor mich hin und ſetzte ſich dann ebenſo ſchweigend in eine Ecke nieder.

Ich kannte Paſſinkoff ſeit langer Zeit, faſt ſeit meiner Kindheit. Er hatte ſeine Erziehung in derſelben Penſion eines Deutſchen, Winterkeller, genoſſen, bei welchem auch ich drei Jahre zugebracht. Jakow's Vater, ein armer, verabſchiedeter Major, ein durchaus braver, aber geiſtig etwas zerrütteter Mann, brachte ihn als 7jährigen Knaben zu dem genannten Deutſchen, bezahlte die Penſion auf ein Jahr voraus, fuhr dann aus Moskau ab und verſchwand für immer. Von Zeit zu Zeit tauchten dunkle und ſonderbare Gerüchte über ihn auf. Erſt acht Jahre ſpäter erfuhr man mit Beſtimmtheit, daß er bei einer Ueberfahrt über den grade mächtig angeſchwollenen Irtiſch ertrunken ſei. Was ihn nach Sibirien getrieben hatte — das wußte wohl allein der liebe Gott zu ſagen . . . Jakow

hatte ſonſt keine Verwandten; ſeine Mutter war ſchon längſt todt. Und ſo blieb er in den Händen Winterkellers. Eine entfernte Verwandte von ihm, er nannte ſie Tante, exiſtirte zwar noch; dieſelbe war aber ſo arm, daß ſie ſich ſogar ſcheute, ihren Neffen zu beſuchen, aus Angſt, man möchte ihr denſelben aufdringen. Ihre Furcht war jedoch unbegründet: der gutmüthige Deutſche behielt Jakow bei ſich, geſtattete ihm, mit den übrigen Zöglingen am Unterricht Theil zu nehmen, gab ihm zu eſſen (an den Wochentagen jedoch pflegte man ihn bei Tiſch mit dem Deſſert zu übergehen), und kleidete ihn mit den abgetragenen, für ihn zugeſchnittenen und ungenähten camelottenen Capoten ſeiner Mutter (die meiſten waren tabaksfarben), einer alten, aber noch äußerſt rührigen und thätigen Livländerin. In Folge aller dieſer Verhältniſſe und der Zurückſetzung, die Jakow denn doch in der Penſion erfuhr, zeigten ſich die Commilitonen geringſchätzig gegen ihn, benahmen ſich ſtolz und nannten ihn bald „Frauencapote“, bald „Neffe der Haube“ (ſeine Tante trug nämlich eine ganz auffällige Haube, welche wunderbar mit gelben Bändern wie zu einer Artiſchoke aufgebauſcht war); bald wieder nannten ſie ihn „Jermak“ — in Anſpielung auf den Tod ſeines Vaters im Irtiſch. Aber ungeachtet aller dieſer Beinamen, ungeachtet ſeiner komiſchen Kleidung, ſeiner äußerſten Armuth, hatten ihn Alle lieb. Es war jedoch auch ganz unmöglich, ihn nicht zu lieben — eine gutmüthigere, edlere Seele gab es nicht. Dabei lernte er auch ſehr fleißig.

Als ich ihn zum erſten Male ſah, zählte er etwa

16 Jahre; ich ſelbſt hatte kaum das 13. Jahr erreicht. Ich war ein ſehr eigenwilliger, verzärtelter Knabe und kam aus einem reichen Hauſe. Sobald ich in die Penſion eingetreten war, gab ich mir Mühe, mich an ein Fürſtenſöhnchen, den Gegenſtand der beſonderen Fürſorge des Herrn Winterkeller, und noch zwei andere kleine Ariſtokraten zu attachiren, während ich den andern Zöglingen gegenüber die Naſe hoch trug. Paſſinkoff würdigte ich nicht der mindeſten Aufmerkſamkeit. Dieſer lange und linkiſche Junge in ſeiner unanſehnlichen Jacke und den kurzen Beinkleidern, unter denen die dicken Zwirnſocken hervortraten, kam mir nicht anders, als wie ein Hausknecht, wie der Sohn eines Kleinbürgers vor. Paſſinkoff war gegen Alle ſehr höflich und ſanft, obwohl er Niemandem ſchmeichelte. Stieß man ihn von ſich weg, ſo zeigte er nie, daß er ſich erniedrigt fühle, und trug Niemandem Groll nach, ſondern hielt ſich ſtill bei Seite wie ein halb mitleidiger Zuſchauer. So verfuhr er auch mit mir. Und ehe ſich mein Hochmuth legte, mußten erſt zwei Monate verſtreichen . . . An einem klaren Sommertage, als ich nach einem ſtürmiſchen Ballſpiel aus dem Hofe in den Garten trat, bemerkte ich Paſſinkoff auf einer Bank, die von einem hohen Flieder-ſtrauche überſchattet wurde. Er las in einem Buche. Ich warf im Vorbeigehen einen Blick auf den Einband und entzifferte auf ſeinem Rücken in Golddruck: „Schiller's Werke." Ich blieb ſtehen.

— Verſtehen Sie denn Deutſch? — fragte ich.

Ich kann noch jetzt nicht ohne Erröthen daran denken,

wieviel Geringſchätzung ich damals in den Ton meiner Stimme legte.

Paſſinkoff ſchlug langſam ſeine kleinen, aber ausdrucksvollen Augen auf und antwortete:

— Ich? O ja! . . . Und Sie?

— Selbſtverſtändlich! — erwiederte ich, beinahe beleidigt. Ich wollte mich ſchon entfernen, aber eine mir ſelbſt unerklärliche Neigung hielt mich zurück.

— Und was leſen Sie von Schiller? — fragte ich mit demſelben Hochmuth.

— Jetzt leſe ich „Reſignation". Ein wunderbar ſchönes Gedicht. Wollen Sie, ſo leſe ich es Ihnen vor? Setzen Sie ſich neben mich auf die Bank?

Ich zauderte ein wenig, ſetzte mich aber doch nieder. Paſſinkoff fing an zu leſen. Er verſtand das Deutſche beſſer als ich. Er war genöthigt, mir den Sinn einzelner Verſe zu erklären. Ich aber ſchämte mich ſchon nicht mehr, weder meiner Unkenntniß, noch ſeiner Ueberlegenheit . . . Von dieſem Tage an, ſeit dieſer gemeinſchaftlichen Lektüre im Garten unter dem Schatten des Fliederſtrauches, gewann ich Paſſinkoff lieb; ich näherte mich ihm und ergab mich ihm bald mit ganzer Seele.

Ich erinnere mich noch lebhaft ſeiner damaligen Figur. Uebrigens veränderte er ſich im Laufe der Jahre faſt nicht. Er war von ſchlankem Wuchſe, mager und ziemlich tölpelhaft. Die ſchmalen Schultern und die eingefallene Bruſt verliehen ihm ein kränkliches Ausſehen, obwohl er ſich über ſeine Geſundheit nicht beklagen konnte. Sein großer,

runder Kopf hing immer nach einer Seite; ſeine weichen, blonden Haare fielen ſchlicht und dünn um ſeinen ſchmächtigen Hals herab. Sein Geſicht war nicht hübſch; es wurde durch ſeine lange, aufgedunſene Naſe, die über die breiten, formloſen Lippen hing, ſogar komiſch. Dafür aber war ſeine offene Stirn wunderſchön, und wenn er lachte, ſo leuchteten ſeine kleinen grauen Augen in einer ſanften und freundlichen Herzlichkeit; man durfte ſie nur anſehen, um ſelbſt von einem warmen und freudigen Gefühle beſeelt zu werden. Ich denke noch an ſeine ſanfte und gelaſſene Stimme; ſie tönte eigenthümlich heiſer, aber durchaus angenehm. Er ſprach im Allgemeinen wenig und für gewöhnlich mit merklicher Anſtrengung. Ereiferte er ſich aber, ſo floß ſeine Rede frei und leicht. Seine Stimme wurde dabei wunderſamer Weiſe leiſer und leiſer, ſein Blick ſchien in's Innere zurückzutreten und zu vergehen, während die Wangen flammten. Die Worte: „Das Gute", „das Wahre", „Leben", „Wiſſenſchaft", „Liebe", — mochten ſie auch mit Pathos ausgeſprochen ſein — von Paſſinkoff's Lippen tönten ſie wahr und ohne Falſch. Ohne Anſtrengung, ohne Zwang pflegte er das Reich des Ideales zu betreten; ſeine keuſche Seele war jederzeit bereit, in dem „Heiligthum des Schönen" zu wandeln; ſie wartete nur auf den entſiegelnden Kuß, auf die leiſe Berührung einer andern Seele . . . Paſſinkoff war Romantiker, einer der letzten Romantiker, denen ich Gelegenheit hatte zu begegnen. Die Romantiker ſind heutzutage bekanntlich ausgeſtorben; wenigſtens ſind ſie unter der jetzigen Jugend

nicht mehr anzutreffen. Und das iſt ſchlimm für die jetzige Jugend.

Gegen drei Jahre blieb ich nun mit Paſſinkoff verbunden; wir waren ein Herz und eine Seele. Er machte mich auch zum Vertrauten ſeiner erſten Liebe. Mit welcher lauteren Aufmerkſamkeit und Theilnahme hörte ich ſeinen Bekenntniſſen zu! Der Gegenſtand ſeiner Liebe war die Nichte des Herrn Winterkeller, ein hellblondes, niedliches Mädchen, mit einem runden, faſt kindlichen Geſichtchen und traulichen, ſanften, blauen Augen. Sie war herzensgut und gemüthvoll, liebte Matthiſon, Schiller und Uhland, deren Verſe ſie anmuthig und mit ſchüchterner, klangvoller Stimme deklamirte. Paſſinkoff's Liebe war eine rein platoniſche. Er ſah ſeine Geliebte nur des Sonntags (ſie ſpielte an dieſen Tagen mit den Winterkeller'ſchen Kindern Pfänderſpiele) und konnte ſich nur wenig mit ihr unterhalten. Als ſie ihn eines Tages „mein lieber, lieber Jakob" anredete, konnte er vor Seligkeit die ganze folgende Nacht kein Auge ſchließen. Es kam ihm nicht einmal in den Sinn, daß ſie doch die Gewohnheit habe, alle ſeine Commilitonen: „mein lieber . . ." zu nennen. Ich erinnere mich noch ſeines Schmerzes, ſeiner Wehmuth, als ſich plötzlich die Neuigkeit verbreitete, Fräulein Friederike habe ſich mit einem gewiſſen Herrn Kniftuß, dem Inhaber einer blühenden Fleiſchwaarenhandlung, einem hübſchen und ſogar gebildeten Manne, verheirathet, und zwar nicht nur, um dem Willen ihrer Eltern nachzukommen, ſondern noch mehr aus wirklicher Liebe zu ihm. Sein Herz wurde

grenzenlos ſchwer. Beſonders aber litt er an dem Tage, an welchem die Neuvermählten dem Onkel ihren erſten Beſuch abſtatteten. Die jetzige „Frau" Friederike ſtellte ihn ihrem Gemahl als den alten „lieben Herrn Jakob" vor. An jenem glänzte Alles: die Augen, das à la coq friſirte ſchwarze Haar, die Stirn, die Zähne, die Knöpfe an ſeinem Frack, die Kette über der Weſte und ſogar die Stiefel, die ſeine großen, auseinandergeſpreizten Füße bekleideten. Paſſinkoff drückte Herrn Kniftuß die Hand und wünſchte ihm — ich bin überzeugt, aus vollem Herzen ein reiches und dauerndes Glück. Das vollzog ſich in meiner Gegenwart. Ich erinnere mich, mit welcher Theilnahme und Bewunderung ich damals Jakow anſah. Er kam mir wie ein Held vor . . . Und welch' düſtere Unterredung pflogen wir nachher! — Suche Troſt in der Kunſt! — ſagte ich ihm. — Ja wohl — antwortete er — die Poeſie ſoll mich tröſten. — Und auch die Freundſchaft — wiederholte er . . . O ihr glücklichen Tage! . . .

Es war mir weh zu Muthe, daß ich mich von Paſſinkoff trennen mußte. Kurz vor meiner Abreiſe gelang es ihm noch mit vieler Mühe und Sorge und nach einer höchſt komiſchen officiellen Correſpondenz, die nöthigen Papiere zu erlangen, welche ſeinen Eintritt in die Univerſität ermöglichten. Er wurde wie zuvor von Winterkeller unterhalten. Statt der camelottenen Jacken und Beinkleider bekam er aber nunmehr die gewohnte Kleidung, und zwar in Erkenntlichkeit des Unterrichtes, den er den

Zöglingen in dieſem und jenem Fache ertheilte. Bis zum letzten Augenblicke meiner Anweſenheit in der Penſion hatte ſich ſein Benehmen gegen mich nicht im geringſten verändert, obwohl ſich ſchon der Unterſchied unſerer Jahre fühlbar machte, ſo daß ich immerhin mit Neid auf ſeine Univerſitäts-Kameraden blickte. Der Einfluß, den er auf mich ausgeübt hatte, war ein überaus wohlthuender geweſen. Leider währte er nicht lange genug. Ich will nur ein Beiſpiel anführen. In meiner Kindheit hatte ich mir angewöhnt zu lügen — in Jakow's Gegenwart war meine Zunge unfähig, ſich zu einer Lüge zu bequemen. Aber beſonders erquickend war es für mich, mit ihm zuzweit zu ſpazieren, oder an ſeiner Seite im Zimmer auf und abzugehen und zuzuhören, wie er ohne mich anzuſehen mit ſeiner leiſen, intenſiven Stimme Gedichte las. Ich übertreibe nicht: ich ſchien mich mit ihm in ſolchen Minuten langſam von der Erde abzulöſen und unbewußt nach einer hellſtrahlenden, geheimnißvollen Gegend zu begeben. Ich denke noch an eine Nacht. Wir ſaßen unter dem bekannten Fliederſtrauche; dieſes Plätzchen war uns zum Lieblingsaufenthalt geworden. Alle unſere Kameraden ſchliefen ſchon. Wir erhoben uns ſachte, kleideten uns, im Dunkeln taſtend, an und ſchlichen verſtohlen hinaus — um zu ſchwärmen. Draußen war es ziemlich warm, von Zeit zu Zeit nur wehte ein friſches Lüftchen und zwang uns, uns noch näher aneinander zu ſchmiegen. Wir redeten in einem Fluſſe, redeten viel und mit Begeiſterung, ſo daß wir uns ſogar manchmal gegenſeitig unterbrachen, obwohl

wir uns nicht ſtritten. Das Heer der tauſend Sterne funkelte am Himmel. Jakow richtete ſeinen Blick in die Höhe, drückte mir kräftig die Hand und brach voll Inbrunſt in die Worte aus:

„Zu Häupten
Kreiſen die Geſtirne,
Und über ihnen ruht der Geiſt . . .“

Ein andachtsvoller Schauer durchfluthete meine Seele; ich war ſprachlos und fiel ihm um den Hals . . . Das Herz lief mir über . . .

Wo weilſt du, mein Entzücken jener Tage? — Leider tief dahinten, wo auch unſere Jugend weilt . . .

Schon acht Jahre waren verfloſſen, als ich Paſſinkoff zum erſten Male in Petersburg wiederſah. Ich hatte dort eben ein Amt angetreten. Auch er war durch Protektion zu irgend einer Stellung bei einer Verwaltungsbehörde gekommen. Unſere Begegnung war eine überaus freudige. Nie werde ich jenen Augenblick vergeſſen, als ich eines Tages im Vorzimmer ſeine Stimme vernahm. Welcher Schreck durchrieſelte mich, mit welchem Herzklopfen ſprang ich auf und warf mich ihm um den Hals, ohne ihm nur Zeit zu laſſen, ſeinen Pelz abzulegen und das Tuch abzubinden! Mit welcher Gier betrachtete ich ihn durch die unwillkürlichen, hellen Thränen der Rührung! . . . Er ſchien doch etwas gealtert zu ſein. Ganz feine Runzeln durchfurchten wie die Spuren einer Nadel ſeine Stirn; die Wangen waren etwas eingefallen, das Haar lichter, aber der Bart nicht gewachſen — und auch das Lächeln

war dasſelbe geblieben. Und ſein Lachen, dieſes anſprechende, tiefherzliche, mehr dem Keuchen ähnliche Lachen war auch unverändert.

Du mein Gott! Was haben wir an jenem Tage nicht Alles zuſammengeredet! Wie viel Lieblingsgedichte hatten wir uns gegenſeitig vorzuleſen. Ich bat ihn, zu mir zu ziehen; doch er willigte nicht ein. Dafür verſprach er aber mich täglich zu beſuchen; und er hielt Wort.

Auch ſeine Seele hatte ſich nicht verändert. Er erſchien mir als derſelbe Romantiker wieder, als den ich ihn früher gekannt hatte. Mochte auch die Kälte des Lebens, dieſe bittere Kälte der Erfahrungen, ihn umfröſteln — die zarte Blume, die frühzeitig im Herzen aufgeblüht war, erhielt ſich in ihrer ganzen unberührten Pracht. Weder Gram noch Nachdenklichkeit konnte ich an ihm wahrnehmen; er war, wie immer, ſanft und fröhlichen Herzens.

In Petersburg lebte er wie in einer Einöde, kümmerte ſich nicht um die Zukunft und verkehrte faſt mit Niemand. Ich führte ihn bei Slotnitzky's ein. Sie pflegte er dann ziemlich oft zu beſuchen. Er war nicht eitel, aber auch nicht ſchüchtern; jedoch ſprach er auch dort, wie überall, nur wenig. Trotzdem aber war er ein willkommener Gaſt. Sogar der ſonſt nicht eben geſellige Gemahl Tatjana Waſſiljewna's kam ihm freundlich entgegen; die beiden ſchweigſamen Mädchen waren bald an ihn gewöhnt.

Und ſo kam er manchmal mit einem neuerſchienenen Buche in der Hintertaſche ſeines Rockes. Längere Zeit kann er ſich nicht entſchließen zu leſen. Er ſtreckt wie

ein Vogel den Hals nach allen Seiten aus und hält Umſchau, ob es ihm die Gelegenheit nicht bald erlaube, ſich nach einem Winkelchen zurückzuziehen. (Er ſaß überhaupt gern im Winkel.) Hat er endlich die paſſende Zeit erſpäht, dann langt er das Buch hervor und macht ſich an's Leſen. Zuerſt lieſt er leiſe, dann erhebt er allmählich die Stimme, von Zeit zu Zeit ſich ſelbſt durch kurze Erörterungen und Ausrufe unterbrechend. Ich beobachtete, daß Warwara an ſeiner Lektüre mit mehr Neigung als die Andern theilnahm und ihm mit großer Bereitwilligkeit zuhörte, obwohl ſie freilich nur wenig verſtand. Die Litteratur hatte für ſie überhaupt kein Intereſſe. Sie ſetzte ſich Paſſinkoff gegenüber, ſtützte das Kinn in die Hand und ſchaute — nicht in ſeine Augen, ſondern in's Blaue. Sie ſtarrte muſternd ſein ganzes Geſicht durch, ohne dabei ein Lebenszeichen von ſich zu geben; nur ſtieß ſie manchmal plötzlich einen Seufzer aus. — Des Abends ſpielten wir zuweilen Pfänderſpiele, beſonders an den Sonn- oder Feſttagen. Es geſellten ſich dann noch zwei junge Damen zu uns, ein Geſchwiſterpaar, die mit Slotnitzky's entfernt verwandt waren — kleine, runde Mädchen von übergroßer Lachluſt. Außer ihnen betheiligten ſich an dem Spiele auch einige Kadetten und Junker, ſehr gutmüthige und ruhige Jünglinge. Paſſinkoff ſetzte ſich gewöhnlich an die Seite Tatjana Waſſiljewna's und dachte mit ihr die Strafen beim Ziehen der Pfänder aus.

Sophieen waren all die Liebenswürdigkeiten und Küſſe unlieb, mit welchen die Pfänder oft genug ausgelöſt werden

mußten, während es Warwara immer übel nahm, wenn ihr auferlegt wurde, Etwas aufzuſuchen oder zu errathen. Die beiden fremden Fräulein unterhielten eine beſtändige Lachſalve, wo ſie nur all' den Lachſtoff hernahmen! Ich wurde oftmals verdrießlich, wenn ich die beiden anſah, während Paſſinkoff nur vor ſich hinlächelte und ſtill den Kopf ſchüttelte. Der alte Slotnitzky betheiligte ſich nicht an unſeren Spielen; er warf uns ſogar durch die Thür ſeines Kabinetes unfreundliche Blicke zu. Nur ein einziges Mal trat er ganz unerwartet an uns heran und ſchlug vor, diejenige Perſon, deren Pfand an der Reihe wäre, ſolle einen Walzer mit ihm tanzen. Selbſtverſtändlich willigten wir ein. Das Pfand gehörte Tatjana Waſſiljewna. — Sie wurde feuerroth, gerieth in Verwirrung und wußte ſich nicht zu helfen: grade wie ein 15 jähriges Mädchen. Ihr Gemahl jedoch kommandirte ſchon Sophieen, ſich ſofort ans Clavier zu ſetzen; dann ging er auf ſeine Frau zu und machte mit ihr nach alter Mode im Dreiviertel-Takt zwei Touren. Ich ſehe noch ſein galliges und mürriſches Geſicht mit den niemals lächelnden Augen bald zum Vorſchein kommen, bald verſchwinden, ſich jedesmal umdrehen, ohne ſeinen ſtrengen Ausdruck zu verlieren. Er machte weite Schritte und hüpfte jedesmal auf; ſeine Frau trippelte ihm raſch nach und ſchmiegte wie aus Angſt das Geſicht an ſeine Bruſt. Er brachte ſie nach dem Tanze auf ihren Platz, machte eine Verbeugung, ging auf ſein Zimmer und ſchloß die Thür hinter ſich ab. Sophie wollte nun aufſtehen, aber Warwara bat ſie fortzuſpielen.

Sie ging auf Paſſinkoff zu, reichte ihm die Hand und fragte mit einem linkiſchen Lächeln: iſt's gefällig? Paſſinkoff ſtutzte, ſtand indeſſen auf — er zeichnete ſich überhaupt durch gefällige Höflichkeit aus — nahm Warwara bei der Taille, glitt aber ſchon beim erſten Schritt aus und fiel, raſch ſeine Dame loslaſſend, grade gegen das kleine Fußgeſtell, auf welchem der Papagei in ſeinem Käfig ſtand. Der Käfig ſtürzte herunter, der Vogel erſchrak und ſchrie auf: „Prä—ſen—tir!" Ein allgemeines Gelächter erſcholl — Slotnitzky erſchien auf der Schwelle ſeines Kabinetes, blickte mürriſch um ſich und ſchlug dann die Thür wieder hinter ſich zu. Nach dieſem Vorfalle durfte man an ihn in Gegenwart Warwara's nur erinnern, und ſie fing ſofort an zu lachen und Paſſinkoff anzuſehen, als ob ſie ihm ſagen wollte: da haſt Du einmal ein kluges Stückchen vollbracht, was ſeines Gleichen ſucht.

Paſſinkoff war ein ſchwärmeriſcher Verehrer der Muſik. Er forderte Sophie oft auf, ihm Etwas vorzuſpielen, ſetzte ſich dann in einen Winkel und hörte ihr, dann und wann leiſe mitſingend, zu. Beſonders liebte er ein den geſtirnten Himmel behandelndes Lied (Созгвѣздіе) von Schubert. Er verſicherte, jedesmal wenn er dieſes Lied höre, habe er Viſionen; es ſei ihm zu Muthe, als ob ſich mit jedem Tone ein langer blauer Strahl aus der Höhe in ſeine Bruſt ergöſſe. Noch jetzt denke ich manchmal, wenn ich den wolkenloſen Nachthimmel mit den langſam kreiſenden Sternen über mir ſehe, an die Schubert'ſche Melodie und an Paſſinkoff . . . Da kommt mir grade

noch ein Spaziergang in den Sinn, den wir einſt außerhalb der Stadt unternahmen. Wir fuhren in Geſellſchaft auf zwei vierſitzigen Wagen nach Pargolowo. Es iſt mir noch erinnerlich, daß wir die Wagen an der Wladimirskaja mietheten, daß ſie alt und blau angeſtrichen waren, auf alten Federn ruhten und einen breiten Kutſcherbock hatten — im Innern lagen Heubüſchel umhergeſtreut. Dunkelbraune, ſchwachbeinige Pferde, deren jedes auf einem andern Beine hinkte, hatten uns in ſchwerfälligem Trabe an's Ziel geſchleppt. Wir ſpazierten lange in den Fichtenhainen umher, welche Pargolowo umgaben. Unterwegs tranken wir Milch aus thönernen Krügen und aßen Erdbeeren mit Zucker. Das Wetter war wunderſchön. Warwara war keine andauernde Fußgängerin, ſie ermüdete leicht; diesmal jedoch blieb ſie uns nicht nach. Sie nahm ihren Hut ab, wickelte ihr Haar auf, die trägen Züge bekamen Leben und ihre Wangen überzogen ſich mit einer feinen Röthe. Gegen Ende des Spazierganges begegneten wir plötzlich zwei Bauermädchen im Walde. Warwara ſetzte ſich plötzlich zur Erde, rief die beiden Mädchen zu ſich heran und forderte ſie, ohne ihnen aber ſonſt eine Freundlichkeit zu ſagen, auf, ſich neben ſie zu ſetzen. Sophie ſah die Mädchen nur aus der Entfernung mit einem kalten Lächeln an und bekümmerte ſich nicht um ſie. Sie ſpazierte mit Aſſanoff. Als Slotnitzky herangekommen war, konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, Warwara ſei eine wahre Bruthenne. Darauf erhob ſie ſich und ging wieder weiter. Während des Spazierganges hatte ſie ſich

einige Mal Paſſinkoff genähert und zu ihm geſagt: — Jakow Iwanitſch, ich möchte Etwas mit Ihnen reden. — Was ſie aber wollte — das blieb für uns ein Räthſel.

Es iſt übrigens Zeit, daß ich meine Erzählung fortſetze.

Ich war ſehr erfreut, Paſſinkoff bei mir zu ſehen. Als ich mich aber an die Begebenheit des vergangenen Tages erinnerte, wurde mir qualvoll zu Muthe, und ich wendete mein Geſicht wieder gegen die Wand. Paſſinkoff wartete ein wenig; als ich aber längere Zeit hindurch kein Lebenszeichen von mir gab, fragte er, ob ich unwohl ſei.

— O nein! — antwortete ich halblaut. — Ich habe nur etwas Kopfſchmerz.

Jakow ſchwieg und nahm ein Buch zur Hand. Es verging mehr als eine Stunde. Ich war ſchon auf dem Punkte, ihm Alles zu bekennen — da vernahm ich plötzlich die Glocke im Vorzimmer.

Die Thür auf der Haustreppe wurde geöffnet — ich lauſchte — Aſſanoff fragte nach mir.

Paſſinkoff ſtand auf; er liebte Aſſanoff nicht. Er erklärte mir leiſe, daß er auf meinem Bette etwas ausruhen wolle, und begab ſich in mein Schlafzimmer.

Eine Minute ſpäter trat Aſſanoff ein.

Ich errieth ſchon an ſeinem gerötheten Geſichte, an ſeinem kurzen und abgebrochenen Gruße, was ihn zu mir

geführt. — Was wird nun wohl kommen? — dachte ich bei mir.

— Mein Herr — begann er, ſich haſtig auf einen Seſſel niederlaſſend — ich komme hierher in der Abſicht, einen Zweifel von Ihnen aufgeklärt zu bekommen.

— Und um was handelt es ſich?

— Es handelt ſich darum: zu wiſſen, ob Sie ein ehrlicher Mann ſind.

Ich fuhr auf.

— Was meinen Sie damit? — fragte ich.

— Ich meine — erwiederte er, jedes Wort betonend — ich meine damit Folgendes. Geſtern hatte ich Ihnen mein Portefeuille mit Briefen von einer gewiſſen Dame gezeigt. Heute haben ſie im Tone des Vorwurfs — beachten Sie: des Vorwurfs! — derſelben Dame einzelne Stellen aus dieſen Briefen hinterbracht, ohne dazu berechtigt zu ſein. Ich möchte nun hören, welche Erklärung Sie darauf zu geben bereit wären.

— Und ich möchte wiſſen, welches Recht Sie hätten, mich in dieſer Weiſe zu verhören — vor Wuth und Beſchämung am ganzen Körper zitternd. — Wer hat Ihnen denn geheißen, mit Ihrem Onkel ſowohl, als mit Ihrer Correſpondenz zu paradiren? Uebrigens, was geht mich das Alles an! Ihre Briefe ſind doch alle unverſehrt?

— Die Briefe ſind allerdings alle unverſehrt; aber ich befand mich geſtern in einem Zuſtande, der es Ihnen leicht machen konnte . . .

— Mit einem Worte, mein Herr — unterbrach ich

ihn abſichtlich ſo laut als möglich — ich erſuche Sie, mich in Ruhe zu laſſen? Hören Sie? Ich will von Nichts wiſſen und verweigere Ihnen jede Erklärung. Wenden Sie ſich in Betreff dieſer an die bewußte Dame! (Mir fing an vor den Augen zu ſchwindeln.)

Aſſanoff warf mir einen Blick zu, dem er ſich augenſcheinlich Mühe gab den Ausdruck von höhniſcher Durchdringlichkeit zu verleihen. Er drehte ſeinen Schnurrbart und erhob ſich gemeſſen.

— Jetzt weiß ich alſo, was ich zu denken habe, — ſagte er. — Ihr Geſicht verräth Sie deutlich. Ich muß Ihnen aber bemerken, daß anſtändige Leute nicht in dieſer Weiſe handeln. Verſtohlener Weiſe einen Brief durchzuleſen und dann zu einem achtbaren Fräulein hinzueilen, ſie zu allarmiren . . .

Scheren Sie ſich zum Teufel! — ſchrie ich auf und ſtampfte mit den Füßen. — Schicken Sie mir Ihren Sekundanten! Mit Ihnen ſelbſt habe ich keine Luſt zu verhandeln.

— Bitte mich nicht zu belehren — erwiederte Aſſanoff kalt. — Einen Sekundanten hatte ich ſelbſt ſchon die Abſicht Ihnen zuzuſchicken.

Er ging weg. Ich ſank auf den Divan zurück und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen . . . Es rüttelte mich Jemand an der Schulter. Ich zog die Hände zurück — Paſſinkoff ſtand vor mir.

— Was geht hier vor? Iſt's wahr? — fragte er mich. — Du hätteſt einen fremden Brief geleſen?

Ich war unfähig, ihm zu antworten, nickte aber mit dem Kopfe.

Paſſinkoff ging auf das Fenſter zu und ſagte langſam mit dem Rücken gegen mich gewendet:,

— Du haſt alſo den Brief eines Mädchens an Aſſanoff geleſen? Wer iſt denn dieſes Mädchen?

— Sofia Slotnitzkaja — antwortete ich wie ein Angeſchuldigter vor dem Richter.

Paſſinkoff brachte längere Zeit kein Wort hervor.

— Nur die Leidenſchaft könnte Dich in mancher Beziehung entſchuldigen — hob er endlich an. — Liebſt Du die Slotnitzkaja?

— Ja.

Paſſinkoff verſtummte von Neuem.

— Ich dacht' es mir. Und Du biſt alſo heute hingegangen und haſt ihr vorgeworfen . . .

— Ja, ja und tauſendmal ja! — ſchrie ich verzweifelt auf. — Du kannſt mich jetzt verachten . . .

Paſſinkoff ging zweimal im Zimmer auf und ab.

— Liebt ſie ihn? — fragte er.

— Sie liebt ihn . . .

Paſſinkoff ſchlug die Augen nieder und hielt ſie lange auf den Boden geheftet.

— Nun, hier muß geholfen werden — ſagte er endlich den Kopf erhebend. — Das kann nicht ſo bleiben.

Er griff nach ſeinem Hut.

— Wohin willſt Du?

— Zu Aſſanoff.

Ich ſprang auf.

— Aber ich erlaube es Dir nicht. Wo denkſt Du hin! Was wird er von mir halten!

Paſſinkoff ſah mich an.

— Alſo wäre es nach Deiner Anſicht beſſer, dieſer dummen Geſchichte ihren freien Lauf zu laſſen, Dich ſelbſt zu Grunde zu richten, ein Mädchen zu blamiren . . .

— Was willſt Du Aſſanoff ſagen?

— Ich werde mir Mühe geben, ihm Alles klar zu machen, und ihm ſagen, daß Du ihn um Verzeihung bitteſt . . .

— Aber ich denke gar nicht daran, mich bei ihm zu entſchuldigen!

— Du willſt es nicht? Fühlſt Du Dich etwa nicht ſchuldig?

Ich blickte zu ihm auf. Der ruhige, ſtrenge Ausdruck ſeines Geſichtes, das ein edler Mißmuth überſchattete, machte mich ſtutzig. So hatte ich ihn noch nie geſehen. Ich antwortete Nichts und ging auf meinen Platz zurück.

Paſſinkoff verließ das Zimmer.

Mit welcher Ungeduld wartete ich auf ſeine Rückkehr! Mit welcher grauſamen Langſamkeit ſchlich die Zeit dahin! Endlich, nach einer langen Weile, kam er zurück.

— Nun, wie ſteht's? — fragte ich ſchüchtern.

— Gott ſei Dank! — antwortete er. — Alles iſt in Ordnung.

— Du warſt bei Aſſanoff?

— Jawohl.

— Nun, wie war es? Hat er Faxen gemacht? — fragte ich mit Anſtrengung.

— Das könnte ich nicht grade ſagen. Ich hatte größere Schwierigkeiten erwartet . . . Er . . . er iſt am Ende gar nicht ſo abſtoßend, wie ich immer glaubte.

— Warſt Du ſonſt nirgends? — fragte ich nach einer Weile.

— Ich war noch bei Slotnitzky's.

— Ah! . . . (Mein Herz fing heftig an zu arbeiten; ich wagte nicht, ihm in die Augen zu ſehen.) — Was ſagte ſie?

— Sofia Nikolajewna iſt ein überaus geſcheites, liebes Mädchen . . . Ja, ſie iſt wirklich gut. Anfangs war es ihr etwas peinlich, ſpäter aber beruhigte ſie ſich. Unſer Geſpräch hat übrigens nicht über fünf Minuten gedauert.

— Und Du . . . ſagteſt ihr Alles von mir? . . . Alles?

— Ich ſagte, was nöthig war.

— Jetzt wird es mir nicht mehr möglich ſein, dort zu verkehren — bemerkte ich mißmuthig.

— Weshalb denn nicht? Dann und wann kannſt Du ſchon hingehen. Im Gegentheil, Du mußt jetzt unbedingt hingehen, eben damit man keinen Verdacht ſchöpfe . . .

— Aber Jakow, Du wirſt mich jetzt verachten! — rief ich aus. Ich konnte kaum die Thränen zurückhalten.

— Ich Dich verachten? — Seine gutmüthigen Augen flammten in Liebe auf. — Dich verachten! . . . Dummer

Menſch! War es Dir denn leicht auf dem Herzen? Litteſt Du denn nicht?

Er reichte mir die Hand; ich warf mich ihm um den Hals und zerfloß in Thränen.

Einige Tage nach dieſer Begebenheit, an denen ſich bei Paſſinkoff eine gewiſſe üble Laune nicht verlieren wollte, entſchloß ich mich endlich, der Familie Slotnitzky einen Beſuch zu machen. Was ich empfand, als ich das Empfangszimmer betrat — das wäre ſchwer mit Worten wiederzugeben. Ich weiß nur noch, daß ich Mühe hatte, die einzelnen Geſichter zu unterſcheiden, daß meine Stimme jedesmal, wenn ich reden wollte, in der Bruſt beinahe erſtarb. Sophieen erging es nicht beſſer. Man ſah es ihr an, daß ſie mich nicht ohne Ueberwindung anſprechen konnte. Ihre Blicke vermieden die meinen, ſo wie ich mich hütete, den ihren zu begegnen. In jeder ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen Weſen verrieth ſich Zwang und — wozu es verheimlichen? — eine geheime Verachtung. Ich beeilte mich, ſie wie mich ſo ſchnell als möglich aus dieſer peinlichen Lage zu befreien. Glücklicherweiſe blieb dieſe Zuſammenkunft die letzte vor ihrer Verheirathung. Eine unerwartete Wendung in meinem eigenen Schickſale brachte mich nach einem andern Ende Rußlands; ich nahm auf längere Zeit Abſchied von Petersburg und der Familie Slotnitzky. Was mir aber am meiſten wehe that — ich trennte mich auch von meinem guten Jakow Paſſinkoff.

II.

Sieben Jahre waren verfloſſen. Ich halte es für überflüſſig, hier zu erzählen, was ſich während dieſer Zeit mit mir zugetragen. Lange und beſchwerliche Reiſen hatten mich durch's weite Rußland geführt; ich war bis in die Wildniß vorgedrungen, und wie dankbar bin ich dafür dem lieben Herrgott! Die wilde Einöde iſt gar nicht ſo ſchrecklich, wie Manche ſich einbilden. Auch in den tiefſten Winkeln des Urwaldes, im verborgenſten Dickicht und unter den Haufen des gefällten Lagerholzes blühen duftende Blumen.

Eines Tages — es war im Frühling — paſſirte ich in Dienſtangelegenheiten eine kleine Kreisſtadt in einem der entlegenſten öſtlichen Gouvernements. Da bemerkte ich durch das trübe Fenſterchen meines Tarantaß*) vor einem Laden am Marktplatze einen Mann, den ich zu kennen meinte. Ich ſah ihm genauer in's Geſicht, und zu meiner großen Freude erkannte ich wirklich in ihm — den Diener Paſſinkoff's, Jeliſſej.

Ich befahl dem Kutſcher ſofort zu halten, ſprang aus dem Tarantaß und ging auf Jeliſſej zu.

— Grüß' Gott! — rief ich ihn an, mit Mühe meine Aufregung bemeiſternd. — Biſt Du mit Deinem Herrn hier?

— Mit meinem Herrn — erwiederte er zögernd. Auf

*) Reiſewagen.

einmal ſchrie er auf: — Aber Väterchen, das ſind ja Sie! Ich hatte Sie ja gar nicht mehr wiedererkannt!

— Du biſt alſo mit Jakow Iwanitſch hier?

— Mit ihm, Väterchen, mit ihm. Mit wem ſollte ich denn ſonſt hier ſein?

— Führe mich ſofort zu ihm!

— Herzlich gern, herzlich gern! Bitte hier! Bitte! . . . wir logiren hier im Gaſthaus.

Jeliſſej führte mich über den offenen Platz und hörte nicht auf zu rufen:

— Aber wie wird ſich doch Jakow Iwanitſch freuen!

Dieſer Jeliſſej, ein Kalmücke von Nation, machte beim erſten Anſehen den Eindruck eines abſtoßenden, wilden Geſchöpfes; er war aber in Wirklichkeit ein herzensguter Menſch, dabei nicht dumm und Paſſinkoff, bei dem er ſchon zehn Jahre in Dienſt ſtand, leidenſchaftlich ergeben.

— Wie geht es Jakow Iwanitſch? — fragte ich ihn.

Jeliſſej wendete mir ſein kleines, ſchmutziggelbes Geſicht zu.

— Ach, Väterchen! Es ſteht nicht gut mit ſeiner Geſundheit, nicht gut! Sie werden ihn ſchwerlich wiedererkennen . . . Ich fürchte, ich fürchte, es iſt ihm nicht mehr lange beſchieden zu leben. Das iſt ja auch der Grund, weshalb wir uns hier aufhalten; denn eigentlich gehen wir ja nach Odeſſa zur Kur.

— Woher kommt ihr jetzt?

— Aus Sibirien, Väterchen.

— Aus Sibirien?

— Ja, ja! Jakow Iwanitſch war dort im Amte. Dort hat er ſich auch die böſe Wunde geholt.

— War er denn in den Militairdienſt übergetreten?

— Das nicht. Er bekleidete einen Civilpoſten.

— Was für Räthſel! — dachte ich bei mir. Inzwiſchen waren wir am Gaſthauſe angelangt. Jeliſſej eilte voraus, um mich anzukündigen. In den erſten Jahren nach unſerer Trennung hatte ich mit Paſſinkoff einen ziemlich regen Briefverkehr unterhalten; doch ſeit vier Jahren, nachdem ich den letzten Brief von ihm erhalten, erfuhr ich Nichts mehr von ihm.

— Bitte einzutreten, bitte einzutreten! — rief mir Jeliſſej ſchon von der Treppe entgegen. — Jakow Iwanitſch iſt ſehr begierig Sie zu ſehen.

Ich lief haſtig die ſchwankende Stiege hinan und betrat ein kleines, dunkles Zimmer — das Herz drehte ſich mir im Leibe um . . . Auf einem ſchmalen Bett, mit einem Mantel zugedeckt, blaß wie eine Leiche, lag er da, mein Paſſinkoff, und ſtreckte mir ſeine nackte, blaſſe Hand entgegen. Ich warf mich über ihn weg und umarmte ihn inbrünſtig.

— Jaſcha! — würgte ich endlich hervor — wie geht's Dir.

— Ach, gut! — antwortete er mit ſchwacher Stimme. — Bin nur etwas unpäßlich. Welcher Zufall hat Dich hierher geführt!

Ich ſetzte mich neben ſein Bett auf einen Stuhl und ſeine Hände feſt in die meinigen preſſend betrachtete ich

ſein Geſicht. Die mir ſo theuern Züge fand ich wieder: das Liebe ſeiner Augen, ſein Lächeln hatten ſich nicht verändert. Aber wie hatte ihn die Krankheit zugerichtet! . . .

Der Eindruck, den er auf mich machte, konnte ihm nicht entgehen.

— Ich habe mich ſchon drei Tage nicht raſirt — ſagte er; — auch bin ich noch nicht gekämmt, ſonſt . . . ſonſt iſt Alles gut.

— Sage mir die Wahrheit, Jaſcha, ich bitte Dich! Was hat mir da Jeliſſej erzählt — Du ſeieſt verwundet?

— Ah! Nun, das iſt eine ganze Geſchichte. Ich werde ſie Dir ſpäter erzählen. Ja, ich bin verwundet, und denke Dir — durch einen Pfeil.

— Durch einen Pfeil?

— Ja, durch einen Pfeil! Aber nicht einen mythologiſchen, nicht durch den Pfeil Amor's, ſondern durch einen rechten und ſchlechten Pfeil aus einem äußerſt elaſtiſchen Holze mit einer kunſtvollen Spitze . . . Eine unangenehme Empfindung, ſolch ein Pfeil, beſonders wenn er die Lungen trifft.

— Aber wie kommſt Du zu einer ſolchen Wunde!

— Auf folgende Weiſe. Du weiſt ja, in meinem Leben gab es immer viel Komiſches. Erinnerſt Du Dich noch jenes hochkomiſchen Briefwechſels in Betreff meiner Papiere? Ebenfalls auf eine komiſche Weiſe kam ich zu meiner Wunde. Und wahrhaftig: welcher anſtändige Menſch käme in unſerem civiliſirten Jahrhundert in die Lage, ſich einem Pfeilſchuß ausſetzen zu müſſen? Und da

war nicht etwa Zufall im Spiele, auch holte ich mir die Wunde nicht bei einer Beluſtigung, ſondern — im Gefecht.

— Du ſagſt mir aber immer noch nicht . . .

— Nun, Du ſollſt es hören — unterbrach er mich. — Du wirſt Dich wohl noch erinnern, daß ich kurz nach Deiner Abreiſe nach Nowgorod verſetzt wurde. Dort blieb ich längere Zeit. Ich muß geſtehen, daß ich mich dort gehörig langweilte, obwohl ein Weſen meine Straße kreuzte . . . — Er athmete tief auf. — Doch jetzt reden wir von etwas Anderem . . . Vor zwei Jahren wurde mir eine gute Stelle angetragen, freilich etwas weit, im Irkutski'ſchen Gouvernement, aber was machte ich mir daraus! Es lag nun einmal in der Abſicht des Schickſals, daß ich, wie mein Vater, nach Sibirien gehen ſollte. Doch welch' geſegnetes Land iſt dieſes Sibirien! Reich, gemüthlich — das wird Dir Jeder beſtätigen. Ich habe mich dort durchaus wohl gefühlt. Ich hatte eingeborene Soldaten unter mir. Das Volk iſt ſonſt ruhig und gut. Aber zu meinem Unglück fiel es Einigen von ihnen, einem Häuflein von etwa zehn Mann, ein, Schleichhandel zu treiben. Ich wurde ausgeſchickt, ſie feſtzunehmen. Feſtgenommen hatte ich ſie ſchon — da kam aber Einer von ihnen, wahrſcheinlich aus lauter Thorheit, auf die Idee, ſich zu vertheidigen; und er bedachte mich mit dem verhängnißvollen Pfeile . . . Ich war ſchon dem Tode nahe, ſchließlich aber habe ich mich doch erholt. Meine jetzige Reiſe hat den Zweck, meine Geſundheit völlig wiederherzu-

ſtellen. Meine Vorgeſetzten waren glücklicherweiſe ſo einſichtig, mir einige Mittel zu gewähren.

Paſſinkoff ließ erſchöpft den Kopf auf das Kiſſen ſinken und hielt inne. Ein ſchwaches Roth bedeckte ſeine Wangen. Er ſchloß die Augen.

— Der Herr kann nicht lange ſprechen — bedeutete mich leiſe Jeliſſej, der das Zimmer nicht verlaſſen hatte.

Es wurde ſtill. Man vernahm nur das ſchwere Aufathmen des Kranken.

— Und nun — fuhr er bald fort und ſchlug die Augen wieder auf — ſitze ich ſchon die zweite Woche in dieſem Städtchen feſt . . . Wahrſcheinlich eine Erkältung . . . Der Kreisarzt behandelt mich; Du wirſt ihn ſchon zu ſehen bekommen. Ich glaube, er verſteht ſeine Sache . . . Doch dieſer Zufall! Es freut mich über die Maßen; denn wie wäre ich ſonſt dazu gekommen, Dich noch wieder zu ſehen?

Er nahm mich bei der Hand. Die ſeinige, die eben noch eiskalt geweſen, brannte jetzt vor Gluth.

— Nun erzähle mir aber doch Etwas von Dir! — hob er wieder an. — Wir haben uns ja Gott weiß wie lange nicht geſehen.

Er warf den Mantel von der Bruſt zurück.

Ich beeilte mich, ſeinen Wunſch zu erfüllen, um ihn ſelbſt weniger ſprechen zu laſſen, und fing an zu erzählen. Anfangs hörte er mit Aufmerkſamkeit zu; bald aber bat er um Waſſer, ſchloß von Neuem die Augen und warf den Kopf unruhig auf dem Kiſſen hin und her. Ich rieth ihm ein wenig zu ſchlafen und verſicherte, nicht eher weiter-

zureiſen, bis er geneſen ſei; ich würde mir ein Zimmer nebenan miethen.

— O, hier iſt es ſchlecht . . . — wollte Paſſinkoff einwenden; ich ließ ihn aber nicht weiter ſprechen und entfernte mich leiſe. Jeliſſej folgte mir nach.

— Was geht hier vor, Jeliſſej? Er ſtirbt ja! — fragte ich den treuen Diener.

Jeliſſej winkte abwehrend mit der Hand und wandte ſich ab.

Ich beſchied den Kutſcher meines Wagens, und nachdem ich mich in aller Eile in einem Zimmer neben Paſſinkoff eingerichtet hatte, ſchickte ich mich an zu ſehen, ob er ſchlafe. In der Thür ſtieß ich auf einen Mann von hohem Wuchſe, der ſich eines mächtigen Embonpoints erfreute. Sein fleckiges, aufgedunſenes Geſicht verrieth eine unüberwindliche Trägheit — ſonſt war an ihm Nichts wahrzunehmen. Seine kleinen Augen ſchienen ganz zufallen zu wollen, die Lippen glänzten wie nach einem Schlafe.

— Entſchuldigen Sie meine Frage, — ſprach ich ihn an — Sie ſind wohl der Arzt?

Der dicke Mann ſah mich an, indem er mit Anſtrengung ſeine niederhängende Stirn mit den Augenbrauen in die Höhe zog.

— Zu dienen — ſagte er endlich.

— In dieſem Falle, Herr Doktor, erlaube ich mir, Sie auf mein Zimmer zu bitten. Jakow Iwanitſch, glaube ich, ſchläft jetzt. Ich bin ſein Freund und möchte mich

mit Ihnen wegen ſeiner Krankheit beſprechen, die mich ſehr beunruhigt.

— Gut! — erwiederte der Doktor mit einer Miene, als ob er ſagen wollte: — Wozu das viele Reden? Ich ginge auch ohne das mit. — Er folgte mir.

— Sagen Sie gütigſt — begann ich, nachdem ſich der Arzt auf einen Stuhl niedergelaſſen — iſt der Zuſtand meines Freundes bedenklich?

— Ja — antwortete er ruhig.

— Und ſehr bedenklich?

— Ja . . . bedenklich.

— So daß man ſich ſogar auf ſeinen Tod gefaßt machen muß?

— Ja.

Ich muß geſtehen: ich ſah ihn in dieſem Augenblicke faſt feindſelig an.

— Wenn dem ſo iſt, — erwiederte ich — ſo müßte man zu ernſteren Maßregeln greifen; vor allen Dingen doch wohl noch den Einen oder Andern Ihrer Herren Collegen zu Rathe ziehen. So kann es nicht bleiben.

— Den Einen oder Andern — das könnte man. Weshalb nicht? Das geht ſchon. Iwan Jefremowitſch z. B. auffordern . . .

Der Arzt ſprach mit Mühe und ſtöhnte unaufhörlich. Nach jedem Wort hob ſich ſein Magen.

— Wer iſt Iwan Jefremowitſch?

— Der Stadtarzt.

— Sollte man nicht nach der Hauptſtadt ſchicken?

Was meinen Sie? Dort giebt es ſicherlich bedeutende Kräfte.

— Meinetwegen. Auch recht.

— Wen halten Sie dort für den klügſten Arzt?

— Den klügſten? . . . Ein gewiſſer Doktor Kolrabuß hatte ſich einmal dort niedergelaſſen, er ſcheint jedoch wieder verzogen zu ſein . . . Uebrigens, glaube ich, iſt es nicht nöthig, noch einen zu holen.

— Weshalb nicht?

— Ihrem Freunde wird auch ein Arzt aus der Hauptſtadt nicht mehr helfen.

— Iſt es denn ſo arg mit ihm?

— Ja, es hat ihn tüchtig gepackt.

— Woran leidet er überhaupt?

— Eine Wunde hat er erhalten . . . in die Lunge; und die hat gelitten. Und dazu jetzt noch die Erkältung; er bekam Fieber . . . nun, und alles Uebrige noch dazu. An Reſerve-Capital fehlt es ihm, und Sie wiſſen ja, daß ein Menſch ohne Reſerve-Capital nicht viel werth iſt.

Wir ſchwiegen Beide.

— Vielleicht eine Probe mit der Homöopathie machen . . . ſtöhnte der dickleibige Doktor.

— Wie? Mit der Homöopathie? Sie ſind doch Allöopath?

— Was thut's? Glauben Sie etwa, daß ich in der Homöopathie keinen Beſcheid weiß? Ich verſtehe mich darauf ebenſo gut wie ein Anderer. Hier bei uns giebt

es einen Apotheker, der auch homöopathiſch kurirt; und doch beſitzt er nicht einmal einen gelehrten Grad.

— Schlimm! — dachte ich bei mir.

— Nein, Herr Doktor, — ſagte ich — bleiben Sie nur bei ihrer gewöhnlichen Methode.

— Ich richte mich nach Ihrem Wunſche.

Der Dicke erhob ſich und ſtöhnte.

— Sie gehen zu ihm? — fragte ich.

— Ja. Ich muß nach ihm ſehen.

Er ging hinaus.

Ich folgte ihm nicht nach. Es wäre über meine Kräfte gegangen, ihn am Bette meines armen kranken Freundes zu ſehen. Ich rief meinen Diener und befahl ihm, ſofort nach der Hauptſtadt zu fahren, dort den beſten Arzt aufzuſuchen und ihn unbedingt mitzubringen. — Ich vernahm ein Trippeln auf dem Corridor und öffnete raſch die Thür. Der Arzt kam eben von Paſſinkoff.

— Nun, wie ſteht's? — fragte ich ihn leiſe.

— Wie gewöhnlich. Ich habe ihm eine Mixtur verſchrieben.

— Und ich habe mich entſchloſſen, Herr Doktor, nach der Hauptſtadt zu ſchicken. Ich zweifle zwar nicht an Ihrer Kunſt, doch, man pflegt ja zu ſagen: ein Seil hält gut, zwei aber halten beſſer.

— Sehr lobenswerth! — erwiederte der Dicke und entfernte ſich. Ich wurde ihm offenbar unbequem.

Ich begab mich zu Paſſinkoff.

— Haſt Du unſern hieſigen Aeskulap geſehen? — fragte er mich.

— Ja wohl.

— Was mir an ihm gefällt, — ſagte Paſſinkoff — iſt ſeine bewundernswerthe Ruhe. Der Arzt muß zuerſt Phlegmatiker ſein, nicht? Das wirkt auch auf den Kranken ermunternd.

Ich erachtete es ſelbſtverſtändlich nicht für geboten, ſeine Meinung zu widerlegen.

Am Abend fühlte ſich Paſſinkoff gegen alles Erwarten leichter. Er hieß Jeliſſej den Samowar aufſtellen, erklärte, daß er mich mit Thee bewirthen und auch ſelbſt eine Taſſe ſchlürfen wolle, und ſchien überhaupt aufgeheitert. Ich gab mir jedoch Mühe, ihn vom Sprechen abzuhalten, und als es mir nicht gelingen wollte, ihn zum Schweigen zu bringen, fragte ich, ob ich ihm nicht Etwas vorleſen ſolle.

— Wie bei Winterkeller — erinnerſt Du Dich noch? — erwiederte er. — Nun gut, mit Vergnügen. Was willſt Du leſen? Sieh', bei mir auf dem Fenſter findeſt Du Bücher.

Ich ging an das Fenſter und nahm das erſte beſte Buch zur Hand.

— Was iſt's? — fragte er.

— Lermontoff.

— Ah! Lermontoff! Herrlich! Puſchkin iſt freilich größer . . . weißt Du noch? „Wieder ſammeln die Wolken ſtille ſich über mir . . .“ oder „Zum letzten Male wage ich Dein liebliches Antlitz in Gedanken zu liebkoſen . . .“

Ach, wie reizend, wie ſchön iſt das! Aber auch Lermontoff iſt ſchön. Weißt Du was, Herzchen; ſchlage auf's Gerathewohl irgend eine Seite auf und lies!

Ich ſchlug das Buch auf und wurde verwirrt. Ich ſtieß nämlich grade auf ein Gedicht, welches ſich „Das Teſtament" betitelte. Ich wollte die Seite umblättern, aber Paſſinkoff merkte meine Abſicht und ſagte haſtig:

— Nein, nein! Lies, was Du aufgeſchlagen haſt!

Es war Nichts zu machen. Ich las „Das Teſtament" vor.

— Wunderſchön! rief er aus, als ich fertig war — wunderſchön! . . . Aber ſonderbar, — fügte er nach einer kleinen Pauſe hinzu — daß Dir grade „das Teſtament" in die Hände gekommen iſt . . . Sonderbar!

Ich las noch ein zweites Gedicht. Aber Paſſinkoff hörte nicht mehr zu, ſondern blickte weg und wiederholte noch zweimal: — Sonderbar! —

Ich ließ das Buch auf die Kniee ſinken.

— Eine Nachbarin haſt Du bei Dir . . . — fing er an leiſe zu deklamiren; plötzlich wandte er ſich zu mir und fragte: — Sage doch, erinnerſt Du Dich noch an Sophie Slotnitzkaja?

Ich erröthete.

— Wie ſollte ich mich ihrer nicht erinnern?

— Sie hat ja geheirathet!

— Sie hat Aſſanoff geheirathet, ſchon vor langer Zeit. Ich ſchrieb Dir davon.

Ja wohl, Du ſchriebſt mir davon. Der Vater hat ihr alſo verziehen?

— Ja, aber Aſſanoff wollte er nicht über ſeine Schwelle laſſen.

— Ein Trotzkopf, dieſer Alte! Nun, und was haſt Du gehört, wie geht es Beiden?

— Ich weiß wirklich nicht. Ich glaube, ſie leben glücklich. Sie wohnen auf dem Lande, im . . . Gouvernement. Ich fuhr vorüber, aber ich habe ſie nicht beſucht.

— Haben ſie Kinder?

— Ich glaube, ja . . . A propos, Paſſinkoff . . . — war ich im Begriff zu fragen. —

Er ſah mich an.

— Geſtehe mir — Du wollteſt, ſoviel ich mich zu erinnern weiß, mir damals dieſe Frage nicht beantworten: Du hatteſt ihr mitgetheilt, daß ich ſie liebte?

— Ich ſagte ihr Alles, die volle Wahrheit . . . Ich ſagte ihr immer nur die Wahrheit. Jede Heimlichkeit wäre ihr gegenüber eine Sünde geweſen.

Paſſinkoff ſchwieg.

— Nun, jetzt ſage mir — nahm er das Geſpräch wieder auf — dauerte es lange, bis Deine Liebe zu ihr erloſch?

— Nein, ſie erloſch bald. Was nützt es, umſonſt zu ſchmachten?

Paſſinkoff wandte mir ſein volles Antlitz zu.

— Und mir mein Bruder — ſprach er mit bebenden Lippen — mir geht es ganz anders: ich habe noch jetzt nicht aufgehört ſie zu lieben.

— Wie? — rief ich mit unbeſchreiblicher Verwunderung aus. — Du liebteſt ſie?

— Ich liebte ſie — klagte er leiſe und legte beide Hände unter den Kopf. — Wie ich ſie liebte, das iſt nur Gott allein bekannt. Niemandem habe ich je etwas davon geſagt, Niemandem in der ganzen Welt; ich habe es bis jetzt bei mir getragen. Doch jetzt — iſt's ja gleichgiltig. Man ſagt, ich habe nicht mehr lange zu leben. Jetzt iſt alſo Alles gleich.

Das unerwartete Bekenntniß Paſſinkoffs ſetzte mich in ſolches Erſtaunen, daß ich kein Wort über die Lippen bringen konnte. Ich bewegte mich nur in dem Gedanken: wie iſt das möglich? Und wie haſt du Nichts davon ahnen können?

— Ja — fuhr er wie im Selbſtgeſpräche fort — ich liebte ſie. Ich hörte auch dann nicht auf, ſie zu lieben, als ich wahrnehmen mußte, daß ihr Herz ſchon Aſſanoff gehöre. Wie ſchwer war mir damals dieſe Erfahrung! Hätte ſie Dir ihre Liebe geſchenkt, ſo hätte ich wenigſtens Freude über Deine Freude gehabt; aber Aſſanoff! . . . Womit konnte er wohl ihre Gunſt erlangen? . . . Glücksſache! . . . Ihrem Gefühle untreu zu werden, ihre Liebe aufzugeben — das war ſie aber nicht mehr im Stande, ein ehrliches Herz ändert ſich nicht.

Ich erinnerte mich des Beſuches von Aſſanoff nach dem verhängnißvollen Diner, der Vermittelung Paſſinkoffs, und ſchlug unwillkürlich die Hände zuſammen.

— Und Alles hatteſt Du durch mich erfahren müſſen,

Du armer Menſch! — rief ich aus. — Und nichtsdeſtoweniger übernahmſt Du es damals, zu ihr zu gehen . . .

— Ja — ſagte Paſſinkoff. — Dieſe Erklärung mit ihr — nie vergeſſe ich ſie. Damals empfand ich die Bedeutung, damals begriff ich erſt die ganze Schwere meines Wahlſpruches „Reſignire!“ Aber ſie blieb immer ein Gegenſtand der Sehnſucht für mich, ein Ideal . . . Beklagenswerth, wer keine Ideale hat.

Ich ſah ihn an: ſeine Augen, die in der Ferne ſchweiften, glänzten in fieberhafter Gluth.

— Ich liebte ſie — hob er wieder an — ich liebte ſie als eine ruhige, ſtolze, unverkäufliche Seele. Als ſie abreiſte, machte mich der Schmerz beinahe wahnſinnig . . . Seit dieſer Zeit habe ich nicht wieder geliebt.

Er wandte ſich plötzlich ab, drückte ſein Geſicht in die Kiſſen und weinte.

Ich ſprang auf, neigte mich über ihn und ſuchte ihn zu tröſten.

— Thut nichts! — ſagte er den Kopf erhebend, und ſtrich ſich das Haar in den Nacken. — Das iſt vorübergehend. Es wurde mir nur etwas trübe im Herzen, ich empfand Mitleid — mit mir nämlich. Aber das macht nichts. An Allem ſind die Gedichte ſchuld. Lies mir etwas Anderes vor, etwas Heiteres.

Ich nahm Lermontoff wieder zur Hand nnd fing an, das Buch flüchtig zu durchblättern. Aber zum Unglück wollten ſich mir nur Gedichte zeigen, die Paſſinkoff von

Neuem aufzuregen im Stande geweſen wären. Endlich las ich ihm „Die Gaben des Terek“ vor.

— Ein rhetoriſches Geſchwätz! — ſagte mein armer Freund im Tone eines Schulmeiſters. — Indeſſen findet ſich doch auch hier manche ſchöne Stelle . . . Ich habe während unſerer Trennung auch die Poeſie verſucht und ein Gedicht angefangen: „Der Kelch des Lebens.“ Es kam aber nichts dabei heraus. Unſere Sache iſt — mitzufühlen, aber nicht, zu ſchaffen . . . Doch ich bin etwas müde. Vielleicht mache ich ein Schläfchen — was meinſt Du? Es iſt doch etwas Herrliches um den Schlaf! Unſer ganzes Leben iſt ein Traum, und das Beſte in ihm iſt wiederum der Traum.

— Und die Poeſie? — fragte ich.

— Auch die Poeſie iſt ein Traum; aber ein paradieſiſcher Traum.

Paſſinkoff ſchloß die Augen.

Ich blieb noch eine Weile an ſeinem Bette ſtehen. Ich dachte nicht, daß er ſobald einſchlafen würde; ſein Athem wurde gleichmäßig und ruhig. Ich ging auf den Zehen hinaus nach meinem Zimmer und legte mich auf den Divan. Lange gingen mir noch Paſſinkoff's Reden im Kopfe um, ich brachte ſo Manches in die Erinnerung zurück, bewunderte — endlich aber ſchlief auch ich ein . . .

Es rüttelte mich Jemand an der Schulter. Ich fuhr auf: Jeliſſej ſtand vor mir.

— Bitte, bitte, bemühen Sie ſich zu meinem Herrn! — ſagte er.

Ich ſtand ſofort auf.

— Was iſt mit ihm?

— Er phantaſirt.

— Phantaſirt? That er das früher nicht?

— Nein; nur in der vorigen Nacht hat er auch phantaſirt. Heute aber iſt es gar zu unheimlich.

Ich begab mich zu Paſſinkoff. Er lag nicht mehr, ſondern ſaß auf ſeinem Lager, den Körper nach vorn gebeugt. Langſam mit den Händen die Luft durchſtreifend, lächelte er und ſprach, aber mit einer Stimme ſo klanglos und ſchwach, wie das Flüſtern des Rohres. Seine Augen irrten umher. Das glimmende Licht der Nachtlampe, das auf der Diele brannte — ein vorgeſtelltes Buch überſchattete ihn — lag in ſeiner Unbeweglichkeit an der Zimmerdecke ausgebreitet. Paſſinkoff's Geſicht erſchien in dieſem Halbdunkel noch viel bläſſer.

Ich ging auf ihn zu, nannte ihn beim Namen — er gab keine Antwort. Ich lauſchte aufmerkſam nach ſeinem Lallen: er phantaſirte von Sibirien, von den dortigen Wäldern. Dann und wann ſprach er zuſammenhängend.

— Was für Bäume! — lispelte er — bis zum Himmel hinauf! So viel Reif an ihnen. Silber . . . Schnee . . . Da ſind kleine Spuren — ein Haſe und dort ein Hermelin . . . Aber nein, das war ja der Vater, der mit den Papieren vorüberlief. Da iſt er! . . . Da iſt er . . . Man muß laufen . . . der Mond ſcheint ſo hell . . . man muß laufen, die Papiere ſuchen. Ach,

eine Blume! Blutrothe Blume du! — und dort iſt Sophie . . . Die Glöcklein klingen, das iſt Troſt. Ach nein! das ſind die dummen Blutfinken, die durch die Sträucher hüpfen und pfeifen. Ihr rothkropfigen Kerle! . . . Es iſt ſo kalt — ah, da iſt ja Aſſanoff! . . . Ach ja, er iſt doch eine Kanone — eine kupferne Kanone, und ſeine Lafette iſt grün. Darum gefällt er eben überall . . . War das ein Stern, der herabrollte? Nein, ein Pfeil. Ach, und wie raſch fliegt er, und mir grade in's Herz! . . . Wer hat da geſchoſſen? Du etwa Sonitſchka?

Er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und fing an, unzuſammenhängende Worte zu lispeln. Ich ſah Jeliſſej an: er ſchaute, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit Wehmuth auf ſeinen Herrn.

— Nun ſag' doch, Brüderchen, biſt Du ein praktiſcher Menſch geworden? — fragte er plötzlich, mich mit einem ſo klaren verſtändigen Blicke fixirend, daß ich unwillkürlich zuſammenfuhr, und mich ſchon anſchickte, ihm zu antworten; doch er kam mir zuvor und ſagte wieder: — Und ich, Brüderchen, ich bin nicht praktiſch geworden. Was iſt dagegen zu machen? Ich bin als Schwärmer geboren — als Schwärmer. Phantaſie . . . was biſt du, Phantaſie? Der Bauer von Sobakewitſch,*) Phantaſie — das biſt Du . . . Ach! . . .

Faſt bis an den Morgen dauerte dieſer Zuſtand an. Dann beruhigte ſich der Kranke allmählich, ſank auf das

*) Eine Perſon aus Gogal's „Todte Seelen."

Kiſſen zurück und ſchlummerte ein. Ich ging nach meinem Zimmer zurück. Erſchöpft von den Qualen der grauſamen Nacht, ſank ich in tiefen Schlaf.

Bald aber rüttelte mich Jeliſſej wieder auf.

— Ach Väterchen! — ſprach er mit zitternder Stimme — ich glaube, Jakow Iwanitſch liegt im Sterben.

Ich eilte zu Paſſinkoff. Er lag unbeweglich. Im Lichte des dämmernden Tages ſah er bereits wie eine Leiche aus. Er erkannte mich.

— Lebe wohl! — ſagte er leiſe. — Grüße ſie, ich ſterbe.

— Jaſcha! — rief ich aus — nicht doch! Du wirſt geneſen.

— Nein, nicht mehr! Ich ſterbe . . . Da nimm zum Andenken! (Er wies mit der Hand an ſeine Bruſt.)

— Was iſt das? — ſagte er plötzlich. — Sieh' nur! Das Meer . . . ganz golden, und auf dem Meere blaue Inſeln, Steintempel, Palmen, Weihrauch . . .

Er verſtummte . . . ſtreckte ſich . . .

Eine halbe Stunde ſpäter war er nicht mehr . . . Jeliſſej fiel ſchluchzend am Fußende ſeines Bettes nieder . . . Ich ſchloß Jakow die Augen.

An ſeinem Halſe fand ich an ſchwarzer Schnur eine kleine Kapſel. Ich nahm ſie zu mir.

Drei Tage ſpäter wurde er beerdigt . . . Eines der edelſten Herzen ſchwand für immer in's Grab. Ich warf die erſte Hand voll Erde auf ſeinen Sarg.

III.

Noch drei Jahre floſſen dahin. Verſchiedene Angelegenheiten nöthigten mich Moskau zu beſuchen. Ich kehrte in einem der beſten Hôtels ein. Eines Tages ſchritt ich den Korridor entlang und ſah zufällig zu der ſchwarzen Tafel auf, auf welcher die Namen der Durchreiſenden notirt waren — und hätte mein Erſtaunen beinahe durch einen Ausruf verrathen: hinter Nr. 12 war deutlich der Name „Sofia Nikolajewna Aſſanowna“ angeſchrieben. In der letzten Zeit hatte ich zufälligerweiſe von ihrem Manne ſo manches Unerfreuliche zu hören bekommen. Ich hatte erfahren, daß er ſich leidenſchaftlich dem Weine und den Karten ergeben, daß er ſein Vermögen ruinirt habe und ſich überhaupt ſehr ſchlecht führe. Von ſeiner Frau ſprach man mit Achtung . . . Nicht ohne Aufregung kehrte ich in mein Zimmer zurück. Die ſchon längſt erloſchene Leidenſchaft ſchien für einen Augenblick von Neuem im Herzen aufzuflammen — es pochte heftig. Ich faßte den Entſchluß ſie zu beſuchen.

— Es iſt ſo lange Zeit ſeit unſerer Trennung dahingegangen — dachte ich bei mir. — Sie hat wahrſcheinlich Alles, was einſt zwiſchen uns vorgefallen, vergeſſen.

Ich ſchickte Jeliſſej, den ich nach Paſſinkoff's Tode bei mir in Dienſt behalten, mit meiner Viſitenkarte zu ihr und ließ anfragen, ob ſie zu Hauſe und gewillt ſei, mich zu ſehen. Jeliſſej kam bald zurück und beſchied mich, daß Sofia Nikolajewna bereit ſei, mich zu empfangen.

Ich begab mich zu Sofia Nikolajewna. Als ich bei ihr eintrat, ſtand ſie mitten im Zimmer und verabſchiedete ſich von einem hohen und kräftig gebauten Herrn. — Sie mögen einwenden, was Sie wollen — ſagte derſelbe mit rauher und ſchallender Stimme — er iſt ein durchaus nicht unſchädlicher Menſch, er iſt gradezu unnütz; und jeder unnütze Menſch wird in einer wohlgeordneten Geſellſchaft für ſchädlich — ja für ſchädlich gehalten!

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer. Sofia Nikolajewna wandte ſich zu mir.

— Wie lange ſchon haben wir uns nicht geſehen! — ſagte ſie. — Bitte, nehmen Sie Platz!

Wir ſetzten uns. Ich betrachtete ſie. Nach langer Trennung die Züge eines einſt theuern, vielleicht geliebten Antlitzes wieder zu ſehen, ſie wieder zu finden, aber nicht gleich wieder zu erkennen — als ob aus dem früheren, noch immer nicht vergeſſenen Geſichte ein anderes hervorgetreten ſei, das zwar des erſten Geiſt noch trägt, aber doch fremd erſcheint; auf der Stelle die Spuren zu gewahren, welche die Zeit hineingegraben: wie wehmüthig bewegt das die Bruſt! Ich habe mich jedenfalls auch verändert, denkt man dabei gewöhnlich bei ſich.

Uebrigens war Sofia Nikolajewna nicht grade gealtert. Als ich ſie zum erſten Male geſehen, war ſie kaum 16 Jahre alt geweſen; und ſeit dieſer Zeit waren mehr als neun Jahre verſtrichen. Ihre Züge waren noch regelmäßiger und ſtrenger geworden. Sie drückten nach wie vor Aufrichtigkeit der Gefühle und Charakterfeſtigkeit aus.

Statt der früheren entſchloſſenen Ruhe jedoch war in ihnen ein geheimer Schmerz und Beunruhigung zu leſen. Ihre Augen lagen tief und hatten ihren Glanz verloren. Sie fingen an ihrer Mutter zu ähneln . . .

Sofia Nikolajewna fuhr fort:

— Wir haben uns Beide verändert. Wo ſind Sie in der ganzen Zeit geweſen?

— Ich bin da- und dorthin gewandert — erwiederte ich. — Und Sie hielten ſich dauernd in Ihrem Dorfe auf?

— Zum größten Theil. Auch hier befinde ich mich nur auf der Durchreiſe.

— Wie geht es Ihren Eltern?

— Meine Mutter iſt geſtorben, der Vater lebt immer noch in Petersburg. Der Bruder bekleidet ein Amt und Warwara wohnt mit ihm zuſammen.

— Und was macht Ihr Gemahl?

— Mein Mann? . . . — erwiederte ſie haſtig. — Er iſt gegenwärtig im Süden, auf der Meſſe. Er war, wie Sie wiſſen, immer ein großer Liebhaber von Pferden, er hat ſogar ſelbſt eine Stüterei angelegt . . . Nun, zu dieſem Zwecke alſo . . . iſt er hingefahren — Pferde zu kaufen.

In dieſem Augenblicke trat ein etwa 8jähriges Mädchen mit einem länglichen, lebhaften Geſichtchen und großen, dunkelgrauen Augen, à la Chinoise friſirt, in's Zimmer. Als ſie mich erblickte, machte ſie eine Verbeugung; dann ging ſie auf Sofia Nikolajewna zu.

— Das iſt mein Töchterchen — ſagte Sofia Nikola-

jewna, indem ihre Hand das runde Kinn der Kleinen umfaßte. — Sie wollte auf keinen Fall zu Hauſe bleiben und beredete mich, ſie mitzunehmen.

Das Mädchen heftete ſeine lebhaften Augen auf mich und fixirte mich verſtohlen.

— Sie iſt ein wackeres Mädchen — fuhr Sofia Nikolajewna fort — ſie fürchtet ſich vor Niemand. Auch lernt ſie fleißig; ich muß ſie in dieſer Beziehung loben.

— Comment se nomme monsieur? — fragte ſie leiſe, ſich zu ihrer Mutter beugend.

Sofia Nikolajewna nannte meinen Namen. Das Kind blickte mich von Neuem an.

— Und wie iſt Dein Name? — fragte ich meinerſeits.

— Ich heiße Lydia — antwortete ſie und ſah mir dreiſt in die Augen.

— Wie es ſcheint, iſt man ſehr zärtlich zu Dir — bemerkte ich.

— Wer ſoll zärtlich zu mir ſein?

— Wer? Wohl ein Jeder, die Eltern nicht ausgeſchloſſen.

Sie warf einen Blick auf ihre Mutter.

— Ich glaube, Konſtantin Alexandrowitſch . . . — wandte ich mich an dieſe.

— Ja, ja — unterbrach mich Sofia Nikolajewna, während ihre Tochter ſie aufmerkſamen Blickes betrachtete — mein Mann, freilich . . . er liebt die Kinder ſehr.

Ein ſeltſames Zucken durchflog das kluge Geſichtchen

Lydia's. Ihre kleinen Lippen kräuſelten ſich. Sie ſchlug die Augen nieder.

— Sagen Sie gütigſt — fügte Sofia Nikolajewna eiligſt hinzu: — Sie halten ſich Geſchäfte halber hier auf, nicht?

— Ja wohl . . . Sie auch?

— Ich auch. In Abweſenheit des Mannes muß man ſich, wie Sie begreifen, ſelbſt mit Geſchäftsſachen abgeben.

— Maman! fiel Lydia wieder ein.

— Oui, mon enfant?

— Non rien! Je te dirai après.

Sofia Nikolajewna lächelte und zuckte mit den Achſeln?

Wir ſchwiegen Beide. Lydia aber kreuzte wichtig die Arme.

— Ich entſinne mich — brach Sofia Nikolajewna das Schweigen — daß Sie einen Freund hatten . . . wie hieß er doch? Er hatte ein ſo gutmüthiges Geſicht und las beſonders gern und mit Pathos Gedichte vor . . . eine ſchwärmeriſche Natur . . .

— Sie meinen Paſſinkoff?

— Ja, ja — Paſſinkoff . . . Wo iſt er jetzt?

— Er iſt todt.

— Todt? . . . O wie ſchade!

— Ich habe ihn geſehen? — fragte leiſe, aber haſtig ihr Töchterchen.

— Nein, Lydia, Du haſt ihn nicht geſehen . . . Wie ſchade! — murmelte nochmals Sofia Nikolajewna.

— Sie bedauern ſeinen Tod — bemerkte ich. — O,

wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich ihn gekannt habe! Aber geſtatten Sie eine unwillkürliche Frage: was brachte Sie darauf, nach ihm zu fragen?

— Das wußte ich ſelbſt nicht. — Sofia Nikolajewna ſchlug die Augen nieder. — Lydia — fügte ſie hinzu — gehe zu deiner Bonne!

— Du wirſt mich doch rufen, Mama, wenn ich wieder zurückkommen darf? — fragte ſie.

— Du kannſt Dich darauf verlaſſen.

Lydia ging hinaus. Sofia Nikolajewna wendete ſich nun an mich:

— Erzählen Sie mir, bitte, Alles, was Sie von Paſſinkoff wiſſen!

Ich erzählte. In kurzen Zügen ſkizzirte ich das Leben meines Freundes, bemühte mich, ſoweit es ſich thun ließ, ſeine eigenſte Natur zu ſchildern und ſchloß endlich mit unſerer letzten Begegnung und ſeinem Ende.

— Das war der Mann, der uns verlaſſen, unbemerkt und faſt ungekannt. Das Letztere wäre übrigens noch nicht ſo ſchmerzlich. Was liegt überhaupt an der Anerkennung der Menſchen? Nur wehe iſt mir, daß ein ſolches Herz, ſo ganz Liebe und Hingebung, zu ſchlagen aufhören mußte, ohne ein einziges Mal die Seligkeit der Gegenliebe empfunden, ohne die Theilnahme einer einzigen würdigen Frauenſeele erregt zu haben. Unſereins kann dieſe Seligkeit wohl miſſen: man iſt ihrer nicht werth. Aber ein Paſſinkoff! Und bin ich nicht im Leben ſo manchem Tauſend Menſchen begegnet, die ihm in keiner

Beziehung an die Seite zu ſtellen waren — und doch wurden ſie geliebt!? Sollte man etwa nach Allem zu dem Schluſſe kommen müſſen, daß manche Schwächen, Eigendünkel oder Leichtſinn erforderlich ſeien, um ein Weib an ſich zu feſſeln? Schreckt das Weib vor der Vollkommenheit, der freilich auf Erden nie ganz erreichten, zurück wie vor etwas Fremdem und Entſetzlichem?

Sofia Nikolajewna hörte mir bis zu Ende zu, ohne ihren ſtrengen, durchdringenden Blick von mir abzuwenden. Sie hielt die Lippen feſt zuſammengepreßt und runzelte die Brauen.

— Worauf ſtützt ſich Ihre Anſicht, — ſagte ſie ſchließlich — daß kein Weib für Ihren Freund Liebe empfunden hätte?

— Ich weiß es. Ganz genau.

Sofia Nikolajewna öffnete ihren Mund von Neuem, ſchloß ihn aber wieder feſt zuſammen. Ein innerer Kampf bewegte ſie.

— Sie ſind im Irrthum! — ſagte ſie endlich. — Ich kenne ein Weib, welches eine heiße Liebe zu Ihrem Verſtorbenen beſeelte. Sie liebt ihn, gedenkt ſeiner noch jetzt.

— Wollen Sie mir nicht mittheilen, wer dieſes Weib iſt?

— Meine Schweſter Warja.

— Warwara Nikolajewna?

— Warwara Nikolajewna!

— Wie? Warwara . . . dieſe . . . — wiederholte ich.

— Ich werde fortfahren — unterbrach ſie mich. — Dieſe, wie Sie ſagen wollten, kalte, gleichgültige, lebloſe Seele — ſie liebte Ihren Freund tiefinniglich. Das iſt der Grund, weshalb ſie ſich nicht verheirathete und nicht verheirathen wird. Bis zu dieſem Augenblicke war ich die Einzige, die um dieſes Geheimniß wußte. Warja würde eher ſterben, als ſich verheirathen. In unſerer Familie verſteht man zu ſchweigen und zu dulden.

Ich warf in Folge dieſer letzten Worte unwillkürlich einen langen, forſchenden Blick auf Sofia Nikolajewna.

— Sie haben mich überraſcht — bemerkte ich endlich. — Aber wiſſen Sie, Sofia Nikolajewna, würde ich nicht befürchten, unangenehme Erinnerungen bei Ihnen wach zu rufen, ich könnte auch Sie überraſchen.

— Ich verſtehe Sie nicht — erwiederte ſie langſam und verlegen.

— Es iſt wohl begreiflich, daß Sie mich nicht verſtehen — ſagte ich, indem ich aufſtand. — Und ich werde daher um die Erlaubniß bitten, Ihnen ſtatt einer mündlichen Erklärung einen Gegenſtand geben zu dürfen . . .

— Aber um was handelt es ſich eigentlich? — unterbrach ſie mich fragend.

— Seien Sie nicht beſorgt, Sofia Nikolajewna: um meine Perſon handelt es ſich nicht.

Ich verbeugte mich, begab mich auf mein Zimmer, holte die Kapſel hervor und ſchickte ſie Sofia Nikolajewna mit folgenden Zeilen zu:

„Dieſe Kapſel trug der Verſtorbene beſtändig auf ſeiner

Bruſt; er trennte ſich von ihr erſt im Tode. Sie finden darin ein Zettelchen unbedeutenden Inhalts, das von Ihnen herſtammt und für ihn geſchrieben war. Sie werden es leſen. Er trug es beſtändig bei ſich — weil er Sie grenzenlos liebte. Er geſtand es mir erſt einen Tag vor ſeinem Tode. Warum ſollten Sie jetzt, da er nicht mehr auf Erden wandelt, nicht erfahren, daß ſein Herz Ihnen angehörte?"

Jeliſſej kam bald wieder und brachte die Kapſel zurück.

— Nun, — fragte ich — haſt Du keinen Auftrag erhalten?

— Nein.

Ich ſchwieg.

— Hat Sofia Nikolajewna meine Zeilen geleſen?

— Ich glaube wohl. Jedenfalls hat das Stubenmädchen ſie ihr abgegeben.

— Die Unzugängliche! — dachte ich bei mir, der letzten Worte Paſſinkoff's gedenkend. — Kannſt gehen! — ſagte ich laut zu Jeliſſej.

— Es hat ſich ein Mädchen — begann er — bei Ihnen eingefunden.

— Was für ein Mädchen?

Jeliſſej ſchwieg.

— Hat Ihnen der ſelige Herr nichts mitgetheilt?

— Nein . . . worüber?

— Als ſich der Selige in Nowgorod aufhielt — erwiederte er, ſich mit der Hand an den Thürpfoſten lehnend — da machte er, wenn ich ſo ſagen darf, die Bekanntſchaft eines Mädchens. Nun dieſes Mädchen iſt es, welches Sie

ſprechen möchte. Ich begegnete ihr vor einigen Tagen in der Straße und ſagte ihr, ſie ſolle nur kommen: „wenn es der Herr erlaubt, ſo laß' ich Dich zu ihm."

— Verſteht ſich, ſie ſoll eintreten; ſie ſoll nur kommen. Was iſt ſie für ein Mädchen?

— So, ein ganz gewöhnliches . . . vom Kleinbürgerſtande . . . Ruſſin.

— War es eine Liebe von Jakow Iwanitſch?

— Ich glaube wohl . . . Und er von ihr . . . Als ſie erfuhr, daß der Herr geſtorben ſei, da brach ſie in großes Jammern aus. Ueberhaupt ein anſtändiges Mädchen . . .

— Laß ſie eintreten!

Jeliſſej kam bald zurück. Hinter ihm ſchritt ein Mädchen im bunten Zitzkleid und den Kopf mit einem dunkeln Tuche umwunden, welches ihr Geſicht tief verhüllte.

— Tritt nur vor! — ermunterte ſie Jeliſſej. — Habe keine Furcht!

Ich ging auf ſie zu und reichte ihr die Hand.

— Wie heißen Sie? — fragte ich.

— Maſcha — antwortete ſie leiſe und warf einen verſchämten Blick auf mich.

Man konnte ihr etwa 22 oder 23 Jahre geben. Sie hatte ein rundes, einfaches und einnehmendes Geſicht, zarte Hautfarbe, ſanfte, blaue Augen und kleine, zierliche und ſaubere Hände. Auch ihre Kleidung war ſauber.

— Sie haben Jakow Iwanowitſch gekannt? — fragte ich ſie.

— Ja — ſagte ſie, an den Zipfeln ihres Tuches zupfend, während Thränen an ihren Wimpern hingen.

Ich forderte ſie auf, Platz zu nehmen.

Sie ſetzte ſich auf die Ecke eines Stuhles, ohne Umſtände zu machen und zu affektiren. Jeliſſej entfernte ſich.

— Sie hatten ihn in Nowgorod kennen gelernt?

— In Nowgorod — antwortete ſie, die Hände unter dem Tuche gefaltet. — Erſt vorgeſtern erfuhr ich durch Jeliſſej Timofejitſch ſeinen Tod. Jakow Iwanitſch verſprach mir, vor ſeiner Abreiſe nach Sibirien zu ſchreiben; er hat auch zweimal geſchrieben. Ich wäre ihm nachgereiſt, aber er gab es nicht zu.

— Haben Sie Verwandte in Nowgorod?

— Ja wohl.

— Wohnten Sie bei Ihren Verwandten?

— Ich wohnte mit der Mutter und meiner verheiratheten Schweſter zuſammen. In der Folge aber erzürnte ſich die Mutter über mich, auch wurde es zu eng bei der Schweſter (ſie hat viele Kinder)! ich mußte ausziehen. Ich hoffte immer auf Jakow Iwanitſch und wünſchte nichts, als ihn zu ſehen. Er war ſo freundlich gegen mich geweſen — Jeliſſej Timofejitſch wird es Ihnen beſtätigen.

Maſcha ſchwieg.

— Ich habe auch die Briefe von ihm, da können Sie es ſehen.

Sie holte einige Briefe aus ihrer Taſche hervor und übergab ſie mir.

— Sie können ſie leſen — fügte ſie hinzu.

Ich entfaltete den einen der Briefe und erkannte Paſſinkoff's Handſchrift.

— Liebe Maſcha! — ſchrieb er mit großen und deutlichen Zügen. — Geſtern lehnteſt Du Dein Köpfchen an meinen Kopf, und als ich Dich fragte: Wozu machſt Du das? gabſt Du mir zur Antwort: Ich will horchen, was Deine Gedanken ſind. Ich will Dir jetzt ſagen, was ſie waren. Ich dachte daran, wie gut es wäre, wenn Maſcha leſen und ſchreiben lernen möchte. — Sie könnte auch dann dieſen Brief entziffern.

Maſcha warf einen Blick auf den Brief.

— Das hat er mir noch in Nowgorod geſchrieben, — bemerkte ſie — als er ſich vornahm, mich leſen und ſchreiben zu lehren. Sehen Sie die andern Briefe an. Da iſt einer aus Sibirien; den ſollen Sie leſen.

Ich überlas die Briefe. Sie waren alle freundlich, ſogar zärtlich abgefaßt. In einem Briefe, in dem erſten aus Sibirien, nannte er Maſcha ſeinen beſten Freund, verſprach ihr Geld zur Ueberſiedelung nach Sibirien zu ſchicken und ſchloß mit folgenden Worten: — Ich küſſe Deine lieben Händchen; die hieſigen Mädchen haben ſolche Händchen nicht. Auch ihre Köpfchen ſind nicht ſo ſchön wie das Deinige, und ihre Herzen auch nicht . . . Lies die Bücher, die ich Dir geſchenkt habe, und denke an mich. Ich werde Dich nicht vergeſſen. Du warſt die Einzige, die mich liebte: deshalb wirſt Du auch die Einzige ſein, der ich angehöre. —

— Ich ſehe, daß er Ihnen ſehr zugethan war — ſagte ich, indem ich ihr die Briefe wieder einhändigte.

— Er liebte mich ſehr — erwiederte Maſcha, mit Sorgfalt die Briefe in die Taſche bergend. Die Thränen rollten langſam ihre Wangen herunter. — Ich habe ſtets auf ihn gehofft. Hätte ihm der liebe Gott ein längeres Leben geſchenkt, ſo hätte er mich gewiß nicht verlaſſen. Gott ſchenke ihm ewige Seligkeit!

Sie trocknete die Thränen mit einem Zipfel ihres Tuches.

— Wo halten Sie ſich jetzt auf? — fragte ich.

— Jetzt bin ich hier in Moskau. Ich kam mit einer Dame hierher; gegenwärtig aber bin ich ohne Stellung. Ich ging zu der Tante Jakow Iwanitſch's, doch ſie iſt ſelbſt ſehr arm . . . Jakow Iwanitſch erzählte mir oft von Ihnen — fügte ſie hinzu, indem ſie ſich erhob und verbeugte. — Er hatte Sie ſehr lieb und behielt Sie ſtets im Gedächtniß. Vorgeſtern begegnete ich Jeliſſej Timofejitſch, und es kam mir in den Sinn, Sie möchten die Güte haben, mir in dieſer Lage ohne Beſchäftigung beizuſtehen.

— Von Herzen gern, Maria . . . ſagen Sie mir doch gefälligſt Ihren Vaternamen!

— Petrowna — antwortete Maſcha und ſchlug die Augen nieder.

— Maria Petrowna, ich werde mein Möglichſtes für Sie thun — verſicherte ich. — Ich bedauere nur, daß

ich mich hier nur auf der Durchreiſe befinde und nur wenige Familien kenne.

Maſcha ſeufzte.

— Wenn ſich nur irgend eine Stelle für mich finden möchte! Das Zuſchneiden verſtehe ich nicht, aber nähen kann ich Alles . . . auch Kinder pflegen.

— Könnte ich ihr nicht Geld anbieten? — dachte ich bei mir. — Wie wäre das aber anzuſtellen? — Hören Sie mich an, Maria Petrowna — begann ich etwas verlegen. — Ich bitte Sie, nehmen Sie's nicht übel; aber Sie wiſſen aus dem Munde Paſſinkoff's, daß ich mit ihm befreundet war. Geſtatten Sie, daß ich Ihnen . . . vor der Hand . . . eine kleine Summe anbiete.

Maſcha ſah mich an.

— Wie meinen Sie? — fragte ſie.

— Brauchen Sie nicht vielleicht Geld?

Maſcha erröthete und ſchlug wieder die Augen nieder.

— Wozu Geld? — ſagte ſie kaum hörbar. — Verhelfen Sie mir lieber zu irgend einer Anſtellung.

— Eine Anſtellung werde ich mich ſchon bemühen aufzufinden, aber mit Beſtimmtheit kann ich Ihnen doch keine in Ausſicht ſtellen. Sie dürfen es nicht ausſchlagen. Ich bin ja kein Fremder mehr für Sie. Nehmen Sie, was ich Ihnen anbiete, um unſeres Freundes willen!

Maſcha ſtand unbeweglich; ihr Kopf ſank auf die Bruſt.

— Ich bitte Sie, nehmen Sie doch — wiederholte ich.

Sie ſchlug langſam die Augen auf, ſah mir mit einem tieftraurigen Blicke in's Geſicht, wickelte langſam ihre bloße

Hand unter dem Tuche hervor und reichte ſie mir entgegen.

Ich legte einige Banknoten in ihre kalte Hand. Sie zog dieſelbe ſchweigend zurück, barg ſie wieder unter das Tuch und ſchlug von Neuem die Augen zu Boden.

— Auf weiterhin bitte ich Sie, Maria Petrowna, ſich, wenn es noth thut, an mich zu wenden. Ich werde Sie von meiner Adreſſe unterrichten.

— Ich danke herzlich — ſagte ſie, und fügte nach einer Pauſe hinzu:

— Hat Ihnen Jakow Iwanitſch Nichts von mir geſagt?

— Ich begegnete ihm erſt wieder einen Tag vor ſeinem Tode, Maria Petrowna. Und ich kann mich nicht mehr recht beſinnen. Ich glaube jedoch, daß er von Ihnen geſprochen hat.

Maſcha ſtrich über ihr Haar, ſtützte die Hand unter die Wange und dachte nach; dann empfahl ſie ſich und ging.

Ich ſetzte mich an den Tiſch und vertiefte mich in traurige Betrachtungen. Dieſe Maſcha, ihr Verhältniß zu Paſſinkoff, ſeine Briefe, die geheime Liebe der Schweſter von Sofia Nikolajewna — Du armer Kerl! — ſagte ich mit einem Seufzer leiſe vor mich hin . . . Das ganze Leben Paſſinkoff's zog an meinem Geiſte vorüber, ſeine Kinderjahre, ſeine Jugend, Friederike — wahrlich! — dachte ich bei mir — das Schickſal hat Dir nicht viel gegeben! Wenig Freuden haſt Du ihm zu danken! . . .

Den andern Tag begab ich mich zu Sofia Nikolajewna. Ich mußte im Vorzimmer warten. Als ich eintrat, fand ich Lydia neben ihrer Mutter ſitzen. Ich begriff ſofort, daß ſie nicht gewillt ſei, das Geſpräch des vorigen Tages wieder aufzunehmen.

Wir begannen zu plaudern — ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wovon die Rede war: war es Stadtklatſch oder geſchäftliche Unterhaltung. Lydia warf dann und wann ein Wort dazwiſchen und ſah mich dabei jedesmal ſchelmiſch an. Eine komiſche Wichtigkeit drückte ſich dann in ihrem unbeweglichen Geſichtchen aus. Das kluge Mädchen war ſich wahrſcheinlich bewußt, daß ſie die Mutter mit Abſicht neben ſich geſetzt hatte.

Ich erhob mich endlich und verabſchiedete mich. Sofia Nikolajewna begleitete mich bis zur Thür.

— Ich habe Ihnen geſtern nicht geantwortet — ſagte ſie, auf der Schwelle ſtehen bleibend — und was ſollte ich Ihnen auch antworten? Unſer Leben hängt nicht von uns ab. Aber wir haben Alle einen feſten Ankergrund, von welchem wir nie losgeriſſen werden können, wenn wir uns feſtzuhalten verſtehen: es iſt das Pflichtgefühl.

Ich beugte ſchweigend den Kopf als Zeichen des Einverſtändniſſes, und nahm Abſchied von der jungen Puritanerin.

Ich blieb den ganzen Abend im Zimmer. Aber nicht ihr galten meine Gedanken an dieſem Abend — ich dachte und dachte immer von Neuem nur an meinen theuern, unvergeßlichen Paſſinkoff, an dieſen Letzten unter den Roman-

tikern. Empfindungen, bald traurige, bald zärtliche, drangen mit wonnigem Schmerz in meine Bruſt und tönten von den Saiten des noch nicht ganz alt gewordenen Herzens wieder . . . Friede Deiner Aſche, Du unpraktiſcher Menſch, Du gutmüthiger Idealiſt! Möge der Allgütige es allen praktiſchen Männern, denen Du ſtets fremd warſt, und die vielleicht jetzt über Deinen Schatten ſpotten werden, möge er es ihnen vergönnen, den hundertſten Theil der reinen Genüſſe zu empfinden, mit welchen, dem Schickſal und den Menſchen zuwider, Dein armes und beſcheidenes Leben geſchmückt war! . . .

Fict. — Russian.

Tagebuch eines Ueberflüssigen.

—

(1850.)

Dorf Owetschi-Wodi, 20. März 18 . .

Der Arzt hat mich soeben verlassen. Nun bin ich aber endlich im Klaren! Wie er sich auch bemühte, es fortzuklügeln, er mußte es zuletzt doch aussprechen. Ja, ich werde bald, sehr bald sterben. Das Eis der Flüsse wird brechen, und mit dem letzten Schnee werde ich wegschwimmen — wohin? Gott weiß es! Auch in's Meer . . . Nun, was macht's! Wenn einmal sterben, so doch am liebsten im Frühling sterben. Ist es aber nicht lächerlich, sein Tagebuch vielleicht zwei Wochen vor dem Tode zu beginnen? Uebrigens, es bleibt sich ja gleich! Und warum sollten vierzehn Tage weniger ausmachen, als vierzehn Jahre, vierzehn Jahrhunderte? Vor der Ewigkeit ist Alles Narretei, pflegt man zu sagen — ja! aber in diesem Falle wäre auch die Ewigkeit selbst — Narretei. — Doch, ich verfalle, wie es scheint, in Spekulationen: das ist ein schlechtes Zeichen. Wird mirs etwa bange? — Lieber erzähle ich etwas. Draußen ist es feucht, windig — auszugehen ist mir verboten. Was aber erzählen? Ein gesitteter Mensch spricht nicht von seinem physischen Leiden; eine Novelle oder sonst Etwas zu dichten, ist nicht meine

Sache; Abhandlungen über erhabene Gegenſtände zu ſchreiben, iſt nicht für meine Kräfte; Beſchreibungen aus dem mich umgebenden Leben — das könnte ſelbſt mich nicht amüſiren. Nichts zu thun, iſt aber langweilig. Zum Leſen — bin ich zu faul. Ei was! Es iſt am beſten, ich erzähle mir ſelbſt meine Lebensgeſchichte. Vor dem Tode iſt das wohl erlaubt und am Ende auch Keinem zum Nachtheil. Ich beginne alſo.

Geboren wurde ich vor etwa dreißig Jahren in einer ziemlich wohlhabenden, gutsherrlichen Familie. Mein Vater war ein leidenſchaftlicher Spieler, meine Mutter eine Dame von Charakter — überhaupt eine ſehr tugendhafte Frau. Aber ich konnte an keiner Frau eine Tugendhaftigkeit nachweiſen, die noch weniger Freudigkeit gedeihen ließe, als die meiner Mutter. Sie ertrug kaum die Laſt ihrer Tugenden und quälte Alle, ſich ſelbſt am meiſten. Während der fünfzig Jahre ihres Lebens hat ſie ſich kein einziges Mal überwunden, die Hände in den Schoß zu legen; ſie war immer in Bewegung und wirthſchaftete wie eine Ameiſe — aber ohne jeden Nutzen, was man von einer Ameiſe nicht grade ſagen kann. Ein unruhiger Wurm nagte Tag und Nacht in ihr. Nur ein einziges Mal habe ich ſie vollkommen ruhig geſehen: am erſten Tage nach ihrem Tode — im Sarge. Als ich ſie betrachtete, ſchien es mir wahrlich, als ob ihr Geſicht eine ſchweigende Verwunderung ausdrücke. Es ſchien, als ſprächen von den halbgeöffneten Lippen, den eingeſunkenen Wangen und aus den ſanften, unbeweglichen Augen die Worte: „Wie ſchön

iſt es, ſich nicht zu rühren! Ja, ſchön — es iſt ſchön, ſich endlich frei zu machen von dem drückenden Bewußtſein des Lebens, von dem aufdringlichen und unruhigen Gefühle des Daſeins! — Aber darum handelt es ſich hier nicht.

Ich wuchs kümmerlich und ohne Heiterkeit heran. Der Vater und die Mutter liebten mich beide; aber dadurch iſt mir das Leben nicht leichter geweſen. Der Vater, als ein Mann, der ſich offen einer ſchändlichen und ruinirenden Leidenſchaft ergab, hatte in ſeinem Hauſe nicht die mindeſte Macht. Er war ſich ſeiner Geſunkenheit bewußt, und da er keine Kraft beſaß, von dem geliebten Laſter abzuſtehen, ſo ſuchte er wenigſtens durch zuſtimmende Demuth und durch eine freundliche und beſcheidene Miene die Nachſicht ſeiner muſterhaften Gattin zu verdienen. Meine Mutter ertrug in Wirklichkeit ihr Unglück mit der kalten, würdevollen Langmuth, in der ſich ſo viel Stolz und Egoismus verbirgt. Sie warf meinem Vater nie etwas vor; ſchweigend pflegte ſie ihm ihr letztes Geld zu geben und ſeine Schulden zu bezahlen. Er lobte und pries ſie in ihrer Gegenwart, wie in ihrer Abweſenheit; doch liebte er nicht zu Hauſe zu ſein und küßte mich nur verſtohlener Weiſe, als ob er ſich fürchtete, mich mit ſeiner Gegenwart zu verpeſten. Seine entſtellten Züge athmeten alsdann eine ſolche Güte, das fieberhafte Zucken ſeiner Lippen verwandelte ſich in ein ſo rührendes Lächeln, ſeine braunen, von feinen Runzeln umgebenen Augen leuchteten in einer ſolchen Liebe, daß ich unwillkürlich meine Wange an die ſeine ſchmiegte, welche feucht und warm war von Thränen. Ich wiſchte

ihm mit meinem Tuche die Thränen ab, und ſie floſſen von Neuem, ohne Anſtrengung, wie Waſſer aus einem übervollen Glaſe. Ich pflegte ſelbſt in Weinen auszubrechen, und er tröſtete mich, ſtreichelte mich mit ſeiner Hand über den Rücken und küßte mir mit ſeinen zuckenden Lippen das ganze Geſicht. Wenn ich an meinen Vater denke, ſo ſchnüren mir ſogar jetzt noch, mehr als zwanzig Jahre nach ſeinem Ableben, die ungeweinten Thränen die Gurgel zuſammen, und das Herz ſchlägt, ſchlägt ſo heiß und bitter und quält ſich in einem ſo beklemmenden Mitleiden, als ob ihm noch lange beſchieden wäre zu ſchlagen, und als ob ihm wirklich noch ein Gegenſtand zum Bedauern vorhanden wäre.

Meine Mutter im Gegentheil behandelte mich immer gleich freundlich, alles gleich — kalt. In den Kinderbüchern kommen oft ſolche Mütter vor, moraliſirende und gerechte. Sie liebte mich, ich aber liebte ſie nicht. Ja, ich ſcheute mich vor meiner tugendhaften Mutter und liebte leidenſchaftlich meinen laſterhaften Vater.

Für den heutigen Tag iſt es jedoch genug. der Anfang iſt da, und um das Ende, wie es auch ausfallen möge, habe ich mich nicht zu bekümmern. Das hängt von meiner Krankheit ab.

21. März.

Heute iſt ein merkwürdiges Wetter. Warm, klar. Die Sonne ſpielt lebhaft auf dem ſchmelzenden Schnee. Alles glänzt, dampft, tröpfelt. Die Sperlinge ſchreien wie Ver-

rückte um die dunkeln Zäune umher. Die feuchte Luft reizt ſüß und unwiderſtehlich meine Bruſt. Der Frühling — der Frühling kommt! Ich ſitze am Fenſter und ſchaue über das Feld hinaus. O Natur, Natur! Ich habe dich ſo lieb, und doch ging ich aus deinem Schoße hervor, untauglich für das Leben. Da hüpft ein Sperling mit ausgebreiteten Flügeln; er ſchreit, und jeder Ton ſeiner Stimme, und jedes zerzauſte Federchen an ſeinem kleinen Körper athmet Geſundheit und Kraft.

Was folgt aus Alledem? — Nichts. Er iſt geſund und hat das Recht zu ſchreien und raufluſtig zu ſein. Und ich — ich bin krank und muß ſterben — das iſt Alles. Mehr hiervon zu ſprechen verlohnt ſich nicht. Das weinerliche Appelliren an die Natur erſcheint lächerlich bis in's Komiſche — kehren wir zur Erzählung zurück.

Ich wuchs, wie ſchon geſagt, ſehr kümmerlich und trübe heran. Geſchwiſter beſaß ich nicht. Erzogen wurde ich zu Hauſe. Was hätte denn ſonſt meine Mutter zu thun gehabt, wenn man mich in eine Penſion oder eine Kronsanſtalt abgegeben hätte? Dazu ſind ja eben die Kinder da, daß die Eltern ſich nicht langweilen. — Wir lebten größtentheils im Dorfe; manchmal gingen wir nach Moskau. Ich hatte Hofmeiſter und Lehrer, wie es die Sitte erforderte. Beſonders blieb mir ein kränklicher nnd ſentimentaler Deutſcher, Rickmann, in Erinnerung, ein überaus trauriger und vom Schickſale getroffener Menſch, der in einer vergeblichen, drückenden Sehnſucht nach ſeiner fernen Heimath brannte. Gewöhnlich am Ofen, inmitten der

drückenden Schwüle des engen Vorzimmers, welches durch und durch vom ſauern Geruch des gegohrenen Kwaß*) getränkt war, da ſitzt mein unraſirter, verwachſener Diener Waſſily, mit dem Zunamen: die Muttergans, in ſeinem unverwüſtlichen Halbrock aus grobem Gewebe — er ſitzt und ſpielt Karten mit dem Kutſcher Potap, der ſeinen neuen ſchaumweißen Schafpelz und ſeine unzerſtörbaren Schmierſtiefel zum erſten Male anhat — und Rickmann ſingt hinter dem Verſchlage:

Herz, mein Herz, warum ſo traurig?
Was bekümmert dich ſo ſehr?
's iſt ja ſchön im fremden Lande —
Herz, mein Herz, was willſt du mehr? . . . .

Nach dem Ableben meines Vaters ſiedelten wir ganz nach Moskau über. Ich zählte damals zwölf Jahre. Mein Vater ſtarb des Nachts an einem Schlaganfall. Ich werde dieſe Nacht nicht vergeſſen. Ich ſchlief feſt, wie Kinder gewöhnlich ſchlafen; aber ich erinnere mich, daß es mir ſogar im Schlafe ſchien, als vernehme ich ein ſchweres und gleichmäßiges Schnarchen. Plötzlich ſpüre ich, daß mich Jemand an die Schulter faßt und rüttelt. Ich öffne die Augen: vor mir ſteht mein Diener. „Was iſt los?" — „Kommen Sie nur, kommen Sie! Alexei Michajlowitſch liegt im Sterben." Wie ein Wahnſinniger ſpringe ich aus dem Bett — nach ſeinem Schlafzimmer — ich ſehe . . .

*) Ein ſäuerliches, ruſſiſches Nationalgetränk, aus Roggenmehl und Malz bereitet.

der Vater liegt da mit zurückgeworfenem Haupte, das Geſicht blutroth und athmet mit der größten Anſtrengung. In die Thür drängen ſich Leute mit erſchrockenen Geſichtern. Im Vorzimmer fragt eine heiſere Stimme: „Hat man nach dem Arzt geſchickt?“ Im Hofe wird das Pferd aus dem Stalle gezogen; das Thor knarrt — ein Talglicht brennt im Zimmer am Boden. Die Mutter, die auch anweſend iſt, ergiebt ſich dem Schmerze, ohne jedoch dabei den Anſtand und das Bewußtſein ihrer Würde zu verlieren. Ich warf mich dem Vater an die Bruſt, umarmte ihn und ſtammelte: „Papa! Papa!“ . . . Er lag unbeweglich und blinzelte eigenthümlich. Ich ſah ihm in's Geſicht — ein unerträgliches Grauen preßte meinen Athem zuſammen. Ich ſchrie auf vor Schreck, wie ein rauh angepackter Vogel — man ſchleppte mich von ihm und führte mich weg. — Noch am Tage zuvor — als ob er ſeinen nahen Tod geahnt hätte — hatte er mich heiß und ſchwermuthsvoll geliebkoſt. — Man brachte einen verſchlafenen und widerſtrebenden Arzt, der ſtark nach Liebſtöckelgeiſt roch. Mein Vater ſtarb unter ſeiner Lanzette, und am andern Tage ſtand ich, vollſtändig ſtupid vor Gram, mit einer Kerze in der Hand vor dem Tiſche, auf welchem der Verblichene lag, und hörte ſinnlos den dumpfen Geſang des Diakonus an, den von Zeit zu Zeit die ſchwache Stimme des Geiſtlichen unterbrach. Die Thränen hörten nicht auf über meine Wangen, über meine Lippen, den Kragen und das Vorhemd zu rieſeln. Ich zerfloß in Weinen und ſchaute unverwandt und ſtarr auf das unbeweg-

liche Antlitz des Vaters, als ob ich von ihm Etwas erwartete. Meine Mutter machte inzwiſchen langſam ihre tiefen Kniebeugungen, erhob ſich jedesmal wieder langſam und berührte, ſich bekreuzend, mit Nachdruck Stirn, Schulter und Bruſt. In meinem Hirn lebte kein einziger Gedanke; ich war ganz in Lethargie verfallen, fühlte aber doch, daß in mir etwas Schreckliches vorging: der Tod blickte mir damals in's Geſicht und zeichnete mich.

Wir ſiedelten alſo nach dem Ableben meines Vaters bald nach Moskau über, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde. Unſer Gut kam unter den Hammer und wurde vollſtändig verkauft, mit Ausnahme eines kleinen Dörfchens — daſſelbe, in welchem ich eben jetzt die letzten Tage meines großartigen Daſeins ablebe. Ich geſtehe, daß ich trotz meines jugendlichen Alters den Verkauf unſeres Neſtes ſehr bedauerte — richtiger, es war mir blos um unſern Garten leid. An dieſen Garten ſind faſt einzig meine lichten Erinnerungen geknüpft. Dort begrub ich an einem ruhigen Frühlingsabende meinen beſten Freund, einen alten Hund mit abgeſtutztem Schwanze und krummen Pfoten — Trix hieß er. Dort pflegte ich, im hohen Graſe verborgen, die geraubten Aepfel, rothe, ſüße Nowgorodiſche, zu verzehren. Dort endlich erblickte ich zum erſten Male zwiſchen den Sträuchern reifer Himbeeren das Stubenmädchen Klawdia, die trotz ihrer Stutznaſe und der Gewohnheit, in ihr Kopftuch hinein zu lachen, in mir eine ſo zärtliche Leidenſchaft erweckte, daß ich in ihrer Gegenwart, kaum athmend, zu erſtarren pflegte und verſtummte,

und einst, an einem Ostersonntage, als an sie die Reihe kam, mein Herrenhändchen zu küssen, auf dem Punkte war, auf ihre ausgetretenen, bockledernen Schuhe — einen Kuß zu drücken. Du lieber Gott! Sind denn seitdem wirklich nur zwanzig Jahre verstrichen? Wie lange ist es denn her, daß ich auf meinem braunen, zottigen Pferdchen um den alten Zaun unseres Gartens herumritt und, in den Steigbügeln mich emporhebend, die doppelfarbigen Pappelblätter abriß? — Der Knabe, selbst der Jüngling fühlt nicht, daß er lebt: gleich einem Tone wird sein eigenes Leben dem Menschen nicht sogleich wahrnehmbar.

O mein Garten — o ihr überwachsenen Wege um den flachen Teich! O du sandiges Plätzchen unter dem baufälligen Damme, wo ich so oft Grundlinge und Schmerlen fischte! Und ihr, ihr hohen Birken mit den langen, herabhängenden Zweigen, wo von der Landstraße her das traurige Lied des Bauern sich vernehmen ließ, holperich unterbrochen durch die Stöße seines Fuhrwerks — ich sende euch Allen mein letztes Lebewohl! . . . Indem ich vom Leben scheide, strecke ich nur zu euch allein meine Arme aus. Ich möchte mich noch einmal satt athmen an der bittern Frische des Wermuths, an dem süßen Duft des abgemähten Buchweizens auf den Feldern meiner Heimath. Ich möchte noch einmal aus der Ferne den bescheidenen, gedehnten Klang der gesprungenen Glocke unserer Pfarrkirche hören; noch einmal eine Zeit lang im kühlen Schatten weilen, unter dem Eichenbusche, am Abhange der bekannten Schlucht; noch einmal mit den Augen begleiten die be-

wegte Spur des Windes, der mit dunkelm Strome längs des goldglänzenden Graſes unſerer Wieſe dahinläuft . . .

Ach! wozu das Alles? — Doch ich kann heute nicht mehr weiter. — Morgen!

22. März.

Heute iſt es wieder kalt und trübe. So ein Wetter iſt für mich viel paſſender. Es entſpricht vollkommen meiner Arbeit. Der geſtrige Tag hat in mir zur unrechten Zeit manche unnützen Gefühle und Erinnerungen wachgerufen. Das ſoll ſich nicht mehr wiederholen. Gefühlsergüſſe ſind gleich der Wurzel des Farrnkrautes: man ſaugt ſie anfangs gerne, und es ſcheint, als ob ſie gar nicht ſchlecht ſchmecke; ſpäter aber wird ſie unangenehm im Munde. Ich will lieber einfach und gelaſſen meine Lebensgeſchichte erzählen.

Wir ſiedelten alſo nach Moskau . . .

Es fällt mir eben wieder ein, ob es wirklich der Mühe werth ſei, von meinem Leben zu erzählen?

Nein, entſchieden — es verlohnt ſich nicht . . . Mein Leben zeichnete ſich in keiner Weiſe von dem vieler anderen Menſchen aus. Das elterliche Haus, die Univerſität, der Dienſt in untergeordneten Aemtern, der Austritt aus dem Dienſte — ein kleiner Zirkel von Bekannten, eine ſaubere Armuth, beſcheidene Wünſche — ſagen Sie gütigſt: Wem iſt dies Alles nicht ſchon bekannt? Und deshalb werde ich meine Lebensgeſchichte lieber nicht erzählen, um ſo mehr, da ich zu meinem eigenen Vergnügen ſchreibe. Und wenn ich

ſelbſt in meiner Vergangenheit weder etwas beſonders Heiteres, noch etwas beſonders Trauriges finde, ſo muß auch in Wahrheit Nichts in ihr vorhanden ſein, was der Aufmerkſamkeit werth wäre. Ich will lieber verſuchen, mir meinen Charakter darzulegen.

Was bin ich für ein Menſch? . . . Man könnte mir bemerken, daß ich auch danach nicht befragt werde — nun gut! Aber ich ſtehe ja vor dem Tode — unbedingt muß ich bald ſterben — und vor dem Tode iſt wahrlich, wie mir ſcheint, der Wunſch verzeihlich, zu erfahren: was bin ich denn für ein Menſch geweſen?

Nachdem ich gehörig über dieſe Frage nachgedacht, und da ich im Uebrigen nicht nöthig habe, mich zu bitter über meine Perſon zu äußern, — wie es ſolche Leute zu thun pflegen, die zu ſehr von ihren guten Eigenſchaften überzeugt ſind — ſo muß ich, ohne daß es mir ſchwer fiele, das Eine bekennen: daß ich ein durchaus überflüſſiger Menſch in dieſer Welt geweſen bin — oder anders geſagt — ein vollkommen überflüſſiger Vogel. Und dies beabſichtige ich morgen zu beweiſen; denn heute huſte ich wie ein krankes Schaf, und meine Nianjuſchka*), Terentjewna, läßt mir keine Ruhe: „Gehen Sie doch zu Bette, mein Väterchen, und nehmen Sie etwas Thee zu ſich!“ . . . Ich weiß ſchon, weshalb ſie mich quält: ſie möchte ſelbſt Thee trinken. Nun, mir iſt's recht! Weshalb denn einer alten Frau verſagen, in den letzten Augenblicken ihres

*) Wärterin.

Herrn noch ſo viel als möglich Nutzen von ihm zu ziehen? . . . Vorläufig iſt die Zeit noch nicht um.

23. März.

Wiederum Winter! Der Schnee fällt in dichten Flocken. — Ein Ueberflüſſiger, ja — ein Ueberflüſſiger . . . Ein ausgezeichnetes Wort habe ich da gefunden. Je tiefer ich in mich eindringe, je aufmerkſamer ich meine ganze Vergangenheit betrachte, deſto mehr überzeuge ich mich von der ſtrengen Wahrheit dieſes Ausdruckes. Ein Ueberflüſſiger — ja, ſo iſt es. Für andere Menſchen als für mich könnte dieſes Wort nicht gebraucht werden. Es giebt allerdings mancherlei Menſchen, ſchlechte und gute, kluge und dumme, angenehme und unangenehme — aber Ueberflüſſige . . . nein, die giebt es nicht. Daß heißt — ich möchte recht verſtanden werden — auch ohne jene Menſchen könnte ja das Weltall beſtehen . . . das iſt ſchon wahr; aber Ueberflüſſigkeit iſt doch nicht ihre Haupteigenſchaft, nicht das ſie auszeichnende Merkmal. Und wenn ſie ſich über ſolche Menſchen äußern, ſo kommt ihnen gerade das Wort „Ueberflüſſig“ nicht zuerſt auf die Zunge. Aber ich — von mir kann man ſonſt nichts Anderes ausſagen: ein Ueberflüſſiger — und damit abgemacht. Ein außeretatsmäßiger Menſch — das iſt Alles. Auf mein Erſcheinen hat die Natur, wie mich dünkt, nicht gerechnet, und deshalb hat ſie mich auch wie einen unerwarteten, ungerufenen Gaſt behandelt. Nicht umſonſt ſagte von mir ein Spaßvogel, ein großer Liebhaber vom Préférence-Spiel, daß

meine Mutter, indem ſie mich geboren, labet geworden. Ich ſpreche jetzt von mir in aller Ruhe, ohne Galle . . . Es gilt ja die Vergangenheit! Während der ganzen Dauer meines Lebens habe ich immer meinen Platz beſetzt gefunden — vielleicht eben deshalb, weil ich dieſen Platz nicht dort geſucht, wo ich ihn hätte ſuchen ſollen. Ich war zweifelſüchtig, ſchüchtern, empfindlich, wie überhaupt alle kranken Menſchen. Dabei — und dies wahrſcheinlich in Folge übermäßiger Eigenliebe, oder überhaupt in Folge der Fehlgeſchlagenheit meiner Perſon — lag zwiſchen meinen Gefühlen und Gedanken und dem Ausdruck dieſer Gefühle ein ſo zu ſagen unſinniges, unerklärliches und unüberwindliches Hinderniß; und wenn ich mich je entſchloß, mit Gewalt dieſes Hinderniß zu bekämpfen, dieſe Schranke zu durchbrechen, ſo gewannen meine Geberden, der Ausdruck meines Geiſtes und mein ganzes Weſen das Ausſehen einer qualvollen Spannung; nicht nur ſchien ich alsdann — nein! ich war in Wirklichkeit unnatürlich und gezwungen. Ich fühlte das ſelbſt, und ſchnell bemühte ich mich, wieder in mich ſelbſt zurückzukehren. Dann pflegte ſich in meinem Innern eine ſchreckliche Aufregung zu erheben. Ich analyſirte mich ſelbſt haarklein, ſtellte über mich die ſubtilſten Betrachtungen an, verglich mich mit Anderen, brachte mir die verſchiedenſten Blicke, das Lächeln, die Worte der Menſchen, in deren Gegenwart ich mir hatte Luft machen wollen, in Erinnerung, deutete Alles von der ſchlechten Seite, lachte ſarkaſtiſch über meine Anmaßung: „zu ſein, wie Alle ſind“, und plötzlich, mitten im Lachen,

ließ ich den Muth ſinken; ich verfiel in eine thörichte Niedergeſchlagenheit — und dann ging das Alte von neuem los — mit einem Worte: ich drehte mich, wie ein Eichhörnchen im Rade. Ganze Tage pflegten in dieſer peinlichen, unfruchtbaren Arbeit zu vergehen. Nach Alledem — ſagen Sie gütigſt — ſagen Sie ſelbſt: für Wen und wozu bedarf es eines ſolchen Menſchen? Weshalb wickelte ſich dies Alles in mir ab, welcher Grund war vorhanden für dieſes grübelnde Umtreiben mit mir ſelbſt? Wer wüßte es? Wer könnte es ſagen!

Ich erinnere mich — eines Tags fuhr ich aus der Stadt — aus Moskau — in der Diligence. War der Weg ſchon gut, ſo ſpannte der Fuhrmann neben den vier Pferden noch ein fünftes an. So ein unglückliches fünftes Pferd, ſo ein unnützes Pferd, das ſchlechterdings mit einem kurzen, dicken Stricke angebunden wird, welcher unbarmherzig in ſeinen Schenkel einſchneidet, den Schwanz reibt, es in der allerunnatürlichſten Art zu laufen nöthigt und ſeinem Körper faſt die Form eines Kommas verleiht — erweckt in mir immer das tiefſte Mitleiden. Ich bemerkte dem Fuhrmann, daß man, nach meiner Anſicht, das fünfte Pferd ganz entbehren könnte. Er ſchwieg ein wenig, zuckte mit den Schultern, verſetzte dem Pferde einige Peitſchenhiebe über den magern Rücken und den aufgedunſenen Leib — und ſagte ſchmunzelnd: „Hm! Auch wirklich komiſch, wie es ſich noch dazu geſchleppt hat! Weiß der Teufel!“ . . . Und auch ich habe mich noch dazu

geſchleppt . . . Ja, ſo iſt's; die Station war übrigens nicht weit gelegen.

Ein Ueberflüſſiger . . . Ich verſprach, die Richtigkeit meiner Meinung zu beweiſen, und ich werde mein Verſprechen erfüllen. Ich erachte es für unnütz, tauſenderlei Kleinigkeiten, alltägliche Ereigniſſe und Begebenheiten zu erwähnen, welche übrigens in den Augen eines jeden richtigdenkenden Menſchen als unwiderlegbare Beweiſe zu meinen Gunſten, das heißt, zu Gunſten meiner Anſicht, dienen könnten. Ich beginne lieber ſogleich mit einem ſehr wichtigen Falle, nach deſſen Kenntniß wahrſcheinlich ſchon kein Zweifel mehr zurückbleiben wird in Bezug auf die Begründung des Wortes: „Ueberflüſſig". Ich wiederhole: ich habe nicht die Abſicht, in unbedeutende Dinge einzugehen. Aber ich kann nicht umhin, eines vielleicht doch intereſſanten und bemerkenswerthen Umſtandes zu gedenken, nämlich des eigenthümlichen Benehmens meiner Freunde (ich habe auch Freunde gehabt), das ſie jedesmal an den Tag legten, wenn ich ihnen begegnete oder ſie beſuchte. Es war, als ob ſie ſich alsdann unheimlich fühlten; ſie lächelten ganz unnatürlich, ſie ſchauten mir nicht in die Augen oder auf die Füße, wie es doch ſo Mancher zu thun pflegt, ſondern ſie ſahen auf meine Wangen, drückten mir haſtig die Hand, ſagten dabei in Eile: „Ah, guten Morgen, Tſchulkaturin!" (das Schickſal beſchenkte mich nämlich mit dieſem Namen), oder: „Ah, da iſt ja Tſchulkaturin!" — entfernten ſich ſofort wieder und verblieben manchmal nachher einige Zeit ohne Bewegung, als ob ſie

ſich anſtrengten, irgend Etwas in der Erinnerung aufzufriſchen. Ich bemerkte dies Alles; denn es fehlt mir nicht an Scharfſinn und an der Fähigkeit, Beobachtungen anzuſtellen. Ich bin überhaupt nicht dumm: es kommen mir dann und wann manche eigenthümliche Gedanken in den Sinn — nicht ganz gewöhnliche. Da ich aber ein überflüſſiger Menſch bin, und vor meinem Innern ein Schlößchen hängt, ſo wird mir bange, meine Gedanken auszuſprechen, umſomehr, da ich im Voraus weiß, daß ich dieſelben ſehr ſchlecht ausdrücken würde. Manchmal erſcheint es mir ſogar ſeltſam, daß Menſchen überhaupt reden, und ſo einfach, ſo frei . . . Welche Gewandtheit! — denke ich mir dann. Das heißt, um die Wahrheit zu ſagen, auch mit mir ereignete es ſich oftmals, daß trotz des Schlößchens meine Zunge den Kitzel bekam. Aber in Wirklichkeit brachte ich nur in meiner Jugend Worte hervor; dafür gelang es mir jedoch in den reiferen Jahren immer, mich zu bezähmen. Ich pflegte mir im Falle der Verſuchung halblaut vorzuſagen: „Nun, wir wollen lieber ein wenig ſchweigen“ — und ich beruhigte mich alsdann. — Zum Schweigen haben wir Alle Luſt. Beſonders zeichnen ſich hierin unſere Frauen aus: manches hohe ruſſiſche Fräulein ſchweigt oft mit ſolcher Energie, daß dabei ſogar ein geübterer Menſch in leichtes Fieber und kalten Schweiß gerathen kann. Doch — es handelt ſich hier um etwas Anderes, und ich bin am allerwenigſten berufen, Andere zu kritiſiren. — Ich ſchreite zur verſprochenen Erzählung.

Vor einigen Jahren ereignete es ſich durch ein Zuſammen-

treffen von an ſich zwar unbedeutenden, für mich aber verhängnißvollen Umſtänden, daß ich etwa ſechs Monate in der Kreisſtadt O . . . zubringen mußte.

Dieſe Stadt iſt ſehr unbequem an einem Abhange gelegen und zählt etwa achthundert Einwohner. Die Armuth iſt hier zu Hauſe, alle Häuschen ſehen bis zur Unbeſchreiblichkeit elend aus. Auf der Hauptſtraße lagen an manchen Stellen, als wollten ſie Einem an ein Pflaſter glauben machen, weißliche, häßliche Platten von unbehauenem Kalkſtein — ein Grund, weshalb Laſtwagen dieſelbe gewöhnlich vermieden. Grade in der Mitte eines zum Erſtaunen ſchmutzigen freien Platzes erhebt ſich ein kleiner, gelblich angeſtrichener Bau mit dunkeln Löchern, und in dieſen Löchern ſitzen Menſchen in großen Mützen und machen eine Miene, als ob ſie ſich mit Handelsgeſchäften abgäben. Auf demſelben Platze iſt eine ungewöhnlich hohe, bunte Stange aufgepflanzt; neben der Stange iſt, der Ordnung halber, auf Befehl der Behörde ein Wagen mit fahlem Heu angefahren, und dabei ſchreitet ein der Krone angehöriges Huhn umher. Mit einem Worte, in der Stadt O . . . iſt der Aufenthalt ergötzlich. In den erſten Tagen fürchtete ich vor Langeweile um den Verſtand zu kommen. Ich muß geſtehen, daß, wenn ich auch ein überflüſſiger Menſch bin, ich nichtsdeſtoweniger alles Krankhafte nicht auszuſtehen vermag . . . Ich hatte ja auch dem Glücke nicht abgeſchworen, und habe mich bemüht, es von rechts und von links anzupacken — und deshalb iſt es wohl nicht zu verwundern, daß auch ich mich langweilen kann,

wie andere Sterbliche. — Ich hielt mich in O . . . in Dienſtangelegenheiten auf . . .

Aber Terentjewna ſcheint ſich unbedingt vorgenommen zu haben, mich zu Tode zu quälen. Hier eine Probe unſerer Unterhaltung.

Terentjewna. — Ei, ei, mein Väterchen! Was ſchreiben Sie denn da in einem fort? Es iſt nicht geſund, gar nicht geſund für Sie zu ſchreiben.

Ich. — Aber ich vergehe vor Langeweile, Terentjewna!

Sie. — Nehmen Sie nur etwas Thee zu ſich, und gehen Sie dann zu Bett! Sie werden mit Gottes Hilfe ſchwitzen und dabei ein wenig ſchlafen.

Ich. — Ich will nicht ſchlafen.

Sie. — Aber Väterchen, wo denken Sie denn hin? Gott ſei mit Ihnen! Gehen Sie zu Bett, gehen Sie ja nur ſchlafen: es iſt für Sie beſſer.

Ich. — Ich werde ja ohnedies ſterben, Terentjewna!

Sie. — Der Himmel ſoll uns behüten und bewahren! . . . Nun! Befehlen Sie den Thee aufzutragen?

Ich. — Ich halte kaum noch eine Woche aus, Terentjewna!

Sie. — Ei, ei, Väterchen! Was ſchwatzen Sie da? . . . Alſo ich werde den Samowar aufſetzen . . .

O Du hinfälliges, gelbes, zahnloſes Geſchöpf! Bin ich auch für Dich ſchon kein Menſch mehr?!

24. März. — Heftiger Froſt.

Schon am erſten Tage meiner Ankunft in O . . . nöthigten mich die oben angedeuteten Dienſtangelegenheiten,

einen gewiſſen Herrn Oſchogin, Kirill Matweijewitſch, einen der anſehnlichſten Beamten des Kreiſes, aufzuſuchen. Seine Bekanntſchaft machte ich, oder, wie man ſich auszudrücken beliebt, in intimere Beziehung zu ihm trat ich jedoch erſt zwei Wochen ſpäter. Sein Haus lag auf der Hauptſtraße und zeichnete ſich vor allen andern durch ſeine Größe, das gefärbte Dach und durch zwei Löwen am Thore aus — von derjenigen Art von Löwen, die eine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit den mißgeſtalteten Hundefiguren der Moskauer Gegend haben. Schon dieſe Löwen ließen mich vermuthen, daß Oſchogin nicht unbemittelt ſei. Und in der That beſaß er auch gegen 400 Bauern. Er pflegte bei ſich die gewählteſte Geſellſchaft der Stadt O . . . zu empfangen, und galt für einen gaſtfreundlichen Mann. So beſuchte ihn der Polizeidirektor des Kreiſes, der in einem breiten roſtfarbenen Zweigeſpann vorzufahren pflegte — ein ungewöhnlich maſſiver Mann, wie aus veraltetem Material gebaut. Ferner waren dort gewöhnliche Gäſte der Kreisanwalt, ein gelbliches bösartiges Geſchöpf; der Feldmeſſer, ein Miſchling von deutſcher Abſtammung, mit tatariſchem Geſicht; ein Offizier aus dem Reſſort für Wegebauten, eine zarte Seele, Sänger und gleichzeitig Intriguant; ein emeritirter Kreis-Adelsmarſchall, ein Herr mit gefärbtem Haar, pliſſirtem Chemiſett und feſt anliegenden Beinkleidern, der jene Art von Würde zur Schau trug, in welche ſich Leute einzuhüllen pflegen, die einmal mit dem Kriminalgericht zu thun gehabt haben. Es verkehrten bei Oſchogin ſchließlich noch zwei Gutsbeſitzer, unzertrennliche

Freunde — beide nicht mehr jung, ja ſogar ſchon abgelebt — von welchen der Jüngere dem Aelteren beſtändig den Mund verſtopfte, indem er ihm vorwarf: „Aber entſchuldigen Sie, Sergei Sergeitſch, wo wollen Sie denn hin?“ Sie ſchreiben ja „Pfropfen“ mit „B.“ Ja, meine Herren, fuhr er gewöhnlich, ſich an die Anweſenden wendend, mit der vollen Ueberzeugung von ſeinem guten Rechte fort, „Sergei Sergeitſch ſchreibt nicht Pfropfen“, ſondern „Bfropfen“. Und alle Anweſenden lachten bei dieſem Spaße, obwohl ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach kein Einziger unter ihnen in der Rechtſchreibekunſt auszeichnete. Der arme Sergei Sergeitſch pflegte dann zu verſtummen, und mit einem unmuthigen Lächeln den Kopf hängen zu laſſen. — Aber ich vergeſſe, daß meine Zeit knapp zugemeſſen iſt und laſſe mich zu viel in detaillirte Schilderungen ein. Somit alſo — ohne weitere Abſchweifungen: Oſchogin war verheirathet, er beſaß eine Tochter, Eliſaweta Kirillowna, und in dieſe Tochter verliebte ich mich.

Oſchogin ſelbſt war ein Mann von gewöhnlichem Schlage — weder beſonders ſchlecht, noch beſonders gut. Seine Frau hatte das Ausſehen eines gealterten Küchleins. Dafür aber hatte die Tochter mit den Eltern Nichts gemein. Sie war hübſch und trotz ihrer Lebhaftigkeit von ſanfter Natur. Ihre hellgrauen Augen ſchauten gutmüthig und grade aus den kindlich aufgeſchlagenen Lidern hervor. Sie pflegte faſt immer zu lächeln und ließ auch oft laut lachend den angenehmen Klang ihrer Stimme hören. Dabei bewegte ſie ſich frei, raſch — und erröthete

anmuthig. Ihr Anzug war nicht beſonders elegant; einfache Kleider ſtanden ihr beſonders gut. — Ich knüpfte niemals leicht Bekanntſchaft an, und wenn ich mich Jemand gegenüber gleich vom erſten Male ab leicht und wohl fühlte — was ſich übrigens faſt nie ereignete — ſo hatte die neue Bekanntſchaft einen ſehr günſtigen Eindruck auf mich gemacht. In Geſellſchaft von Damen konnte ich mich überdies gar nicht benehmen und pflegte in ihrer Gegenwart entweder mürriſch zu werden und ein grimmiges Ausſehen anzunehmen, oder aber in der allerdümmſten Weiſe die Zähne zu zeigen und aus Verlegenheit die Zunge im Mund hin und her zu bewegen. Bei Eliſaweta Kirillowna dagegen fühlte ich mich vom erſten Augenblicke an heimiſch. Unſer erſtes Zuſammentreffen fand in folgender Weiſe ſtatt. Ich komme an einem Vormittage zu Oſchogin und frage: „zu Hauſe?“ man antwortete: „zu Hauſe! Iſt mit ſeiner Toilette beſchäftigt. Werden gebeten in den Saal einzutreten.“ Ich trete in den Saal, ſehe mich um — da ſteht am Fenſter, mir den Rücken zuwendend, ein Mädchen in einem hellen Kleide und hält in der Hand einen Käfig. Ich empfand, wie gewöhnlich, eine Bangigkeit. Indeſſen, ich faßte mich und kündigte mich aus Höflichkeit durch ein leiſes Huſten an. Das Mädchen wendet ſich raſch um, ſo raſch, daß die Locken ihr grade auf das Geſicht ſchlagen — erblickt mich, macht eine Verbeugung und weiſt lächelnd auf ein Käſtchen, das bis zur Hälfte mit Körnern angefüllt war. „Sie erlauben?“ — Wie üblich in ſolchen Fällen beugte ich den

Kopf, bog gleichzeitig raſch das Knie nach vorwärts und zog es wieder zurück (als wenn mich Jemand in die Kniekehle geſtoßen hätte) — was, wie bekannt als Zeichen einer guten Erziehung und angenehmen Ungezwungenheit im Benehmen gilt; — dann lächelte ich, hob die Hand und machte zweimal mit ihr eine zarte vorſichtige Bewegung in der Luft. Das Mädchen wendete ſich bald von mir ab, zog aus dem Käfig ein Brettchen hervor und ſagte plötzlich, ihre Stellung nicht verändernd: „Dieſer Blutfink gehört Papa . . . Haben Sie dieſe Thierchen auch gern?“ — „Ich ziehe den Zeiſig vor“ — antwortete ich, nicht ohne eine gewiſſe Ueberwindung. — „Ah! So! . . Ich liebe auch die Zeiſige. Aber ſehen Sie ihn nur an — wie ſchön iſt er doch! Sehen Sie nur — er ſchreckt nicht zurück.“ (Es wunderte mich, daß ich ſelbſt nicht zurückſchreckte.) „Treten Sie doch näher! Er heißt Popka.“ Ich trat hinzu und beugte mich gegen den Käfig hin. „Nicht wahr, ein liebliches Ding?“ Mit dieſen Worten wendete ſie mir ihr Geſicht zu und wir ſtanden ſo nahe neben einander, daß ſie ihren Kopf ein wenig zurückwenden mußte, um mich mit ihren hellen Aeuglein anzuſehen. Ich betrachtete ſie: ihr junges roſiges Geſicht lächelte mit einer ſolchen Freundlichkeit, daß auch ich lächelte und vor Freude ſchier laut auflachte. Da öffnete ſich die Thür: Herr Oſchogin trat ein. Ich ging auf ihn zu, ſprach ihn ungezwungen an, blieb — ich weiß ſelbſt nicht wie das geſchah, zu Mittag zurück, verbrachte dort endlich den ganzen Abend — und am andern Tage beim Abnehmen des

Ueberrockes, begrüßte mich der Diener Oſchogins, ein langer und halbblinder Kerl, wie einen Freund des Hauſes.

Eine Stätte zu finden, mir wenigſtens für kurze Zeit ein Neſt zu bauen, die Freuden der alltäglichen Beziehungen und Gewohnheiten zu erkennen: dieſes Glück war mir — einem Ueberflüſſigen, aller Familienliebe baren Mann — bisher nicht zu Theil geworden. Wenn ich mich auch nur annähernd mit einer Blume vergleichen dürfte, und wenn dieſer Vergleich nicht gar ſo trivial wäre, ſo hätte ich mich entſchloſſen zu ſagen, daß ich von dieſem Tage ab ſeeliſch aufblühte. Alles in mir und um mich herum ſah auf einmal ſo verändert aus! Mein ganzes Leben leuchtete in Liebe auf — ja, mein ganzes Leben, bis auf die kleinſten Kleinigkeiten, gleich einem einſamen, dunkeln Zimmer, in welches man ein Licht hineingetragen hat. Ich legte mich zu Bett und ſtand auf, kleidete mich an, frühſtückte, rauchte meine Pfeife — ganz anders wie früher; ich hüpfte ſogar im Gange, wahrlich ich that ſo, als ob meinem Rücken Flügel angewachſen wären. Soviel ich mich erinnern kann, verblieb ich inbetreff des Gefühles, welches Eliſaweta Kirillowna in mir wachgerufen hatte, keinen Augenblick im Unklaren. Ich verliebte mich leidenſchaftlich in ſie vom erſten Tage an und wußte vom erſten Tage an, daß ich verliebt ſei. In den nächſten drei Wochen ſah ich ſie täglich. Dieſe drei Wochen ſind die glücklichſten in meinem Leben geweſen, jedoch iſt mir die Erinnerung an ſie peinlich. Ich bin nicht imſtande, allein an ſie zu denken: unwillkürlich tritt vor meine Augen auch

das, was ihnen gefolgt, und eine gallige Bitterkeit umlagert mein Herz, das kaum einmal Zeit gehabt hatte aufzugehen und zu erweichen.

Wenn ein Menſch ſich wohl fühlt, ſo arbeitet ſein Gehirn, wie bekannt, ſehr wenig. Ein ruhiges und freudiges Gefühl, das Gefühl der Befriedigung, durchdringt ſein ganzes Weſen; er iſt von ihm ganz eingenommen. Das Bewußtſein der Individualität ſchwindet bei ihm; er ergiebt ſich — wie ſchlecht erzogene Dichter ſich ausdrücken — der Glückſeligkeit. Iſt aber endlich dieſer „Zauber" vorüber, ſo fühlt er ſich oftmals gekränkt; er bedauert, daß er ſich inmitten des Glückes ſo wenig beobachtet, daß er durch Nachſinnen, durch Erinnerung ſeine Glückſeligkeit nicht verdoppelte, nicht verlängerte . . . als ob ein „in Glückſeligkeit" ſchwelgender Menſch dazu Zeit hätte, und als ob es der Mühe werth wäre, über ſeine Gefühle nachzuſinnen! Ein glücklicher Menſch iſt gleich einer Fliege in der Sonne. Deshalb iſt es mir auch, wenn ich über dieſe drei Wochen nachdenke, faſt unmöglich, einen genauen, beſtimmten Eindruck in mir wach zu rufen, um ſo mehr, da während dieſer Zeit zwiſchen uns nichts beſonders Bemerkenswerthes vorgefallen iſt . . . Dieſe zwanzig Tage ſind für mich eine Heimath von Wärme, von Jugend und Duft, ſie erſcheinen wie ein heller Streifen auf meinem düſtern und grauen Lebenspfade . . . Unerbitterlich klar und deutlich wird auf einmal mein Gedächtniß von dem Augenblicke ab, da über mich — um die Worte deſſelben ſchlecht erzogenen Poeten zu gebrauchen — die Schläge des Schickſals hereinbrachen.

Ja, dieſe drei Wochen . . . Uebrigens, ich könnte nicht ſagen, daß ſie in mir keine Geſtalt zurückgelaſſen haben. Manchmal, wenn es mir geſchieht, daß ich lange über dieſe Zeit nachdenke, ſchwebt dieſe und jene Erinnerung aus dem Dunkel der Vergangenheit hervor, grade ſo wie die Sterne am Abendhimmel unerwartet dem aufmerkſam auf denſelben gerichteten Auge entgegenblitzen. Beſonders blieb mir ein Spaziergang in einem Haine außerhalb der Stadt im Gedächtniß. Es waren unſer vier Perſonen: Frau Oſchogin, Liſa, ich und ein gewiſſer Bismenkoff, ein untergeordneter Beamter der Stadt O . . ., ein blondhaariges, gutmüthiges und beſcheidenes Geſchöpf. Oſchogin ſelbſt blieb zu Hauſe zurück. Er hatte durch anhaltenden Schlaf Kopfſchmerzen bekommen. — Es war ein herrlicher Tag, warm und ſtill. Ich muß bemerken, daß ein Beſuchen von Vergnügungsgärten und öffentlichen Anlagen nicht im Charakter der Ruſſen liegt. In den ſogenannten öffentlichen Gärten der Gouvernementsſtädte werden Sie zu keiner Jahreszeit eine lebendige Seele antreffen, wenn nicht etwa ein altes Mütterchen, das ſich auf eine grüne, von der Sonne durchglühte Bank in der Nähe eines großen Baumes ächzend niedergelaſſen — und das nur in dem Falle, wenn ſich ihr in der Umgebung, vor der Thür irgend eines Hauſes, kein abgeſeſſenes Bänkchen zeigen wollte. Wenn aber in naher Entfernung von der Stadt ein armſeliger Birkenhain vorhanden iſt, ſo fahren Leute vom Kaufmannsſtande, manchmal auch Beamte gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen mit Samowar, Kuchen und Melonen

hinaus, pflanzen dieſen Segen von Delicateſſen dicht am Spazierwege auf dem ſtaubigen Graſe auf und ſetzen ſich herum, zu eſſen und im Schweiße ihres Angeſichtes Thee zu trinken — bis tief in den Abend hinein. Grade ſolch ein Hain exiſtirte damals zwei Werſt von O . . . entfernt. Wir kamen dort des Nachmittags an, nahmen, wie üblich, unſeren Thee ein und machten uns dann alle vier auf, um im Haine ein wenig umherzuſchlendern. Bismenkoff reichte ſeinen Arm Frau Oſchogin, ich bot den meinigen Liſa an. Der Tag neigte ſich ſchon ſeinem Ende zu. Ich befand mich damals in der größten Gluth der erſten Liebe (es waren kaum zwei Wochen ſeit unſerer Bekanntſchaft verſtrichen), in jenem Zuſtande der leidenſchaftlichen und fürſorgenden Anbetung, in welchem unſere ganze Seele unſchuldig und unwillkürlich jede Bewegung des geliebten Weſens verfolgt, in welchem man von der Gegenwart derſelben nicht ſatt wird, ſich an deſſen Stimme nicht ſatt hören kann — wo man lächelt und wie ein geneſenes Kind ausſieht, während ein einigermaßen erfahrener Menſch in einer Entfernung von hundert Schritten ſchon beim erſten Anblicke erkennen muß, was in ſolchen Seelen vorgeht. Bis zu dieſem Tage hatte ſich mir die Gelegenheit noch nicht geboten, Liſa am Arme zu halten. Wir ſchritten langſam nebeneinander über das grüne Gras dahin. Ein leiſer Wind ſpielte um uns herum in den weißen Birkenäſten und warf mir von Zeit zu Zeit das flatternde Band, das ihren Hut umwand, in's Geſicht. Ich verfolgte unaufhörlich ihren Blick, bis ſie jedesmal

munter nach mir aufſchaute; und wir lächelten dann Eines dem Andern zu. Die Vögel zwitſcherten über uns, der blaue Himmel ſchien anmuthig durch das dünne Laub. Der Kopf ſchwindelte mir vom Uebermaß der Wonne. Ich beeile mich zu bemerken — Liſa war nicht im Geringſten in mich verliebt. Ich gefiel ihr; ſie war überhaupt nicht menſchenſcheu, aber nicht mir war es beſchieden, ihre kindliche Ruhe aufzuſtören. — Sie ſchritt an meiner Seite wie neben einem Bruder hin. Sie war damals ſiebzehn Jahre alt . . . Und dennoch ſchon an dieſem Abende und in meiner Gegenwart ſollte ſich in ihr jene geheime ſtille Wandelung vollziehen, welche den Uebergang vom Mädchen zum Weibe bedeutet. Ich war Zeuge dieſer Umwandelung ihres ganzen Weſens, dieſer unſchuldigen Befangenheit, dieſer fieberhaften Nachdenklichkeit, ich war der Erſte, der dieſe plötzliche Weichheit des Blickes, dieſe klingende Unſicherheit der Stimme auffing — und, o ich dummer Menſch! o ich überflüſſiger Menſch! — während einer vollen Woche ſchämte ich mich nicht zu vermuthen, daß ich, ich allein die Urſache dieſer Veränderung ſei.

Es geſchah folgendermaßen.

Wir ſpazierten ziemlich lange, bis ſpät in den Abend hinein und ſprachen wenig. Ich ſchwieg wie alle unerfahrenen Liebhaber, und ſie hatte mir wahrſcheinlich Nichts zu ſagen. Aber ſie ſchien über Etwas nachzudenken und ſchüttelte auf ganz beſondere Weiſe den Kopf, indem ſie, in Gedanken vertieft, an einem abgeriſſenen Blatt kaute. Manchmal ſchickte ſie ſich mit einer wunderlichen Ent-

ſchloſſenheit an vorauszugehen — und dann wieder hielt ſie plötzlich inne, wartete auf mich und ſah ſich mit großen Augen und einem zerſtreuten Lächeln rings um. Den Tag zuvor hatten wir den „Gefangenen vom Kaukaſus“*) geleſen. Mit welcher Begierde hatte ſie mir zugehört, das Geſicht auf beide Hände geſtützt und die Bruſt an den Tiſch gepreßt! Ich erwähnte unſerer geſtrigen Lektüre: ſie erröthete, fragte, ob ich vor unſerer Abfahrt dem Vogel Leinſamen gegeben habe, ſtimmte laut ein Lied an, und verſtummte dann plötzlich wieder. Der Hain endigte auf der einen Seite an einem ziemlich hohen und ſteilen Abhange; unten ſtrömte ein kleiner gewundener Bach, und dahinter dehnten ſich, bald wellenförmig hervorragend, bald wie eine Tiſchdecke in die Fläche ausgebreitet, unendlich weite Wieſen auf unüberſehbare Strecken hin, hie und da von Erdklüften durchfurcht. Liſa und ich gelangten zuerſt an das Ende des Haines; Bismenkoff war mit der Mutter zurückgeblieben. Wir traten aus den Bäumen, hielten an und mußten beide unwillkürlich einen Augenblick die Augen ſchließen: grade uns gegenüber, inmitten des durchglühten Nebels, ging groß die purpurfarbene Sonne unter. Die Hälfte des Himmels gerieth allmählich in Brand und färbte ſich gluthroth. Die feurigen Strahlen breiteten ſich über die Wieſen hin, einen purpurnen Abglanz ſogar auf die Schattenſeiten der Erdklüfte werfend — ſie legten ſich wie feuriges Blei über das Bächlein, an den Stellen, wo es

*) Ein Poem von Puſchkin.

ſich unter die herabhängenden Gebüſche nicht verbergen konnte, ja es ſchien, als ob die Strahlen ſich an die Bruſt des Abhanges und des Haines anſtemmten. Wir ſtanden da wie übergoſſen vom heißen Sonnenſcheine. — Ich bin nicht im Stande die leidenſchaftgeſättigte Feierlichkeit dieſes Bildes zu ſchildern. Man erzählt ſich, ein Blinder bildete ſich ein, daß ihm die rothe Farbe den Eindruck eines Trompetentones erwecken müßte. Ich weiß nicht inwiefern dieſe Einbildung haltbar iſt, aber es lag in Wirklichkeit etwas Herausforderndes in dieſem brennenden Golde der Abendluft, dem Purpurglanze des Himmels und der Erde. Ich ſchrie auf vor Entzücken und wandte mich ſogleich an Liſa, ſie ſchaute grade in die Sonne hinein. Ich erinnere mich noch — das Feuer der Abendröthe ſpiegelte ſich in kleinen, funkelnden Fleckchen in ihren Augen ab. Sie war überwältigt und tief gerührt. Auf meinen Ausruf hatte ſie keine Antwort; ſie verharrte einige Zeit ohne Bewegung und ſah zu Boden. Ich reichte ihr meine Hand; ſie wandte ſich ab und brach plötzlich in Thränen aus. Ich blickte ſie mit einer geheimen, faſt freudigen Bangigkeit an . . . Die Stimme Bismenkoffs ließ ſich zwei Schritte von uns vernehmen. Liſa trocknete ſchnell die Thränen ab und ſchaute mich mit einem unentſchloſſenen Lächeln an. Die Alte trat aus dem Hain hervor, auf den Arm ihres blondhaarigen Begleiters gelehnt. Beide bewunderten auch ihrerſeits das ſchöne Gemälde. Die Alte befragte Liſa über Etwas und — ich erinnere mich noch — ich erzitterte unwillkürlich,

als auf dieſe Frage die gebrochene Stimme ihrer Tochter gleich einem geſprungenen Glaſe ertönte. Unterdeſſen war die Sonne untergegangen, die Abendröthe begann zu erlöſchen. Wir machten uns auf den Rückweg. Ich reichte wiederum Liſa meinen Arm. Im Hain war es noch hell, und ich konnte deutlich ihre Züge unterſcheiden. Sie war betäubt und hielt die Augen geſenkt. Die Röthe, die ſich über ihr Geſicht ergoſſen, verſchwand nicht: es ſchien, als ob ſie noch immer inmitten der Strahlen der untergehenden Sonne ſtünde . . . Ihre Hand berührte kaum meinen Arm. Ich konnte lange keinen Laut hervorbringen: ſo ſtark ſchlug mein Herz. Durch die Bäume zeigte ſich in der Ferne ein Wagen. Der Kutſcher fuhr langſam über den lockeren Sand uns entgegen.

— Liſaweta Kirillowna — ſagte ich endlich, warum haben Sie geweint?

— Ich weiß nicht — antwortete ſie nach einer kleinen Pauſe und ſah mich mit ihren ſanften, noch feuchten Augen an. Ihr Blick ſchien mir verändert — ſie ſchwieg wieder.

— Wie ich ſehe, lieben Sie die Natur — fuhr ich fort. Es war gar nicht das, was ich ſagen wollte, und auch dieſe Phraſe vermochte meine Zunge kaum zu Ende zu ſtammeln. Sie nickte mit dem Kopfe. Ich konnte weiter kein Wort hervorbringen . . . ich erwartete Etwas . . . kein Geſtändniß — o nein! Ich erwartete einen vertrauensvollen Blick, eine Frage . . . — Liſa aber ſah zur Erde und ſchwieg. Ich wiederholte nochmals halblaut:

„warum?“ bekam aber keine Antwort. Es wurde ihr — ich ſah es — faſt unheimlich, ſie ſah faſt wie beſchämt aus.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaßen wir im Wagen und näherten uns der Stadt. Die Pferde liefen fortgeſetzt im Trabe; wir jagten vorwärts, inmitten der immer dunkler werdenden feuchten Luft. Ich wurde auf einmal geſprächig und wendete mich unaufhörlich bald an Bismenkoff, bald an Frau Oſchogin — ich ſah nicht auf Liſa, doch konnte es mir nicht entgehen, daß aus der Ecke des Wagens ihr Blick mehr als einmal auf mir ruhen blieb. Zu Hauſe wurde ſie lebhafter, ſchlug aber mein Anerbieten, mit ihr zu leſen, aus und begab ſich bald zur Ruhe. Ein innerer Vorgang, und zwar derjenige, von welchem ich früher ſprach, hatte ſich bei ihr vollzogen: ſie hörte auf, Kind zu ſein und fing an . . . gleich mir . . . Etwas abzuwarten. Lange wartete ſie nicht.

Ich aber kehrte an dieſem Abende in einer vollkommenen Bezauberung nach Hauſe zurück. Ein dunkles Gefühl — bald Ahnung, bald Verdacht —, das in mir früher aufgetaucht war, jetzt war es verſchwunden: die plötzliche Gezwungenheit in dem Benehmen Liſas gegen mich ſchrieb ich ihrer jungfräulichen Schamhaftigkeit, ihrer Schüchternheit zu . . . hatte ich denn nicht ſchon tauſendmal in vielen Schriften geleſen, wie das erſte Erſcheinen der Liebe ein Mädchen verwirrt und einſchüchtert? Ich fühlte mich überaus glücklich und ſtellte bereits im Kopfe verſchiedene Pläne auf . . .

Hätte mir damals Jemand in's Ohr geſagt: „Du

täuſcheſt Dich, mein Wertheſter! Dir ſteht etwas ganz Anderes bevor, mein Theuerſter! Dir ſteht bevor, einſam zu ſterben, in einem erbärmlichen Häuschen, unter dem unerträglichen Murren eines alten Weibes, welches kaum Deinen Tod abwarten kann, um nachher für einen Spottpreis Deine Stiefel zu verkaufen" . . .

Ja, unwillkürlich ſieht man ſich veranlaßt, mit einem ruſſiſchen Philoſophen zu ſagen: „Wie ſoll man das wiſſen, was nicht zu wiſſen iſt?" — Bis morgen.

25. März. — Ein weißer Wintertag.

Ich habe nachgeleſen, was ich geſtern aufgeſchrieben, und war ſchon auf dem Punkte, das ganze Heft in Stücke zu zerreißen. Es kam mir vor, als ob ich zu ausführlich und zu ſentimental erzähle. Doch, da meine Erinnerungen aus jener Zeit nichts Erfreuliches darbieten — außer der eigenthümlichen Wonne, welche Lermontoff mit den Worten bezeichnete, daß es „ein erlabender Schmerz ſei, die Narben von veralteten Wunden zu reizen" — warum ſollte ich mir dieſen unſchuldigen Zeitvertreib nicht gönnen? Aber man ſoll ſich auch nicht vergeſſen. Ich will daher ohne Sentimentalität fortfahren.

Im Laufe der Woche, nach dem Spaziergange außerhalb der Stadt, beſſerte ſich meine Lage nicht im geringſten, obwohl die Veränderung an Liſa mit jedem Tage mehr zum Vorſchein kam. Wie geſagt, ich deutete dieſe Veränderung in einer für mich vollkommen günſtigen Weiſe . . . Das Unglück der Verlaſſenen und Schüchternen — aus

Eigenliebe Schüchternen — beſteht eben darin, daß ſie, Augen beſitzend und ſogar nach allen Seiten umſchauend, dennoch Nichts, oder Alles in falſchem Lichte ſehen, wie durch eine farbige Brille. Es ſind eben ihre eigenen Gedanken und Beobachtungen, die ſie hieran auf jedem Schritte verhindern. Am Anfange unſerer Bekanntſchaft benahm ſich Liſa mir gegenüber vertraulich nnd ungenirt wie ein Kind; es iſt ſogar möglich, daß ihre Neigung zu mir etwas mehr als einfache, kindliche Zuneigung war . . . Nachdem aber in ihr jener ſeltſame, faſt plötzliche Vorgang erfolgt war, fühlte ſie ſich nach einem kurzen Schwanken in meiner Gegenwart beängſtigt; unwillkürlich wendete ſie ſich von mir ab und verfiel dabei in Schwermuth und Nachdenken . . . Sie wartete ab . . . aber was? Das wußte ſie ſelbſt nicht . . . und ich . . . wie ſchon geſagt, ich freute mich dieſer Veränderung . . . Ich war wie betäubt vor Entzücken. Uebrigens, ich will zugeben, daß auch ein Anderer an meiner Stelle ſich täuſchen komte. Wer iſt denn frei von Eigenliebe? — Es iſt wohl überflüſſig, zu ſagen, daß mir Alles erſt ſpäter klar wurde, als ich genöthigt war, meine beſchnittenen und ſchon ohnedies nicht kräftigen Flügel ſinken zu laſſen.

Das Mißverſtändniß, welches zwiſchen mir und Liſa entſtanden war, dauerte eine ganze Woche — und das iſt doch am Ende gar nicht etwas ſo Außergewöhnliches: ich bin ſchon Augenzeuge von Mißverſtändniſſen geweſen, die ſich Jahre hindurch fortſetzten. Und wer hat denn je geſagt, daß nur die Wahrheit allein reell ſei? Die Lüge iſt

eben ſo lebenskräftig wie die Wahrheit, wenn nicht noch mehr. Ich denke daran, wie im Laufe jener Woche, dann und wann in meinem Innern ſich Etwas wie ein Wurm regte . . . aber unſer Einer, ein verlaſſener Menſch — ich muß es wiederum bemerken — iſt ebenſo unfähig zu begreifen, was in ihm vorgeht, wie er es in Betreff Desjenigen iſt, was vor ſeinen Augen geſchieht. Und zu alledem: iſt etwa die Liebe ein natürliches Gefühl? Iſt es denn dem Menſchen angeboren, zu lieben? Die Liebe iſt — eine Krankheit; und für eine Krankheit iſt kein Geſetz geſchrieben. Ich geſtehe, mein Herz ſchnürte ſich manchmal ſchmerzvoll zuſammen; in meinem Innern ging ja aber ſo wie ſo Alles drunter und drüber. Wie ſoll man in einem ſolchen Zuſtande beurtheilen, was Recht und was Unrecht iſt, welchen Grund, welche Bedeutung jede Empfindung für ſich habe?

Aber, wie dem auch ſei, alle dieſe Mißverſtändniſſe, Vorgefühle und Hoffnungen klärten ſich in folgender Weiſe auf.

Eines Tages — es war am Morgen, ungefähr gegen Mittag — hatte ich kaum das Vorzimmer bei Oſchogins betreten, als ſich eine unbekannte, volltönende Stimme aus dem Saale vernehmen ließ. Die Thür that ſich auf, und auf der Schwelle erſchien in Begleitung des Hausherrn ein kräftiger, ſchlanker Mann, im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er warf ſich einen Militairmantel, der auf einer Bank gelegen hatte, um, verabſchiedete ſich liebenswürdig von Kirillo Matweijewitſch, legte an mir

vorübergehend nachläſſig die Finger an die Mütze — und verſchwand ſporenklirrend.

— Wer iſt das? — fragte ich Oſchogin.

— Fürſt N . . . — antwortete er nachdenklich — aus Petersburg hierher geſandt — zur Rekrutenaushebung. — Aber — fuhr er ärgerlich fort — wo ſind denn die Leute? Niemand iſt da, der ihm den Mantel hätte reichen können.

Wir traten in den Saal ein.

— Iſt er ſchon lange hier? — fragte ich.

— Seit geſtern Abend, wie ich höre. Ich habe ihm ein Zimmer angeboten, aber er hat es ausgeſchlagen. Sonſt ſcheint er mir ein recht netter Mann zu ſein.

— Er hat ſich lange bei Ihnen aufgehalten?

— Etwa eine Stunde. Er bat mich, ihn Olimpiada Nikitiſchna vorzuſtellen.

— Und Sie haben ihn vorgeſtellt?

— Freilich.

— Und Liſaweta Kirillowna hat er . . .

— Er hat auch ſie kennen gelernt — ja wohl.

Ich ſchwieg ein wenig.

— Wird er längere Zeit hier bleiben?

— Ja wohl! Ich glaube, er wird zwei Wochen oder länger hier zu verweilen gezwungen ſein.

Und Kirillo Matweijewitſch lief weg, ſich umzukleiden.

Ich ging einige Male im Saale auf und ab. Ich kann mich nicht erinnern, ob die Ankunft des Fürſten N . . . ſchon damals einen beſonderen Eindruck auf mich gemacht

hatte, mit Ausnahme des entgegenſtrebenden Gefühles, welches uns beim Erſcheinen einer neuen Perſon in unſerer nächſten Umgebung gewöhnlich beſchleicht. Vielleicht geſellte ſich zu dieſem Gefühle noch eine Art von Neid — ſeitens eines ſchüchternen und dunkeln Moskauers gegen den glänzenden Petersburger Officier. „Der Fürſt", ſo dachte ich, „iſt ein Petersburger Großmogul, er wird auf uns von oben herabblicken" . . . Ich ſah ihn nur einen Augenblick, doch hatte ich Zeit genug, zu bemerken, daß er hübſch, gewandt und in ſeinem Auftreten ungezwungen war. — Nachdem ich einige Zeit im Saale herumſpaziert war, blieb ich endlich vor dem Spiegel ſtehen, zog einen Kamm aus der Taſche, verlieh meinem Haar eine Art maleriſcher Nachläſſigkeit und, wie es wohl oft geſchehen mag — ich vertiefte mich plötzlich in die Betrachtung meines eigenen Geſichtes. Ich erinnere mich, daß meine Aufmerkſamkeit beſonders auf die Naſe gerichtet war; die weichlichen und unentſchiedenen Conturen dieſes Gliedes verurſachten mir kein beſonderes Vergnügen. — Da auf einmal öffnete ſich in der dunkeln Tiefe des geneigten Spiegels, der faſt das ganze Zimmer reflektirte, die Thür, und die ſchlanke Geſtalt Liſas kam zum Vorſchein. Ich weiß nicht mehr, wie es geſchah, daß ich mich nicht rührte und im Geſicht den früheren Ausdruck beibehielt. Liſa ſtreckte den Kopf vor, ſah mich aufmerkſam an und angeſpannt lauſchend, die Lippen zuſammengepreßt, zog ſie ſich mit verhaltenem Athem, wie ein Menſch, der froh iſt, nicht bemerkt worden zu ſein, langſam zurück. Als ſie die

Thür ſacht hinter ſich anzulehnen ſuchte, brachte dieſelbe ein ſchwaches Knarren hervor. Liſa fuhr zuſammen und blieb wie erſtarrt ſtehen . . . Ich rührte mich immer noch nicht . . . Sie faßte von Neuem an die Thürklinke und verſchwand. Es war nicht mehr zu zweifeln: der Ausdruck in Liſas Geſicht, in dem Augenblicke, als ſie mich gewahr wurde, — dieſer Ausdruck, in welchem ſonſt Nichts zu leſen war, als der Wunſch, unbemerkt zu verſchwinden und einem unangenehmen Zuſammentreffen aus dem Wege zu gehen, — ein flüchtiger Wiederſchein des Wohlbehagens, den ich in ihren Augen las, als ſie glaubte, daß es ihr wirklich gelungen ſei, ungeſehen zu entſchlüpfen — dies Alles ſagte mir nur zu deutlich: dieſes Mädchen liebt dich nicht. Lange, lange war ich nicht im Stande, im Spiegel meinen Blick von der unbeweglichen, ſtummen Thür abzuwenden. Es war, als wollte ich meiner eigenen Figur zulächeln — ich ließ den Kopf ſinken, begab mich nach Hauſe und warf mich auf das Sopha. Es war mir ungewöhnlich ſchwer zu Muthe, ſo ſchwer, daß ich nicht weinen konnte — und worüber ſollte ich denn weinen? . . . „Iſt es denn möglich?“ — wiederholte ich unaufhörlich, auf dem Rücken wie ein Geſtorbener liegend und die Hände über die Bruſt zuſammengefaltet — „iſt es denn möglich? . . . Wie gefällt Ihnen dieſes: „iſt es denn möglich?“ . . .

26. März. — Thauwetter.

Als ich am darauffolgenden Tage nach längerem Zögern und beklommenen Herzens in das Empfangszimmer

Oschogin's eintrat, war ich nicht mehr derselbe Mensch, den sie an mir drei Wochen hintereinander gekannt hatten. Alle meine früheren Eigenheiten, denen ich mich unter dem Einflusse des neuen Gefühles allmählich zu entwöhnen begonnen hatte, kehrten plötzlich wieder und nahmen Besitz von mir, wie ein Herr, der in sein Haus zurückkommt. Solche Menschen, wie ich, richten sich gewöhnlich nicht so sehr nach positiven Thatsachen, als nach subjektiven Eindrücken; ich, der ich erst gestern von „der Freude einer gegenseitigen Liebe" geschwärmt, zweifelte heute schon nicht mehr im Geringsten an meinem „Unglück" und verfiel in eine entschiedene Verzweiflung, obgleich ich selbst nicht im Stande war, einen vernünftigen Grund zur Erklärung meiner Verzweiflung zu finden. Auf den Fürsten N . . . konnte ich ja nicht eifersüchtig sein, und wie hoch man auch seine Eigenschaften anschlagen mochte — sein Erscheinen genügte für sich allein noch nicht, um auf einmal das Wohlwollen zu vernichten, welches mir Lisa . . . nun fürwahr! existirte denn in Wirklichkeit dieses Wohlwollen? Ich durchmusterte die Vergangenheit. „Aber der Spaziergang im Walde?" wendete ich mir selbst ein. „Jedoch der Ausdruck ihres Gesichtes im Spiegel?" — „Indeß", fuhr ich fort, „der Spaziergang im Walde, scheint mir . . . O pfui! o du mein lieber Gott, was bin ich doch für ein nichtswürdiges Wesen!" rief ich endlich zuletzt aus. — Solche halbausgesprochenen, halbgedachten Ideen waren es eben, die tausend Mal hintereinander zurückkehrend, in meinem Kopfe herumwirbelten. Ich wiederhole es, ich

trat diesmal bei Oſchogins als derſelbe argwöhniſche, zu Verdacht geneigte, unheimliche Menſch ein, der ich ſeit meiner Kindheit geweſen bin . . .

Ich traf die ganze Familie im Empfangszimmer verſammelt. Bismenkoff war auch da und ſaß im Winkel. Alle ſchienen gut aufgelegt zu ſein; beſonders Oſchogin — der ſtrahlte vor Freude und ſchon nach den erſten paar Worten theilte er mir mit, daß Fürſt N . . . geſtern den ganzen Abend bei ihnen zugebracht habe. Liſa begrüßte mich ruhig und gelaſſen. „Nun", ſagte ich zu mir ſelbſt, „nun verſtehe ich ſchon, weshalb ihr ſo guter Laune ſeid." Ich will nicht verhehlen, daß mich der zweite Beſuch des Fürſten befremdete. Ich war darauf nicht vorbereitet. Ueberhaupt pflegt ein Mann von unſerem Schlage alles Mögliche zu erwarten: nur nicht das, was ſich nach den Geſetzen des natürlichen Verlaufs der Dinge ereignen muß. Ich ſchmollte und nahm die Miene beleidigter Großmuth an, als wollte ich Liſa durch meine Ungnade beſtrafen — woraus übrigens doch wohl folgt, daß ich immer noch nicht ganz verzweifelte. Man ſagt, es ſei, wenn man wirklich geliebt wird, manchmal ſogar ganz nützlich, das vergötterte Geſchöpf ein wenig zu quälen; in meiner Lage nahm ſich dies jedoch ungewöhnlich dumm aus; Liſa würdigte mich in der allerunſchuldigſten Weiſe keiner Beachtung. Nur Frau Oſchogin bemerkte meine feierliche Schweigſamkeit und erkundigte ſich ſehr ſorgfältig nach meiner Geſundheit. Ich antwortete, wie Sie erwarten, mit einem bitteren Lächeln, daß ich mich gottlob recht wohl fühle, daß ich

vollkommen geſund ſei. Oſchogin fuhr fort, über ſeinen Gaſt des Breiteren zu berichten; da er jedoch gewahr wurde, daß ich ihm ungern antwortete, ſo wendete er ſich mehr an Bismenkoff, der ihm mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte — als plötzlich der Diener eintrat und den Fürſten N . . . anmeldete. Der Hausherr ſprang auf und lief ihm entgegen. Liſa, auf die ich ſofort einen Adlerblick geworfen hatte, erröthete vor Freude und rückte unruhig auf dem Seſſel hin und her. Der Fürſt trat ein — parfümirt, munter, liebenswürdig . . .

Da ich hier keine Novelle für einen gnädigen Leſer verfaſſe, ſondern einfach zu meinem Vergnügen ſchreibe, ſo habe ich nicht nöthig, zu den üblichen Kunſtgriffen der Herren Schriftſteller Zuflucht zu nehmen. Ich ſage daher kurzweg, ohne weitern Aufſchub, daß ſich Liſa vom erſten Tage an leidenſchaftlich in den Fürſten verliebte — und der Fürſt verliebte ſich auch in ſie, theils aus Langeweile, theils aus Gewohnheit, den Frauen den Kopf zu verdrehen, aber doch auch deshalb, weil Liſa wirklich ein liebenswürdiges Geſchöpf war. Daß ſie ſich gegenſeitig lieb gewannen, darin lag grade nichts Beſonderes. Er vermuthete wahrſcheinlich keineswegs eine ſolche Perle in einer ſo abſcheulichen Schale (ich verſtehe darunter das elende, von Gott verlaſſene Neſt O . . .), und ſie hatte ſich bis dahin noch Nichts von einem auch nur annähernd ſo glänzenden, klugen und bezaubernden Ariſtokraten träumen laſſen.

Nach der erſten Begrüßung ſtellte mich Oſchogin dem Fürſten vor. Er kam mir ſehr höflich entgegen. Er war

überhaupt gegen Jeden höflich und verſtand es, ungeachtet der unmeßbaren Entfernung, die zwiſchen ihm und unſerem dunkeln, provinzialen Zirkel lag, nicht nur Niemanden zu geniren, ſondern ſogar eine Miene zu machen, als ob er unſeres Gleichen wäre und nur zufällig ſeinen Wohnſitz in St. Petersburg hätte.

Dieſer erſte Abend . . . O dieſer erſte Abend! In der glücklichen Zeit unſerer Jugend pflegen uns die Lehrer einen Zug heldenmüthiger Ausdauer eines jungen Spartaners zu erzählen und als Vorbild hinzuſtellen, der — als er einen Fuchs geſtohlen hatte und ihn unter ſeinen Mantel zu verſtecken genöthigt war, ſich, ohne auch nur einen Laut von ſich zu geben, ſein ganzes Eingeweide von dem Fuchſe verzehren ließ, und auf dieſe Weiſe den Tod der Schande vorzog . . . Ich könnte keinen paſſenderen Vergleich wählen, um die unzähligen Qualen zu ſchildern, die ich während jenes Abends, als ich zum erſten Mal den Fürſten neben Liſa ſah, auszuſtehen hatte. Mein anhaltend erkünſteltes Lächeln, mein qualvolles Aufpaſſen, mein ſtumpfes Schweigen, das ſehnſüchtige und vergebliche Verlangen, mich zurückzuziehen — dies Alles mußte ſich in ſeiner Art wahrſcheinlich ganz merkwürdig ausnehmen. In meinem Innern wühlte mehr als ein Fuchs. Eiferſucht, Neid, das Gefühl meiner Nichtigkeit, ein machtloſer Aerger peinigten mich. Ich verſchlang den Fürſten mit den Augen; wahrlich, ich vergaß zu zwinkern, indem ich ihn immerwährend anſchaute. Er unterhielt ſich nicht ausnahmslos mit Liſa, ſprach aber ſelbſtverſtändlich nur für

ſie allein. Meiner war er, wie es ſcheint, recht bald überdrüſſig geworden . . . Er war gewiß ſofort darauf gekommen, daß er es in mir mit einem verſtoßenen Liebhaber zu thun hatte; doch aus Mitleid mit mir und in Folge ſeines ſicheren Bewußtſeins, daß ich vollkommen ungefährlich ſei, behandelte er mich ungewöhnlich zart. Sie können ſich wohl denken, wie mich das beleidigte. Im Laufe des Abends machte ich, ſo viel ich mich erinnern kann, einen Verſuch, meinen Fehler wieder gut zu machen; ich (lachen Sie ja nicht über mich, wer Sie auch ſein mögen, dem dieſe Zeilen vor die Augen kommen könnten — um ſo weniger, da dies mein letzter Wahn geweſen iſt) . . . ich bildete mir plötzlich, inmitten meiner vielſeitigen Quäler, ein, ich bildete mir bei Gott plötzlich ein, daß Liſa nur die Abſicht habe, mich für meine hochmüthige Kälte am Anfange meines Beſuches zu ſtrafen, daß ſie mir zürne und nur aus Aerger mit dem Fürſten kokettire . . . Ich paßte einen günſtigen Moment ab, und mit einem reuigen und freundlichen Lächeln auf ſie zugehend, ſagte ich ihr ganz leiſe: „Genug! — Verzeihen Sie mir . . . übrigens, es geſchah nicht deshalb, weil ich fürchtete“ — und plötzlich, ohne ihre Antwort abzuwarten, gab ich meinem Geſichte einen ungewöhnlich lebhaften und heiteren Ausdruck, brachte ein verzerrtes Lächeln hervor, hob meine Hand über den Kopf gegen die Zimmerdecke empor (ich wollte, wie ich mich erinnere, mein Halstuch in Ordnung bringen) — ich war ſogar im Begriff, einen Knix zu machen, als ob ich ſagen wollte: „Alles iſt vorbei — ich

bin guter Laune, laſſen Sie uns Alle guter Laune ſein!“ Indeſſen, ich unterließ den Knix, vor Furcht, zu fallen, da ich nämlich eine merkwürdige Erſtarrung am Knie verſpürte . . . Liſa hatte mich entſchieden nicht verſtanden; ſie ſah mir verwundert in's Geſicht, lächelte in aller Eile, als wenn ſie ſich raſch losmachen wollte, und ging wiederum auf den Fürſten zu. Mochte ich noch ſo blind und taub ſein, ich konnte jetzt nicht umhin, innerlich zu bekennen, daß ſie mir gar nicht zürnte und daß ſie in dieſem Augenblicke gegen mich abſolut Nichts hatte: ſie hatte einfach an mich gar nicht gedacht. Der Schlag war ein entſcheidender: meine letzten Hoffnungen ſtürzten mit einem Krachen zuſammen, wie eine Eisſcholle, die, von der Frühlingsſonne durchdrungen, plötzlich in kleine Stücke auseinanderfällt. Ich war auf's Haupt geſchlagen — gleich beim erſten Angriffe; gleich den Preußen vor Jena habe ich an einem Tage und auf einmal Alles verloren. Nein, ſie zürnte mir nicht! . . .

Ach, grade das Gegentheil! Sie ſelbſt — ich ſah es — konnte kaum dem Wogenſchlag ihres Herzens widerſtehen. Gleich einem jungen Bäumchen, welches ſich bereits bis zur Hälfte vom Ufer herniedergeſenkt hat, hatte auch ſie ſich mit Gier über den Strom gebeugt — bereit, ihm auf immer das erſte Sproſſen ihres Frühlings und ihr ganzes Leben hinzugeben.

Wem es je einmal beſchieden geweſen, Augenzeuge einer ſolchen ſelbſtvergeſſenen Hingeriſſenheit zu ſein, der hat gewiß, wenn er ſelbſt liebte und ſich keiner Gegen-

liebe erfreute, ſehr bittere Momente gehabt. Ich werde ſie ewig im Andenken behalten — dieſe verſchlingende Aufmerkſamkeit, dieſe zärtliche Heiterkeit, dieſe willenloſe Unſchuld, dieſen noch kindlichen, aber doch ſchon weiblichen Blick, dieſes glückſelige Lächeln, welches, aufbrechend wie eine Knoſpe, die halbgeöffneten Lippen und die gerötheten Wangen nicht verließ . . . Alles, was Liſa während unſeres Spazierganges im Haine nur dunkel ahnte, das erfüllte ſich jetzt; und, der Liebe ſich hingebend, wurde ſie zugleich immer ruhiger und klärte ſich ab — wie ein junger Wein, der zu gähren aufhört, weil ſeine Zeit gekommen iſt . . .

Ich hatte die Geduld, dieſe erſten Tage und auch die nächſtfolgenden Abende auszuharren . . . alle, bis zu Ende! Ich konnte Nichts mehr hoffen. Liſa und der Fürſt wurden mit jedem Tage anhänglicher zu einander . . . aber ich verlor vollkommen das Gefühl der Selbſtachtung und konnte mich von dem Bilde meines Unglücks nicht losreißen. Ich denke noch daran, wie ich einſt den Verſuch machte, nicht hinzugehen, noch am Morgen nahm ich mir das Verſprechen ab, zu Hauſe zu bleiben — aber um 8 Uhr Abends (gewöhnlich pflegte ich gegen die ſiebente Stunde auszugehen) ſprang ich auf wie ein Tobſüchtiger, ſetzte die Mütze auf und kam athemlos in das Empfangszimmer von Kirillo Matweijewitſch gelaufen. Meine Lage war eine ungewöhnlich dumme: ich ſchwieg hartnäckig, manchmal brachte ich während des ganzen Abends keine Silbe hervor. Wie ſchon früher bemerkt,

habe ich mich nie durch Schönrednerei ausgezeichnet: aber jetzt, in Gegenwart des Fürſten, hatte ſich vollends Alles, was ich noch an Geiſt beſaß, in mir verflüchtigt und ich war unfähig, mich an der Geſellſchaft zu betheiligen. Zu alledem pflegte ich noch, wenn ich allein war, mein Gehirn ſo ſtark in Anſpruch zu nehmen — indem ich langſam über Alles, was ich im Laufe des vergangenen Tages geſehen oder abgelauert hatte, nachgrübelte — daß ich, bei Oſchogins eintreffend, kaum noch im Beſitz der Kräfte war, um Beobachtungen anzuſtellen. Man ſchonte mich wie einen Kranken; ich ſah es. Jeden Morgen faßte ich einen neuen letzten Entſchluß, den ich meiſtens in den Qualen einer ſchlafloſen Nacht ausgebrütet hatte; bald nahm ich mir vor, mich Liſa zu erklären, ihr einen freundſchaftlichen Rath zu ertheilen . . . aber, ſobald ich Gelegenheit hatte, mit ihr allein zu ſein, hörte meine Zunge auf, ſich zu bewegen, als ob ſie erſtarrt wäre, und wir erwarteten mit Bangigkeit das Erſcheinen einer dritten Perſon: bald wandelte es mich an wegzulaufen, verſteht ſich für immer, und ihr, dem Ziel meines Sinnens und Trachtens einen Brief voller Vorwürfe zurückzulaſſen. Ich fing ſogar ſchon einmal an, einen ſolchen Brief abzufaſſen; aber das Rechtsgefühl war in mir noch nicht ganz verſchwunden: ich begriff, daß ich kein Recht habe, Jemandem, wem es auch ſei, in irgend einer Beziehung Vorwürfe zu machen, und ſchleuderte den Brief in's Feuer. Bald wollte ich mich opfern, ich ſegnete Liſa, wünſchte ihr eine glückliche Liebe und lächelte von meinem Winkel aus dem Fürſten ſanft

und freundſchaftlich zu — aber das hartherzige Liebespaar dankte mir nicht für mein Opfer, es bemerkte vielmehr gar Nichts von meiner Abſicht und ſchien weder meinen Segen noch mein Zulächeln nöthig zu haben. Ich pflegte alsdann vor Aerger plötzlich in die entgegengeſetzte Gemüthsſtimmung umzuſchlagen. Ich gab mir das Wort — von irgend einem Winkel aus, gleich einem Spanier in einen Mantel gehüllt meinen glücklichen Nebenbuhler zu ermorden, und mit einer thieriſchen Freude ſtellte ich mir ſchon die Verzweiflung Liſa's vor . . . Aber erſtens gab es in der Stadt O . . . ſehr wenig ſolcher Winkel, und zweitens . . . ein hölzerner Zaun, in der Nähe eine Laterne und ein Schutzmann — nein! ſolch ein Winkel mag eher zum Handeln mit Brezeln paſſen, als um Menſchenblut zu vergießen. Ich muß geſtehen, daß ich unter andern Erlöſungsmitteln — wie ich mich unbeſtimmt auszudrücken pflegte, wenn ich mich mit mir ſelbſt unterhielt — noch auf den Gedanken gekommen bin, mit Oſchogin ſelbſt freiweg eine Unterredung zu pflegen, die Aufmerkſamkeit dieſes Edelmannes auf die gefährliche Lage ſeiner Tochter zu richten, auf die traurigen Folgen ihres Leichtſinns . . . Eines Tages lenkte ich ſogar ſchon das Geſpräch auf dieſen heiklen Punkt, that es aber in allzufeiner und dunkler Weiſe, ſo daß er, nachdem er mich eine Weile angehört, auf einmal wie vom Schlafe geweckt, ſich kräftig und haſtig über die Stirn rieb, ohne dabei die Naſe zu verſchonen — einen eigenthümlichen Laut hervorbrachte und mich ſchließlich ſtehen ließ. Es wäre über-

flüſſig anzuführen, daß ich mir bei dieſem Vorhaben einredete, aus lauter uneigenützigen Motiven zu handeln, nur Aller Wohl im Auge zu haben und die Pflicht eines Hausfreundes zu erfüllen . . . Aber es iſt mir doch wahrſcheinlich, daß, hätte auch Kirillo Matweiſewitſch meine Herzensergüſſe nicht unterbrochen, es mir doch an Muth gefehlt hätte, meine Rede zu Ende zu bringen. Manchmal wandelte es mich an, mit dem Ernſte eines antiken Weiſen die guten Eigenſchaften des Fürſten auf die Waagſchale zu legen; manchmal wiederum vertröſtete ich mich mit der Hoffnung, daß dies alles nur vorübergehend ſei, daß Liſa zur Beſinnung kommen werde, daß ihre Liebe keine echte ſei . . . O, keinesfalls echt! Mit einem Worte, ich kenne keinen Gedanken, der mir nicht damals zu ſchaffen gemacht hätte. Nur ein Mittel — das muß ich aufrichtig geſtehen — iſt mir nie durch den Kopf gegangen: es iſt mir kein einziges Mal in den Sinn gekommen, mir ſelbſt das Leben zu nehmen. Weshalb nicht? — das wüßte ich nicht zu ſagen . . . Vielleicht hatte ich ſchon damals das Vorgefühl, daß ich ohnedies nicht mehr lange leben werde.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unter derartig ungünſtigen Verhältniſſen mein Benehmen gegen andere Menſchen mehr als je an Unnatürlichkeit und Ueberſpanntheit leiden mußte. Sogar die alte Frau Oſchogin — dieſes von Mutterleibe an bornirte Geſchöpf — fing an, ſich unheimlich in meiner Gegenwart zu fühlen und wußte nicht, von welcher Seite ſie an mich herantreten ſollte.

Bismenkoff, der immer höflich und dienſtfertig erſchien, wich mir aus. Es kam mir ſchon damals vor, als ob ich an ihm einen Leidensgefährten hätte, als ob auch er in Liſa verliebt ſei. Er pflegte aber nie auf meine Anſpielungen zu antworten und unterhielt ſich überhaupt nicht gern mit mir. Der Fürſt benahm ſich gegen ihn ſehr freundlich; man kann ſagen, er achtete ihn. Weder ich, noch Bismenkoff — wir ſtörten weder den Fürſten noch Liſa. Aber Bismenkoff hielt ſich nicht ferne von ihnen, wie ich es that, ſah nicht aus wie ein Bär oder wie ein Opferlamm, und geſellte ſich gern zu ihnen, ſo oft ſie ihn dazu aufforderten. Wahr iſt es, daß er ſich in ſolchen Fällen durch keine beſondere Scherzhaftigkeit auszeichnete; jedoch lag in ſeiner Heiterkeit auch früher etwas Stilles.

In dieſer Weiſe vergingen ungefähr zwei Wochen. Der Fürſt war nicht nur hübſch und klug; er verſtand auch Clavier zu ſpielen, zu ſingen, er zeichnete nicht übel und beſaß die Gabe zu erzählen. Seine Anekdoten, die er den höheren Kreiſen des Reſidenzlebens entlehnte, machten auf die Zuhörer immer einen ſtarken Eindruck — einen um ſo ſtärkeren, als er ſelbſt ſeinen Erzählungen anſcheinend keine Bedeutung beilegte . . .

Dieſer, wenn Sie wollen, einfache Kunſtgriff von Seiten des Fürſten hatte zur Folge, daß er in der Zeit ſeines kurzen Aufenthaltes in O . . . die ganze dortige Geſellſchaft entſchieden bezauberte. Einem Manne aus den höheren Kreiſen iſt es immer ein Leichtes, unſer Einen, einen Steppenbewohner zu bezaubern. Die öfteren Be-

ſuche des Fürſten bei Oſchogins (er pflegte bei ihnen die Abende zuzubringen) erregten ſelbſtverſtändlich den Neid der anderen Edelleute und Beamten. Der Fürſt aber, als Mann von Welt und Verſtand, hatte keinen Einzigen von ihnen übergangen; er ſtattete Allen Beſuche ab, ſchenkte ſämmtlichen alten und jungen Damen wenigſtens ein liebenswürdiges Wort, ließ ſich mit allerlei künſtlichen und ſchwerverdaulichen Gerichten füttern und mit ſchlechten Weinen aufwarten, die unter großartigem Namen aufgetragen wurden — kurz, er benahm ſich vortrefflich: vorſichtig und geſchickt. Fürſt N . . . war überhaupt ein Mann von heiterer Natur, geſellig, liebenswürdig aus Neigung — in dieſem Falle aber auch aus Berechnung: wie ſollte er alſo keinen vollkommenen Erfolg in Allem haben?

Seit ſeinem Erſcheinen fanden Alle im Hauſe, daß die Zeit mit ungewöhnlicher Schnelligkeit verfliege. Alles ging prächtig von ſtatten. Der alte Oſchogin — obwohl er ſich anſtellte, als ob er Nichts bemerke — rieb ſich wahrſcheinlich im Stillen die Hände bei dem Gedanken — einen ſolchen Eidam zu beſitzen. Der Fürſt ſelbſt leitete die ganze Angelegenheit äußerſt ſtill und anſtändig — als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß . . .

Bis morgen. Heute bin ich müde. Dieſe Erinnerungen regen mich auf, ſogar noch an der Schwelle des Grabes. Terentjewna hat heute gefunden, daß mein „Näschen" ſchon ſpitz geworden ſei; und daß ſoll, wie es heißt, ein ſchlechtes Anzeichen ſein.

27. März. — Das Thauwetter hält an.

Die Angelegenheiten befanden ſich in der oben geſchilderten Lage — der Fürſt und Liſa liebten ſich gegenſeitig. Die alten Oſchogins warteten ab, was da kommen werde. Bismenkoff war auch noch anweſend — ſonſt hätte man ihn nicht weiter zu erwähnen. Ich marterte mich ab wie ein Fiſch im Eiſe und fuhr fort angeſtrengt zu beobachten. Ich ſtellte mir damals, wie ich mich erinnere, zur Aufgabe, wenigſtens nicht zuzulaſſen, daß Liſa in den Klauen des Verführers zu Grunde gehe, und infolge deſſen fing ich an, dem Stubenmädchen eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen und auf die verhängnißvollen Hintertreppen aufzupaſſen — während ich andererſeits oftmals ganze Nächte hindurch darüber phantaſirte, mit welcher rührenden Großmuth ich ſeiner Zeit meine Hand dem betrogenen Opfer darreichen und ihr ſagen würde: „Der Argliſtige iſt Dir untreu geworden; aber ich bin Dein treuer Freund . . . vergeſſen wir die Vergangenheit und ſeien wir glücklich.“ — Da verbreitete ſich plötzlich in der Stadt das freudige Gerücht, der Adelsmarſchall des Bezirkes beabſichtige zu Ehren des geſchätzten Gaſtes auf ſeinem eigenen Gute Gornoſtajewka, auch Gubniakoff genannt, einen großen Ball zu geben. Alle Perſonen von Rang und officieller Stellung in der Stadt O . . . erhielten Einladungen, vom Polizeidirektor an bis zum Apotheker — einem Deutſchen, der ſich einbildete, rein Ruſſiſch zu ſprechen, weshalb er ſich unaufhörlich und nicht immer gerade zur gelegenen Zeit kräftiger Ausdrücke in

ſchlechtem Ruſſiſch bediente, als: „Hol' mich der Teufel, ich bin heute ein ganz famoſer Kerl“. . . Nun ging es, wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, energiſch an die Vorbereitungen: Ein Cosmetikenhändler brachte ſechszehn dunkelblaue Büchſen mit Pomade an den Mann, welche die Aufſchrift trugen: à la jesmin (an das letzte Wort war noch der ruſſiſche ſtumme Laut angehängt!). Die jungen Damen beſorgten ſich ſteife Kleider mit quetſchend enger Schneppentaille; die Mütter errichteten auf ihren eigenen Köpfen grauſame Verunzierungen, die ſie Hauben zu nennen beliebten; die geſchäftigen Väter hatten, wie man ſagt, die Beine unter die Arme genommen . . . Der erſehnte Tag erſchien endlich. Ich gehörte zu den Geladenen. Von der Stadt bis Gornoſtajewka waren neun Werſt. Kirillo Matweijewitſch bot mir einen Platz in ſeinem Wagen an, aber ich lehnte ab . . . ſo pflegen beſtrafte Kinder, indem ſie ſich an ihren Eltern rächen wollen, bei Tiſch ihre Lieblingsſpeiſen zu verſchmähen. Ueberdies fühlte ich, daß meine Gegenwart Liſa geniren würde. Bismenkoff wußte von meiner Einladung zum Balle. Der Fürſt fuhr in ſeinem eigenen Wagen, ich — in einer abſcheulichen Droſchke, die ich um vieles Geld für dieſe feierliche Gelegenheit gemiethet hatte. Ich werde den Ball nicht beſchreiben. Es ging hier Alles von ſtatten, wie es ſich gehört: Muſikanten mit auffallend verſtimmten Trompeten — auf einer beſonderen Erhöhung; verblüffte Gutsbeſitzer mit ihren altfränkiſchen Familien; veilchenblaues Eis, ſchleimige Mandelmilch — die Diener mit ausgetretenen

Stiefeln und mit geſtrickten baumwollenen Handſchuhen — Löwen aus der Provinz mit krampfhaft verzogenen Geſichtern u. ſ. w., u. ſ. w. Und dieſe ganze kleine Welt drehte ſich um ihre Sonne — um den Fürſten. In der Menſchenmenge verloren, ſogar von den 48 jährigen Fräuleins mit rothen Blüthen auf der Stirn und blauen Blümchen im Haar, von dieſen ſogar unbemerkt, blickte ich unaufhörlich bald auf den Fürſten, bald auf Liſa. Sie war ſehr nett gekleidet, und überhaupt war ſie überaus anmuthig an jenem Abende. Sie tanzten blos zweimal mit einander (doch war es auch die Mazurka, die er mit ihr tanzte!), aber es ſchien — wenigſtens mir ſchien es — daß zwiſchen ihnen ein geheimer, unaufhörlicher Verkehr beſtand. Sie nicht einmal anſehend, nicht mit ihr ſprechend, ſchien er ſich doch an ſie zu wenden, und nur an ſie allein. Er war liebenswürdig, glänzend und mit Anderen im Geſpräche gefällig — aber es galt nur ihr. Sie ſchien ſich als Königin des Balles zu fühlen und ſich bewußt zu ſein, daß ſie geliebt ſei. Ihr Geſicht ſtrahlte zu gleicher Zeit von kindlicher Freude, von unſchuldigem Stolze und glänzte mitunter in einem noch anderen, viel tieferen Gefühle. Ihr ganzes Weſen hauchte Glückſeligkeit. Ich bemerkte dies Alles . . . Es war nicht das erſte Mal, daß ich ſie beide beobachtete . . . Anfangs betrübten mich meine Wahrnehmungen, ſpäter erregten ſie in mir eine Art von Rührung und zuletzt wurde ich aufgebracht. Ich fühlte mich auf einmal ungewöhnlich erboſt, und wie ich mich erinnere, freute ich mich außerordentlich dieſer neuen

Empfindung und gewann mir ſogar ſelbſt eine Art Achtung ab. „Wir werden ſchon zeigen, daß wir keine überflüſſigen Leute ſind," ſagte ich zu mir ſelbſt. Als die erſten herbeirufenden Klänge der Mazurka erſchallten, ſah ich mich gelaſſen um, ging kalt und ungezwungen auf ein Fräulein mit langem Geſichte, einer rothen, glänzenden Naſe, einem ungeſchickt geöffneten, gleichſam aufgeknöpften Munde und mit einem ſehnigen Halſe, der an den Griff eines Contrabaſſes erinnerte, zu — ich ging auf ſie zu und engagirte ſie, indem ich trocken mit dem Abſatz aufknallte. Sie trug ein roſafarbenes Kleid, welches ſo ausſah, als ob es ſich erſt vor Kurzem, und dies noch nicht vollkommen von einer Krankheit erholt habe, auf ihrem Kopfe zitterte Etwas wie eine welke, niedergeſchlagene Fliege auf einer überaus dicken, kupfernen Feder — und überhaupt war dieſes Fräulein, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, durchtränkt von einer Art ſchaaliger Langeweile und vlämiſcher Sauertöpfigkeit. Vom Beginne des Abends hatte ſie ſich noch nicht vom Flecke gerührt; Niemand dachte daran ſie zu engagiren. Ein ſechszehnjähriger, blonder Jüngling hatte einmal die Abſicht — aus Mangel an einer andern Dame — ſich an dieſes Fräulein zu wenden und machte ſogar ſchon einen Schritt in ihrer Richtung — überlegte es ſich aber, ſah ſie an und verſchwand flink in der Menſchenmenge. Sie können ſich alſo vorſtellen, mit welch freudiger Verwunderung ſie mein Anerbieten annahm. Ich führte ſie feierlich durch den Saal, ſuchte zwei Seſſel auf und ſetzte mich mit ihr in den Kreis der zehnpaarigen Mazurka,

faſt dem Fürſten gegenüber, dem man ſelbſtverſtändlich den erſten Platz angewieſen hatte. Der Fürſt tanzte, wie ſchon bemerkt, mit Liſa. Weder ich noch meine Dame wurden mit Engagements beunruhigt, wir hatten alſo Zeit genug zur Unterhaltung. Die Wahrheit zu ſagen zeichnete ſich meine Dame keineswegs durch die Fähigkeit aus, Worte in zuſammenhängender Rede auszuſprechen. Sie gebrauchte ihren Mund mehr dazu, um ein eigenthümliches, von mir bisher nicht geſehenes Lächeln nach unten zuſtande zu bringen, wobei ſie die Augen nach oben richtete, als ob ihr Geſicht durch eine unſichtbare Kraft in die Länge gezogen würde. Aber ich bedurfte ihres Rednertalentes nicht, um ſo weniger, da ich erboſt war und meine Dame mir keine Schüchternheit einflößte. Ich fing nun an, Alle und Alles in der Welt zu bekritteln, beſonders die Herren aus der Reſidenz und die Petersburger Stutzer, und verging mich ſo weit, daß meine Dame allmählich zu lächeln aufhörte und, anſtatt die Augen nach oben zu lenken, plötzlich anfing — wahrſcheinlich aus Ueberraſchung — zu ſchielen, und dabei ſo eigenthümlich, als ob ſie zum erſten Male gewahr würde, daß ſie eine Naſe habe — und mein Nachbar, einer von den Löwen, von denen ich ſprach, ſich ſogar mit dem Ausdrucke eines Schauſpielers an mich wendete, der in einer ihm fremden Gegend erwacht — als wollte er ſagen: „Wie kommſt du denn dazu?“ Uebrigens, indem ich, wie man zu ſagen pflegt, wie eine Nachtigall meinen Geſang fortſetzte, ließ ich den Fürſten und Liſa nicht aus den Augen. Man engagirte ſie un-

aufhörlich; aber ich litt weniger, wenn ſie beide tanzten — auch dann, wenn ſie neben einander ſaßen und ſich unterhielten, wenn ſie ſich gegenſeitig mit jenem ſanften Lächeln zulächelten, das vom Geſichte glücklicher Liebhaber nicht ſchwinden will — auch alsdann empfand ich die Qualen weniger. Aber als Liſa mit irgend einem verwegenen Modehelden im Saale herumſchwebte, und der Fürſt, ihre hellblaue Gazeſchärpe auf dem Knie haltend, ſie nachdenklich mit den Augen verfolgte, als ob er ſich an ſeiner Errungenſchaft ergötzte — dann, o alsdann empfand ich die unerträglichſten Qualen und ließ aus Aerger boshafte Bemerkungen fallen, daß die Pupillen meiner Dame von beiden Seiten ſich vollkommen nach der Naſenſpitze richteten. Unterdeſſen näherte ſich die Mazurka ihrem Ende. Man war an der Figur, die la confidente genannt wird. In dieſer Figur ſetzt ſich die Dame, welche an der Reihe iſt, in die Mitte des Kreiſes, wählt eine zweite Dame als Vertraute und flüſtert ihr den Namen desjenigen Herrn ins Ohr, mit dem ſie zu tanzen geneigt iſt. Einer der Cavaliere führt ihr einzeln die Tänzer zu, und die vertraute Dame weiſt ſie ab, bis ſchließlich der im Voraus beſtimmte Glückliche an die Reihe kommt. Liſa ſetzte ſich in die Mitte des Kreiſes und wählte die Tochter des Hauſes, ein Mädchen von jener Sorte, von welcher man zu ſagen pflegt: 's iſt ſchon gut!" — Der Fürſt ſchritt nun an das Aufſuchen des Auserwählten. Nachdem er vergebens zehn junge Leute vorgeſtellt hatte (die Tochter des Hauſes ſagte ihnen Allen mit dem allerliebenswürdigſten

Lächeln ab), wendete er ſich zuletzt an mich. Etwas ganz Ungewöhnliches ging in mir in dieſem Momente vor: ich erzitterte am ganzen Körper, wollte anfangs abſagen, ſtand aber doch auf und folgte ihm. Der Fürſt führte mich auf Liſa zu . . . Sie ſah mich nicht einmal an; die Tochter des Hauſes machte mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung, der Fürſt drehte ſich zu mir herum, und, wahrſcheinlich angeſpornt durch den dummen Ausdruck meines Geſichtes, machte er eine tiefe Verbeugung — dieſe Abweiſung durch meinen triumphirenden Rivalen, ſein fahrläſſiges Lächeln, die gleichgiltige Unaufmerkſamkeit von Seiten Liſa's — Alles dies empörte mich . . . Ich machte einige Schritte gegen den Fürſten und ſagte wüthend: „Sie ſcheinen mich auslachen zu wollen?"

Der Fürſt ſah mich mit einer verächtlichen Ueberraſchung an, faßte mich wiederum beim Arme und ſich anſtellend, als ob er mich nach meinem Platze begleiten wollte, antwortete er kalt: „Ich?"

— „Ja, Sie! — fuhr ich halblaut fort, indem ich ihm indeſſen gehorchte, das heißt zu meinem Platze folgte — „Sie! Aber ich werde es nicht erlauben, daß ein hohler Petersburger Emporkömmling" . . .

Der Fürſt lächelte ruhig, faſt nachſichtig, drückte mir die Hand und ſagte leiſe: „Ich verſtehe; doch hier iſt nicht der Ort dazu. Wir werden uns noch ſprechen. Mit dieſen Worten wendete er ſich ab, ging auf Bismenkoff zu und führte ihn Liſa vor. Der bleiche Beamte erwies ſich

als Lisa's Auserwählter. Sie stand auf und ging ihm entgegen.

Als ich mich neben meine Dame mit der wehmuthsvollen Fliege auf dem Haupte niedersetzte, hatte ich fast das Gefühl eines Helden. Mein Herz schlug stark, die Brust hob sich würdevoll hinter dem gesteiften Chemisette, ich athmete tief und rasch — und warf plötzlich auf meinen Nachbar, auf einen Stutzer, einen derart großartigen Blick, daß derselbe unwillkürlich mit seinem auf mich zugerichteten Füßchen zurückzuckte. Nachdem ich mit diesem Herrn fertig geworden, musterte ich mit den Augen den ganzen Zirkel der Tanzenden . . . Ich glaube, daß zwei, drei Herren mich mit einem gewissen Bedenken ansahen; im Uebrigen wurde meine Unterredung mit dem Fürsten wohl kaum bemerkt . . . Mein Nebenbuhler saß bereits wie zuvor auf seinem Sessel; er war vollkommen ruhig und behielt sein bisheriges Lächeln. Bismenkoff brachte Lisa auf ihren Platz. Sie machte ihm eine freundliche Verbeugung und wendete sich bald wieder zum Fürsten — wie mir schien, mit einer gewissen Unruhe im Gesicht. Er aber antwortete ihr mit einem Auflachen, machte mit der Hand eine graziöse Bewegung und mußte ihr wohl etwas sehr Angenehmes sagen, denn sie wurde ganz roth vor Vergnügen, ließ die Augen sinken und sah alsbald wieder mit dem Ausdruck freundlichen Vorwurfes zu ihm auf.

Die heroische Stimmung, welche sich plötzlich meiner bemächtigt hatte, erhielt sich bis zum Schlusse der Mazurka; jedoch, ich witzelte nicht mehr und unterließ auch das

Kritteln. Ich warf nur von Zeit zu Zeit einen düſtern und ſtrengen Blick auf meine Dame, die mich augenſcheinlich zu fürchten anfing; denn ſie ſtotterte und bewegte unaufhörlich und ruhelos ihre Augen, während ich ſie in den Schutz ihrer natürlichen Feſtung, ihrer Mutter nämlich, zurückführte — einer überaus wohlbeleibten Dame mit einem fuchsrothen Bande auf dem Kopfe . . . Nachdem ich das verſchüchterte Fräulein an ihren Beſtimmungsort abgeliefert hatte, ging ich an das Fenſter, kreuzte die Arme und wartete ab, was noch kommen ſollte. Ich wartete ziemlich lange. Der Fürſt war die ganze Zeit vom Hausherrn umgeben — buchſtäblich umgeben, wie England vom Meere umgeben iſt, nicht zu reden von den ſonſtigen Familienmitgliedern des Bezirks-Adelsmarſchalls und den übrigen Gäſten. Uebrigens konnte er ja auch nicht, ohne allgemeine Verwunderung zu erregen, auf einen ſo unbedeutenden Menſchen wie mich zugehen und ihn anreden. Dieſe meine Bedeutungsloſigkeit war mir damals ſogar willkommen, wie ich mich noch jetzt zu erinnern weiß. „Dummes Zeug!“ dachte ich bei mir, indem ich zuſah, wie er ſich höflich bald an den einen, bald an den andern der Gäſte wendete, die ſich um die Ehre bewarben, von ihm bemerkt zu werden — und einen Augenblick bemerkt zu werden, wie ſich die Poeten auszudrücken belieben. — „Dummes Zeug, mein Verehrteſter! . . . Du wirſt ja ſchon auf mich kommen — ich habe Dich ja beleidigt.“ Endlich, nachdem er ſich auf eine gewandte Weiſe von ſeinen Anbetern losgemacht hatte, ging er an

mir vorüber, blickte auf — es konnte ſowohl dem Fenſter wie meinem Haare gelten — ſtellte ſich als ob er weitergehen wollte, blieb aber plötzlich ſtehen, als ob er ſich an Etwas erinnere.

— Ach ja! — ſagte er, mit einem Lächeln ſich an mich wendend — à propos: ich habe ein kleines Anliegen an Sie.

Zwei Gutsbeſitzer von der Sorte der zudringlichſten Leute, die dem Fürſten auf Schritt und Tritt nachfolgten, waren wahrſcheinlich der Meinung, daß es ſich um ein „Anliegen" handle, welches den Dienſt betreffe, und zogen ſich ehrfurchtsvoll zurück. Der Fürſt nahm mich unter den Arm und führte mich beiſeite. Mein Herz pochte ſtürmiſch.

— Sie haben, wie ich glaube — fing er an, das „Sie" ausdehnend und meinen Kinnbart verächtlich fixirend — der ſeine ſtand ſeinem friſchen, hübſchen Geſichte beſonders gut — Sie haben mir eine Grobheit geſagt?

— Ich ſagte, was ich dachte — erwiederte ich, meine Stimme erhebend.

— St! . . . ein wenig ſtiller! — bemerkte er. Anſtändige Leute ſchreien nicht. Sie werden ſich gefälligſt mit mir ſchlagen?

— Das iſt Ihre Sache — antwortete ich, mich aufrichtend.

— Ich werde genöthigt ſein, Sie herauszufordern, — bemerkte er nachläſſig von Neuem — ſobald Sie Ihre Auslaſſungen nicht zurücknehmen.

— Ich habe nicht die Abſicht, irgend Etwas zu widerrufen — erwiederte ich ſtolz.

— Wirklich? — fragte er mit einem ironiſchen Lächeln. — In dieſem Falle — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu — werde ich die Ehre haben, Ihnen morgen meinen Sekundanten zu ſchicken.

— Sehr gut — ſagte ich mit einer möglichſt gleichgiltigen Stimme.

— Der Fürſt machte eine leichte Verbeugung.

— Ich kann Ihnen nicht verbieten, mich für einen hohlen Menſchen zu halten — fügte er noch hinzu, indem er die Augen herausfordernd zuſammenkniff; — aber ein Fürſt N . . . kann keinesfalls ein Emporkömmling ſein. — Auf Wiederſehen, Herr . . . Herr Stukaturin.

Er wendete mir haſtig den Rücken und ging wieder auf den Wirth zu, der bereits etwas unruhig ward.

— Herr Stukaturin! . . . Ich heiße Tſchulkaturin . . . Ich fand keine Antwort auf dieſe neue Beleidigung und konnte ihm nur einen wüthenden Blick nachſchicken. — „Bis morgen!“ flüſterte ich zähneknirſchend und ſuchte ſofort einen bekannten Officier auf, einen Ulanen-Rittmeiſter Koloberditjeff — einen Erzbummler, ſonſt aber braven Kerl. Ich erzählte ihm in einigen Worten meinen Streit mit dem Fürſten und forderte ihn auf, mein Sekundant zu ſein. Er willigte begreiflicherweiſe bald ein, und ich begab mich nach Hauſe.

Ich konnte die ganze Nacht nicht einſchlafen — vor Aufregung, nicht etwa aus Feigheit. Ich bin kein Feig-

ling. Ich dachte ſogar wenig an die bevorſtehende Möglichkeit, das Leben, dieſes, wie die Deutſchen verſichern, höchſte Gut auf Erden, zu verlieren. Ich dachte nur an Liſa, an meine zugrundegegangenen Hoffnungen, und endlich dachte ich auch daran, was ich zu thun hätte. „Muß ich mir Mühe geben, den Fürſten zu tödten?“ fragte ich mich ſelbſt — „Selbſtverſtändlich!“ — Ich wollte ihn nicht aus Rache tödten, ſondern, wie ich mir ſagte, weil ich das Wohl Liſas im Auge hatte. „Aber ſie wird dieſen Schlag nicht überleben!“ fuhr ich fort. — „Nein, er mag lieber mich tödten!“ . . . Ich geſtehe, es war mir nebenbei nicht unangenehm, daß ich, ein unbedeutender Provinziale, eine ſo hochgeſtellte Perſönlichkeit veranlaßte, ſich mit mir zu ſchlagen.

Der Morgen traf mich in dieſen Betrachtungen, und ehe ich mich deſſen verſah, erſchien Koloberdiajeff.

— Nun, — fragte er mich, lärmend in mein Schlafzimmer eintretend, — wo iſt denn der Sekundant des Fürſten?

— Wo denken Sie hin? — antwortete ich ärgerlich — es iſt kaum ſieben Uhr; der Fürſt wird wahrſcheinlich noch im Bette liegen.

— In dieſem Falle — entgegnete der unverbeſſerliche Rittmeiſter — laſſen Sie mir Thee kommen. Ich habe noch Kopfſchmerzen von der letzten Nacht . . . Auch habe ich mich nicht ausgekleidet. Uebrigens, — fügte er gähnend hinzu, — ich kleide mich überhaupt ſelten aus.

Man brachte ihm Thee. Er trank nacheinander ſechs

Glas mit Rum, rauchte dabei vier Pfeifen aus, erzählte mir, daß er Tags zuvor zu einem Spottpreise ein Pferd gekauft habe, für welches sich kein Kutscher finden lasse — daß er beabsichtige, es selbst durch Aneinanderbinden der Vorderbeine einzufahren — endlich schlief er, ohne sich auszukleiden, mit der Pfeife im Munde auf dem Sopha ein. Ich stand auf und ordnete meine Papiere. Ein Einladungsbillet von Lisa — das einzige Billet, welches ich von ihr erhalten hatte — barg ich anfangs an meiner Brust; doch besann ich mich und warf es wieder in das Fach. Koloberdiajeff schnarchte leise, wobei sein Kopf vom ledernen Kissen herabhing. Ich betrachtete, wie ich mich besinne, lange sein zerzaustes, kühnes, sorgloses und gutmüthiges Gesicht. — Um zehn Uhr zeigte mir der Diener die Ankunft Bismenkoff's an. Der Fürst hatte ihn zum Sekundanten gewählt!

Wir weckten beide den tief eingeschlafenen Rittmeister. Er erhob sich zur Hälfte, sah uns mit verdutzten Augen an, bat mit heiserer Stimme um „Wodka", kam dann zu sich und begab sich, nachdem er und Bismenkoff sich begrüßt, mit diesem in das Nebenzimmer, um über den Zweikampf zu berathen. Die Conferenz der Herren Sekundanten dauerte nicht lange; eine Viertelstunde später kehrten sie zu mir in das Schlafzimmer zurück. Koloberdiajeff zeigte mir an, daß „wir uns noch heute, um drei Uhr, schießen würden." Ich nickte schweigend, als Zeichen der Zustimmung. Bismenkoff verabschiedete sich sofort und fuhr davon. Er sah etwas blaß und aufgeregt aus, gleich

einem Menſchen, der an ſolche Streiche nicht gewöhnt iſt — im Uebrigen war er höflich und kalt. Es war mir, als ob ich mich ihm gegenüber ſchuldig fühlte, und ich konnte ihm nicht in's Geſicht ſehen. Koloberdiajeff fing wiederum an, von ſeinem Pferde zu erzählen. Dieſe Erzählung war mir nicht beſonders angenehm; ich fürchtete, daß er auch auf Liſa zu reden kommen werde. Aber mein guter Rittmeiſter war kein Mann von Klatſchereien, und außerdem verachtete er alle Frauen, die er, Gott weiß warum, mit der Benennung „Salat" gekrönt hatte. Um zwei Uhr frühſtückten wir und um drei Uhr befanden wir uns ſchon an Ort und Stelle — in demſelben Birkenhaine, in dem ich einſt mit Liſa ſpazierte, zwei Schritte von jenem Abhange . . .

Wir waren die erſten am Platze. Aber der Fürſt und Bismenkoff ließen nicht lange auf ſich warten. Der Fürſt war — ohne zu übertreiben — friſch wie eine Roſe; ſeine braunen Augen blitzten freundlich hinter dem Schirme ſeiner Mütze hervor. Er rauchte eine Cigarre, und als er Koloberdiajeff bemerkte, drückte er ihm ſehr freundlich die Hand. Sogar mir machte er eine anmuthige Verbeugung. Ich hingegen fühlte, daß ich blaß ausſah; meine Hände zitterten ein wenig, zu meinem großen Aerger . . . die Kehle wurde mir immer trockener . . . Bisher hatte ich noch kein Duell ausgefochten. „O lieber Gott", dachte ich, „wenn mir nur dieſer ſpottluſtige Herr meine Aufregung nicht als Feigheit deuten wollte!" Innerlich verwünſchte ich meine Nerven. Als ich aber endlich zum Fürſten auf-

blickte und von ſeinen Lippen ein faſt unmerkliches Lächeln auffing, wurde ich von Neuem erboſt und beruhigte mich ſofort. Unterdeſſen hatten unſere Sekundanten eine Barrière aufgeſtellt, die Schritte abgemeſſen und die Piſtolen geladen. Koloberdiajeff war dabei am thätigſten. Bismenkoff beobachtete mehr. Es war ein herrlicher Tag — gleich jenem Tage, an welchem der unvergeßliche Spaziergang ſtattgefunden hatte. Die dichte Bläue des Himmels durchdrang wie damals das vergoldete Laub der Bäume. Das Säuſeln der Blätter ſchien mich zu necken. Der Fürſt hörte nicht auf, ſeine Cigarre zu rauchen und ſtand mit der Schulter an den Stamm einer jungen Linde gelehnt.

— Wollen Sie ſich ſtellen, meine Herren: fertig! — ſagte endlich Koloberdiajeff, und reichte uns die Piſtolen.

Der Fürſt ging einige Schritte zurück, blieb ſtehen, und, den Kopf rückwärts drehend, fragte er mich über die Schulter: „Und Sie wollen Ihre Worte immer noch nicht zurücknehmen?“ Ich wollte ihm antworten, aber die Stimme verſagte mir den Dienſt, und ich begnügte mich mit einer wegwerfenden Handbewegung. Der Fürſt lächelte wiederum und ſtellte ſich an ſeinen Platz. Wir fingen an uns näher zu treten. Ich hob die Piſtole, zielte auf die Bruſt meines Feindes — in dieſem Augenblicke war es wirklich mein Feind — rückte aber plötzlich die Mündung der Piſtole nach aufwärts, als ob mich Jemand an den Ellbogen geſtoßen hätte, und drückte ab. Der Fürſt ſchwankte, fuhr mit der linken Hand über die linke Schläfe — ein kleiner Blutſtrom ſchoß über ſeine Wange hinter

dem weißen, ſemiſchledernen Handſchuh hervor. Bismenkoff warf ſich ihm entgegen.

— Thut Nichts — ſagte er, die durchſchoſſene Mütze abnehmend, — da es nicht in den Kopf gegangen, wird es bloß eine Schramme geben.

Er zog gelaſſen ein Battiſttuch aus der Taſche und legte es auf die von Blut durchnäßten Locken. Ich ſah ihn beſtürzt an und rührte mich nicht von der Stelle.

— Bitte zur Barrière zu treten — bemerkte mir Koloberdiajeff ſtreng.

Ich gehorchte.

— Wird das Duell fortgeſetzt? — fügte er fragend hinzu, ſich an Bismenkoff wendend.

Bismenkoff gab ihm keine Antwort; der Fürſt, das Tuch nicht von der Wunde nehmend und ſich nicht einmal das Vergnügen gönnend, mich an der Barrière noch ein wenig abzuquälen, erwiederte lächelnd: „Das Duell iſt beendet!“ und that einen Schuß in die Luft. Ich konnte mich vor Aerger und Wuth kaum des Weinens enthalten. Dieſer Mann hatte mich durch ſeine Großmuth vollkommen vernichtet, hatte mich umgebracht. Ich wollte widerſtreben, wollte verlangen, daß er auf mich losſchieße; aber er kam auf mich zu und reichte mir die Hand.

— Jetzt iſt zwiſchen uns Alles vergeſſen, nicht wahr? — ſagte er in freundlichem Tone.

Ich blickte auf ſein erblaßtes Geſicht, auf das mit Blut getränkte Tuch — und vernichtet, beſchämt und gedemüthigt drückte ich ihm convulſiviſch die Hand.

— Meine Herren, — fügte er hinzu, ſich an die Sekundanten wendend, — ich hoffe, daß Alles unter uns bleiben wird?

— Verſteht ſich! — antwortete Koloberdiajeff. — Aber, Fürſt, Sie erlauben . . .

Und er verband ihm eigenhändig den Kopf.

Beim Weggehen machte mir der Fürſt von Neuem eine Verbeugung. Bismenkoff hingegen würdigte mich keines Blickes. Vernichtet — moraliſch vernichtet, kehrte ich in Begleitung von Koloberdiajeff nach Hauſe zurück.

— Aber was iſt mit Ihnen? — fragte mich der Rittmeiſter. — Beruhigen Sie ſich: die Wunde iſt nicht gefährlich. Er wird, wenn er Luſt haben ſollte, morgen ſchon wieder tanzen können. Oder bedauern Sie etwa, ihn nicht getödtet zu haben? Dann wäre es wirklich ſchade: er iſt doch ein prächtiger Kerl!

— Warum hat er mich verſchont? — ſtammelte ich endlich hervor.

— Da verſtehe ich Sie erſt recht nicht! — erwiederte der Rittmeiſter. — Na, dieſe Romanſchreiber! . . .

Es iſt unbegreiflich, wie er dazu kam, mich für einen Romanſchreiber zu halten.

Ich unterlaſſe es ein für alle Mal, die Qualen zu ſchildern, welche ich den Abend nach dieſem unglückſeligen Duell ausgeſtanden habe. Mein Ehrgefühl litt unbeſchreiblich. Nicht das Gewiſſen plagte mich — das Bewußtſein der traurigen Rolle, die ich ſpielte: dieſes vernichtete mich ganz und gar. „Ich, ich ſelbſt habe mir den letzten, ent-

ſcheidenden Schlag verſetzt!“ wiederholte ich unaufhörlich und ſtürmte dabei das Zimmer auf und ab. — „Der Fürſt, durch mich verwundet und mir verzeihend . . . ja. Liſa iſt jetzt ſein. Jetzt kann ſie Nichts mehr bewegen, an der Schwelle des Abgrundes anzuhalten, Nichts mehr retten.“ Ich wußte recht gut, daß unſer Duell trotz der Worte des Fürſten kein Geheimniß bleiben konnte; jedenfalls konnte es Liſa nicht verheimlicht werden. „Der Fürſt iſt nicht ſo dumm“, wiederholte ich wüthend, „um keinen Gebrauch davon zu machen . . .“ Und nichtsdeſtoweniger habe ich mich getäuſcht: vom Duell und ſeiner nahen Urſache erfuhr, wie ſich von ſelbſt verſteht, die ganze Stadt ſchon am nächſten Tage; aber nicht der Fürſt war es, der es ausgeplaudert hatte — im Gegentheil: als er mit verbundenem Kopfe und einem im Voraus erdichteten Vorwande vor Liſa trat, wußte ſie ſchon Alles. Bismenkoff hat mich nicht verrathen — auf welchem Wege ſie es erfahren, vermag ich nicht zu ſagen. Doch iſt es denn in einer kleinen Stadt möglich Etwas zu verhehlen? Sie können ſich vorſtellen, wie Liſa ihn empfing, wie ihn die ganze Oſchogin'ſche Familie aufnahm! Was mich anbelangt, ſo wurde ich plötzlich Gegenſtand eines allgemeinen Unwillens, der Verabſcheuung — ein Ungeheuer, ein verrückter Eiferſüchtiger, ein Menſchenfreſſer. Meine wenigen Bekannten wendeten ſich von mir ab, wie von einem Verpeſteten. Die Behörden der Stadt gingen ſofort den Fürſten an, mich exemplariſch beſtrafen zu laſſen; und nur der energiſchen und eindringlichen Fürſprache des Fürſten

ſelbſt war es zu verdanken, daß dieſes Mißgeſchick von mir fern gehalten wurde. Dieſem Menſchen war es beſchieden, mich auf jede mögliche Weiſe zu vernichten. Mit ſeiner Großmuth hatte er mich zugedeckt, wie mit dem Deckel eines Sarges. Es wäre überflüſſig, hinzuzufügen, daß ſich das Oſchogin'ſche Haus bald für mich verſchloß. Kirillo Matweijewitſch ſchickte mir ſogar einen ganz gewöhnlichen Bleiſtift zurück, den ich bei ihm vergeſſen hatte. Eigentlich hätte er am wenigſten Urſache gehabt, mir zu zürnen. Meine, wie man ſich in der Stadt ausdrückte, „wahnſinnige" Eiferſucht hatte das Verhältniß zwiſchen Liſa und dem Fürſten geklärt, ſo zu ſagen, erleuchtet. Von nun an wurde er von den alten Oſchogin's und den anderen Stadtbewohnern faſt als Bräutigam betrachtet. Eigentlich konnte ihm dies nicht beſonders angenehm ſein; aber Liſa gefiel ihm ſehr; dabei hatte er ſeine Ziele bis hierher noch nicht erreicht . . . Mit der Geſchmeidigkeit eines klugen Weltmannes fand er ſich bald in ſeine neue Lage — er ging ſofort, wie man zu ſagen pflegt, in den Geiſt ſeiner neuen Rolle ein . . .

Aber ich! . . . Ich gab mich ſelbſt und meine ganze Zukunft auf. Wenn die Leiden ſo weit gehen, daß ſie unſer ganzes Innere wie einen überladenen Wagen zu knarren und zu ächzen zwingen, ſo ſollten ſie doch aufhören, lächerlich zu erſcheinen — aber nein! Das Gelächter verfolgt nicht nur die Thränen bis zuletzt, bis zur Erſchöpfung, zur Unmöglichkeit, ſie noch weiter zu vergießen — nein! es erſchallt auch dort noch, wo die Zunge verſtummt und

die Klage machtlos verhallt . . . Und daher — erſtens, weil ich auch vor mir ſelbſt nicht lächerlich erſcheinen möchte — und zweitens, weil ich außerordentlich müde bin, verſchiebe ich Fortſetzung, und ſo Gott will, auch Schluß meiner Erzählung bis zum morgenden Tage . . .

29. März. — Ein leichter Froſt; geſtern war Thauwetter.

Geſtern war ich nicht im Stande, mein Tagebuch fortzuführen: gleich Popriſtſchin*) lag ich größtentheils auf dem Bette und unterhielt mich mit Terentjewna. Das iſt aber einmal eine Frau! Vor ſechzig Jahren verlor ſie ihren erſten Bräutigam an der Peſt, ſie hat alle ihre Kinder überlebt, iſt unverzeihlich alt, trinkt Thee, ſoviel in ſie nur hinein will, iſt vollgeſtopft und warm gekleidet. Und was denken Sie — wovon redete ſie mir den ganzen geſtrigen Tag? Einer andern, ganz und gar entblößten Frau ließ ich zu einer Weſte (ſie trägt nämlich Bruſtflecke in Form einer Weſte) den Kragen einer abgenutzten, halb von Motten zerfreſſenen Livrée geben . . . nun, das wurmt ſie, weil ich es nämlich nicht ihr gegeben habe! „Ich bin ja Ihre Nianga (Wärterin) . . . Ja, Väterchen, es war nicht recht von Ihnen . . . Wie habe ich Sie immer gepflegt! . . .“ u. ſ. w. Die mitleidsloſe Frau hat mich

*) Popriſtſchin iſt der Name des Helden in den „Memoiren eines Verrückten“ von Gogol.

mit ihren Vorwürfen ganz ohnmächtig gemacht ... Aber kehren wir zur Erzählung zurück.

Ich litt alſo wie ein Hund, über deſſen Hinterleib ein Wagen gefahren iſt. Damals erſt, erſt nach der Verſtoßung aus dem Oſchogin'ſchen Hauſe wurde es mir vollkommen klar — wie viel Vergnügen ein Menſch aus der Betrachtung ſeines eigenen Unglücks ſchöpfen kann. — Menſchen! Wahrlich ein bedauernswerthes Geſchlecht! ...

Jedoch, weg mit allen philoſophiſchen Randgloſſen! ... Ich verbrachte die Tage in vollkommener Einſamkeit; nur auf Umwegen, ſogar auf widrige Art war es mir möglich, zu erfahren, was in der Oſchogin'ſchen Familie vorging, was der Fürſt vor ſich brachte: mein Diener hatte nämlich die Bekanntſchaft irgend einer weitläufig verwandten Tante der Frau des fürſtlichen Kutſchers gemacht. Dieſe Bekanntſchaft gewährte meinem Herzen eine gewiſſe Erleichterung, und mein Diener konnte bald in Folge meiner Geſchenke und Anſpielungen errathen, worüber er ſich mit ſeinem Herrn zu unterhalten hatte, während er ihm des Abends die Stiefel auszog. Manchmal hatte ich Gelegenheit, auf der Straße dem Einen oder dem Andern aus der Oſchogin'ſchen Familie, Bismenkoff oder dem Fürſten zu begegnen. Mit den Letzteren wechſelte ich Grüße, knüpfte aber nie ein Geſpräch mit ihnen an. Liſa ſah ich im Ganzen drei Mal: einmal mit ihrer Mutter im Modemagazin, das andere Mal in einem offenen Wagen mit ihrem Vater, und noch einmal — in der Kirche. Selbſtverſtändlich wagte ich nicht auf ſie zuzugehen und ſah ſie

nur von ferne. Im Magazin ſah ſie ſehr beſorgt aus, war aber heiter . . . Sie beſtellte Etwas und hielt ſich geſchäftig verſchiedene Bänder an. Die Mutter ſah ihr zu, die Hände über dem Magen gekreuzt und die Naſe in die Höhe gehoben, und übergoß ſie mit einem dummen und gewährenden Lächeln, welches nur liebenden Müttern zu verzeihen iſt. Im Wagen mit dem Fürſten war Liſa . . . Nie werde ich dieſe Begegnung vergeſſen! Die alten Oſchogin's ſaßen auf dem Rückſitz, Liſa und der Fürſt im Fond des Wagens. Sie ſah blaſſer aus als gewöhnlich, ihre Wangen waren kaum ſichtbar mit Roth überhaucht. Sie ſaß halb zum Fürſten gewendet; auf ihre geſtreckte rechte Hand gelehnt (in der linken hielt ſie einen Schirm) und, ſchmachtend den Kopf ſenkend, blickte ſie ihm mit ihren ausdrucksvollen Augen in's Geſicht. In dieſem Augenblicke gab ſie ſich ihm ganz, vertraute ſie ſich ihm unwiderruflich. Ich hatte keine Zeit, ſein Antlitz zu beobachten — der Wagen fuhr raſch an mir vorüber — aber es ſchien mir, daß auch er tief bewegt war.

Das dritte Mal ſah ich ſie in der Kirche. Es waren kaum zehn Tage verſtrichen, ſeitdem ich ihr im Wagen mit dem Fürſten begegnet war, und nicht mehr als drei Wochen ſeit meinem Duell. Das Geſchäft, in welchem der Fürſt nach O . . . gekommen war, war ſchon beendet; aber er zögerte immer noch mit ſeiner Abreiſe. Er meldete ſich nach Petersburg krank. In der Stadt erwartete man von Tag zu Tag ſeinerſeits einen formellen Antrag bei Kirillo Matweijewitſch. Ich ſelbſt wartete nur noch dieſen Schlag

ab, um mich für immer zu entfernen. Die Stadt O . . . war mir zuwider. Ich konnte nicht zu Hauſe ſitzen und trieb mich früh und ſpät in der Umgebung umher. An einem grauen, regneriſchen Tage trat ich auf dem Heimwege von meinem durch den Regen unterbrochenen Spaziergange in eine Kirche ein. Der Abend-Gottesdienſt hatte eben begonnen; die Zahl der Andächtigen war gering. Ich ſchaute um mich und erblickte plötzlich neben einem der Fenſter ein bekanntes Profil. Ich hatte ſie anfangs nicht erkannt: dieſes bleiche Geſicht, dieſer erloſchene Blick, dieſe eingefallenen Wangen — iſt es denn wirklich dieſelbe Liſa, die ich vor zwei Wochen geſehen habe? In einen Mantel gehüllt, keinen Hut auf dem Kopfe, ſeitwärts von einem kalten, durch das breite, weiße Fenſter einfallendem Strahle beleuchtet, blickte ſie unbeweglich auf die mit Heiligenbildern geſchmückte Wand des Sanctum sanctorium und ſchien ſich zum Beten zu zwingen, ſchien ſich anzuſtrengen, aus einer muthloſen Erſtarrung herauszukommen. Ein rothbackiger, wohlbeleibter Diener mit gelben Schnüren auf der Bruſt ſtand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, hinter ihr und blickte mit ſchläfriger Gleichgiltigkeit auf ſein Fräulein. Ich erzitterte, wollte auf ſie zugehen, blieb aber wie angewurzelt ſtehen. Eine peinliche Ahnung beklemmte meine Bruſt. Liſa bewegte ſich nicht. Die Leute entfernten ſich, der Kirchendiener begann die Kirche auszufegen — ſie rührte ſich noch immer nicht von der Stelle. Der Diener ging auf ſie zu, berührte ihr Kleid und ſagte ihr Etwas; ſie ſah ſich um, fuhr mit der Hand über das

Geſicht und ging. Ich begleitete ſie von der Ferne bis zu ihrem Hauſe und kehrte dann heim.

„Sie iſt verloren!“ rief ich, in mein Zimmer tretend, aus.

Ich verſichere, daß ich mir jetzt noch keine Rechenſchaft von den Gefühlen geben kann, die ich damals empfunden habe. So viel ich mich erinnere, warf ich mich auf das Sopha, kreuzte die Arme und heftete meine Augen auf die Diele; aber, ich wußte wahrlich nicht, wie das kam: inmitten meines Kummers empfand ich eine Art Befriedigung . . . Ich hätte das nie geſtanden, wenn ich nicht für mich ſelber ſchriebe . . . Es peinigten mich qualvolle, ſchreckliche Vorahnungen . . . und wer weiß — ich wäre vielleicht ſchließlich ſehr verblüfft geweſen, wenn ſie ſich nicht bewahrheitet hätten. „So iſt das menſchliche Herz!“ würde mit erhobener Stimme irgend ein ruſſiſcher Lehrer in den mittleren Jahren ausgerufen und dabei ſeinen dicken Zeigefinger, der mit einem Ringe geſchmückt iſt, aufrichten. Aber was geht uns die Meinung eines ruſſiſchen Lehrers mit ausdrucksvoller Stimme und einem Ringe auf dem Finger an?

Wie dem ſchon ſei — meine Vorahnungen erwieſen ſich als begründet. Es verbreitete ſich plötzlich in der Stadt das Gerücht, der Fürſt ſei, in Folge eines Befehles aus Petersburg, abgereiſt — er ſei abgereiſt, ohne ſich Kirillo Matweijewitſch oder ſeiner Frau gegenüber erklärt zu haben — und man ſagte, daß nun Liſa Nichts mehr übrig bleibe, als bis an ihr Ende ſeinen Treubruch zu

beklagen. Die Abreiſe des Fürſten kam ganz unerwartet, da noch am Tage zuvor ſein Kutſcher — wie mich mein Diener verſicherte — von den Abſichten ſeines Herrn noch keine Ahnung hatte. Dieſe Neuigkeit warf mich in Fieberhitze: ich kleidete mich ſofort an und war ſchon auf dem Wege zu Oſchogin's; aber ich überlegte es mir und beſchloß, anſtändigerweiſe bis morgen zu warten. Uebrigens verlor ich Nichts, indem ich zu Hauſe blieb. Noch am ſelben Abend kam bei mir ein gewiſſer Pandopipopulo vorbei, ein durchreiſender Grieche, der durch Zufall in O . . . aufgehalten wurde — ein Klatſchweib erſten Ranges, der mehr als alle Andern wegen meines Duelles mit dem Fürſten in Grimm gegen mich entbrannt war. Er ließ meinem Diener nicht einmal Zeit, ihn bei mir anzumelden — drang buchſtäblich in mein Zimmer, drückte mir krampfhaft die Hand, entſchuldigte ſich tauſendmal hintereinander, nannte mich — ein Beiſpiel von Großmuth und Kühnheit, malte den Fürſten in den allerſchwärzeſten Farben, verſchonte nicht die alten Oſchogin's, ließ en passant ein ſcharfes Wort auf Rechnung von Liſa fallen — und lief fort, nachdem er mir einen Kuß auf die Schulter gedrückt. Unter Anderem aber erfuhr ich von ihm, daß der Fürſt, en grand seigneur, vor ſeiner Abreiſe auf eine delikate Andeutung von Seiten Kirillo Matweijewitſch's kalt geantwortet, er wolle Niemanden täuſchen, und er habe nicht die Abſicht, zu heirathen, wonach er ſich erhoben und verabſchiedet habe und verſchwunden ſei . . .

Am folgenden Tage begab ich mich zu Oſchogin's.

Der Diener ſprang bei meinem Erſcheinen blitzſchnell von ſeiner Bank auf. Ich ließ mich anmelden — der Diener beeilte ſich und kam bald wieder zurück: „Bitte, einzutreten — Sie werden gütigſt erſucht. Ich trat in das Kabinet Kirillo Matweijewitſch's ein . . . Bis morgen.

30. März. — Froſt.

Wie geſagt, ich trat in das Cabinet Kirillo Matweijewitſchs ein. Ich hätte viel darum gegeben, hätte mir jetzt einer mein eigenes Geſicht zeigen können, in dem Augenblicke, als dieſer würdige Beamte, in aller Eile ſeinen bucharischen Schlafrock zuſammenſchlagend, mit ausgeſtreckten Händen auf mich zukam. Von meinem ganzen Weſen ſtrahlte gewiß ein beſcheidener Triumph, nachſichtige Theilnahme und grenzenloſe Großmuth . . . Ich hatte das Gefühl eines Scipio Africanus. Oſchogin war augenſcheinlich verwirrt und niedergeſchlagen; er vermied meinen Blick und konnte auf ſeinem Platze nicht ruhig ſitzen. Ich bemerkte auch, daß er unnatürlich laut ſprach und ſich in Allem ſehr unbeſtimmt ausdrückte — er bat mich unbeſtimmt, aber mit Feuer um Entſchuldigung, gedachte unbeſtimmt des abgereiſten Gaſtes und fügte einige allgemeine und unbeſtimmte Bemerkungen über die trügeriſche Unbeſtändigkeit der irdiſchen Güter hinzu. Plötzlich in ſeinem Auge eine Thräne bemerkend, beeilte er ſich, eine Priſe Tabak zu nehmen, um mich über die Urſache irre zu führen, die ſeine Thräne hervorgelockt . . . Er ſchnupfte ruſſiſchen, grünen Tabak, und es iſt ja bekannt, daß dieſe Pflanze

sogar bei alten Leuten Thränen hervorruft, durch welche das menschliche Auge mehrere Augenblicke hintereinander stumpf und besinnungslos hindurchschaut. Ich benahm mich selbstverständlich sehr schonungsvoll gegen den Alten, erkundigte mich nach dem Wohlergehen seiner Frau und Tochter und ging bald auf feine Weise auf das interessante Thema von dem Fruchtwechselsystem in der Landwirthschaft über. Ich war wie gewöhnlich gekleidet, doch das mich erfüllende Gefühl von zarter Höflichkeit und sanfter Nachsicht rief in mir eine Empfindung von Feierlichkeit und Frische wach — grade so, als ob ich mit weißer Weste und Cravatte angethan gewesen wäre. Eines nur beunruhigte mich: der Gedanke an das Zusammentreffen mit Lisa . . . Oschogin bat mich endlich selbst, mich zu seiner Frau führen zu dürfen. Diese gutmüthige aber beschränkte Frau fühlte sich im ersten Augenblicke, da sie meiner ansichtig wurde, sehr confus; ihr Gehirn war aber nicht fähig, längere Zeit ein und denselben Eindruck zu behalten, und daher beruhigte sie sich auch bald. Endlich sah ich auch Lisa . . . Sie betrat das Zimmer.

Ich erwartete, in ihr eine beschämte, reuige Sünderin zu erblicken, und suchte schon im Voraus meinem Gesichte den allerfreundlichsten, ermunterndsten Ausdruck zu verleihen . . . Wozu das Lügen? Ich liebte sie wirklich und schmachtete nach dem Glücke, ihr zu verzeihen und ihr die Hand zu reichen. Zu meiner unbeschreiblichen Verwunderung aber beantwortete sie meinen ausdrucksvollen Gruß mit einem kalten Lachen, bemerkte nachlässig: „Ah, Sie

ſind es?“ — und wendete ſich bald wieder von mir ab. Wahr iſt es, ihr Lachen ſchien mir ein gezwungenes zu ſein und paßte ſehr wenig zu ihrem abgezehrten Geſichte . . . aber immerhin war ich auf einen ſolchen Empfang nicht vorbereitet . . . Mit Erſtaunen ſah ich zu ihr auf, welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Zwiſchen dem früheren Kinde und dem jetzigen Weibe war keine Aehnlichkeit mehr zu entdecken. Es ſchien, als ob ſie gewachſen wäre, als ob ſie ſich aufgerichtet hätte; alle Züge ihres Geſichtes, beſonders die Lippen, ſchienen einen beſtimmten Ausdruck gewonnen zu haben . . . ihr Blick war tiefer, feſter und finſterer. Ich blieb bis Mittag bei Oſchogins. Sie ſtand einige Male auf, verließ das Zimmer und kam wieder zurück, beantwortete in Ruhe die an ſie gerichteten Fragen und ſchenkte mir mit Abſicht nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit. Sie wollte — ich bemerkte es — mir zu fühlen geben, daß ich ſogar ihres Zornes nicht würdig ſei, obwohl ich auf dem Punkte geweſen war, ihren Liebhaber zu tödten. Ich verlor endlich die Geduld. Eine giftige Anſpielung riß ſich ſchon von meinen Lippen los . . . ſie erbebte, ſah mich raſch an, erhob ſich und ſagte, indem ſie an das Fenſter trat mit vibrirender Stimme: „Sie können Alles ſagen, was Ihnen beliebt, aber merken Sie ſich ein für allemal, daß ich dieſen Menſchen liebe und ewig lieben werde, und daß ich ihn mir gegenüber nicht für ſchuldig halte — im Gegentheil“ . . . ihre Stimme zitterte, ſie blieb ſtehen . . . ſie wollte ſich überwinden, vermochte es aber nicht, brach in

Thränen aus und eilte aus dem Zimmer . . . Die alten Oſchogins ſtutzten . . . ich drückte ihnen Beiden die Hand, athmete tief auf, erhob die Augen zum Himmel und entfernte mich.

Ich fühle mich zu ſchwach, an Zeit bleibt mir nur noch ſehr wenig — ich bin nicht mehr imſtande, mit der bisherigen Ausführlichkeit jene Reihe von qualvollen Combinationen, feſten Entſchlüſſen, und ſonſtigen Ergebniſſen des innern Kampfes zu beſchreiben, welche nach der Erneuerung meiner Bekanntſchaft mit Oſchogins in mir auftauchten. Ich zweifelte nicht, das Liſa den Fürſten immer noch liebte und noch lange lieben werde . . . aber als ein Menſch, den die Umſtände zahm gemacht und der ſich auch ſelbſt bezähmt hatte, träumte ich nicht mehr von ihrer Liebe: ich wünſchte mir nur noch ihre Freundſchaft, wünſchte ihr Vertrauen, ihre Achtung zu gewinnen, was, wie erfahrene Leute verſichern, als die beſte Stütze des ehelichen Glückes betrachtet werden kann . . . Leider hatte ich einen wichtigen Umſtand außer Acht gelaſſen — nämlich, daß mich Liſa ſeit dem Duell haßte. Ich erfuhr es zu ſpät . . . Ich fing an, wie zuvor das Oſchoginſche Haus zu beſuchen; Kirillo Matweijewitſch ſchmeichelte mir und behandelte mich rückſichtsvoll, rückſichtsvoller als zuvor. Ich habe ſogar Urſache zu glauben, daß er mir damals, trotzdem ich ein unanſehnlicher Bräutigam geweſen wäre, mit Vergnügen ſeine Tochter zur Frau gegeben hätte: die öffentliche Meinung verfolgte ihn ſammt Liſa, — und mich, im Gegentheil, erhob ſie in den Himmel. Das Be-

nehmen Liſa's gegen mich änderte ſich nicht: ſie ſchwieg meiſtens, gehorchte, wenn man ſie zu Tiſch bat, und bekundete äußerlich überhaupt nicht ihr Leiden; bei dem Allen aber ſchmolz ſie wie ein Licht. Kirillo Matweiſewitſch muß ich in dieſer Hinſicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen: er ſchonte ſie in jeder Beziehung. Nur die alte Oſchogin pflegte, wenn ſie ihr armes Kindchen anſah, die Federn zu ſträuben. Vor einem einzigen Menſchen ſcheute ſich Liſa nicht, obwohl ſie auch mit ihm wenig ſprach: das war Bismenkoff. Die alten Oſchogins benahmen ſich auch gegen ihn, ſogar grob — ſie konnten ihm ſein Sekundantenthum nicht verzeihen. Aber er fuhr fort, ſie zu beſuchen, als ob er ihre Abgunſt gar nicht bemerkte. Gegen mich war er ſehr kalt, und ich — ein ſeltſames Ding — mir war es, als ob ich mich vor ihm fürchtete. So ging es ungefähr zwei Wochen. Endlich, nach einer ſchlafloſen Nacht, faßte ich den Entſchluß, mich Liſa zu erklären, mein Herz vor ihr auszuſchütten, ihr zu ſagen — daß ich, trotz der Vergangenheit, trotz allen Geredes und aller Klatſchereien, mich glücklich ſchätzen würde, wenn ſie mich mit ihrer Hand beehren, wenn ſie mir ihr Vertrauen wiederſchenken wollte. Ich habe mir, ohne zu ſpaßen, wirklich eingebildet, daß ich, wie ſich die Romanſchreiber ausdrücken, damit ein unbeſchreibliches Beiſpiel von Großmuth an den Tag legen werde, und daß ſie, ſchon einzig und allein aus Ueberraſchung, ihre Zuſtimmung geben müſſe. Jedenfalls drängte es mich nach Klarheit; ich wollte endlich einmal aus aller Ungewißheit herauskommen.

Hinter dem Oschoginschen Hause befand sich ein ziemlich großer Garten, der in einem verlassenen und verwilderten Lindenwäldchen endigte. Inmitten dieses Wäldchens erhob sich eine alte Laube in chinesischem Stile; ein hölzerner Zaun trennte den Garten von einem todtenstillen Gäßchen. Lisa pflegte ganze Tage in diesem Garten allein zu spazieren. Kirillo Matweijewitsch wußte es und verbot sie zu stören und ihr nachzufolgen: es wird sich, meinte er, der Kummer schon bei ihr legen. Fand man sie nicht im Hause, so genügte es, vor Tische, an der Glocke, welche im Corridor angebracht war, zu schellen, und sie pflegte alsbald zu erscheinen — mit dem unausbleiblichen, starrsinnigen Schweigen auf den Lippen und im Blicke — mit einem zerknitterten Blatte in der Hand. Da ich sie eines Tages zu Hause vermißte, so stellte ich mich an, als ob ich weggehen wollte — ich verabschiedete mich bei Kirillo Matweijewitsch, setzte den Hut auf und trat durch das Vorzimmer in den Hof und aus dem Hofe auf die Straße — von dort huschte ich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in das Thor zurück und schlich mich, an der Küche vorbei, in den Garten. Glücklicherweise wurde ich von Niemandem bemerkt. Ohne lange zu überlegen, trat ich mit raschen Schritten in den Hain ein. Vor mir, auf einem schmalen Fußsteg, stand Lisa. Mein Herz fing an zu klopfen. Ich blieb stehen, athmete tief auf und wollte schon auf sie zugehen — als sie plötzlich, ohne sich umzuwenden, die Hand aufhob und lauschte . . . Hinter den Bäumen, aus der Richtung des Gäßchens ließen sich deut-

lich zwei Schläge vernehmen, als ob Jemand an den Zaun klopfte. Liſa klatſchte in die Hände — ein ſchwaches Knarren des Pförtchens ließ ſich vernehmen, und aus dem Dickicht trat — Bismenkoff hervor. Ich verſteckte mich gewandt hinter einen Baum. Liſa kehrte ſich ſchweigend zu ihm um . . . Er nahm ſie ſchweigend an ſeinen Arm; und ſie gingen ſtill den Fußſteig hinan. Ich ſchaute ihnen erſtaunt nach. Sie hielten an, ſahen ſich um, verſchwanden einmal hinter den Büſchen, kamen wieder zum Vorſchein und traten endlich in die Laube ein. Dieſe Laube war ein kreisrunder, ganz kleiner Bau mit einem einzigen Ausgange und einem kleinen Fenſterchen; in der Mitte ſah man einen alten Tiſch auf einem Stamme, der mit dünnem, grünem Moos überwachſen war. Zwei verblichene, kleine Holzbänke ſtanden an den Seiten, etwas abgerückt von den feuchten dunkeln Wänden. Hier pflegte man an beſonders heißen Tagen — und das in früheren Zeiten — den Thee einzunehmen. Die Thür ging gar nicht mehr zu, aus dem Fenſter war der Rahmen ſchon längſt herausgefallen, und da er mit einem Winkel ſtecken geblieben war, ſo hing er traurig herab wie ein gebrochener Flügel eines Vogels. Ich ſchlich mich an die Laube heran und ſah behutſam durch die Spalten des Fenſters hinein. Liſa ſaß auf der einen der Bänke, den Kopf geſenkt; die rechte Hand ruhte auf ihrem Knie, die linke hielt Bismenkoff mit ſeinen beiden Händen umſchloſſen. Er blickte ſie mit Theilnahme an.

— Wie fühlen Sie ſich heute? — fragte er halblaut.

— Unverändert — erwiederte ſie; — weder ſchlimmer, noch beſſer. Um mich iſt es leer, ſchrecklich leer! — ſetzte ſie hinzu, ſchwermüthig den Kopf erhebend.

Bismenkoff antwortete nicht.

— Wie denken Sie — fuhr ſie fort — wird er mir noch einmal ſchreiben?

— Ich glaube nicht, Liſaweta Kirillowna!

Sie ſchwieg.

— Uebrigens, was ſollte er ſchreiben? Er ſagte mir bereits Alles in ſeinem erſten Briefe. Ich konnte nicht ſeine Frau werden, aber ich war glücklich . . . es dauerte nicht lange . . . aber ich war glücklich.

Bismenkoff ſchlug die Augen nieder.

— Ach! — fuhr ſie lebhaft fort — wenn Sie wüßten, wie mir dieſer Tſchulkaturin zuwider iſt . . . Es kommt mir vor, als ob ich an den Händen dieſes Menſchen . . . ſein Blut ſähe. (Ich fühlte mich wie zermalmt in meinem Verſteck.) Uebrigens — ſetzte ſie nachdenkend hinzu — wer weiß, vielleicht, wenn dieſes Duell nicht ſtattgefunden hätte . . . Ach, als ich ihn verwundet ſah, fühlte ich augenblicklich, daß ich ihm ganz gehöre.

— Tſchulkaturin liebt Sie — bemerkte Bismenkoff.

— Was geht es mich an! Bedarf ich etwa Jemandes Liebe? . . . — Sie hielt ein, und fügte langſam hinzu, ganz aufgelöſt: Ja, mein Freund, Ihre Liebe iſt für mich nothwendig; ohne Sie wäre ich verloren. Sie halfen mir ſchreckliche Momente überleben . . .

Sie ſchwieg. Bismenkoff ſtreichelte mit väterlicher Zärtlichkeit ihre Hand.

— Was iſt zu thun! Was iſt zu thun! — wiederholte er einige Male hintereinander.

— Und jetzt noch — ſagte ſie dumpf — ohne Sie, dünkt mich, würde ich ſterben. Nur Sie allein erhalten mich noch . . . Sie haben ja Alles gewußt. Erinnern Sie ſich, wie ſchön war es an jenem Tage . . . Aber entſchuldigen Sie: es wird Ihnen wohl ſchwer ſein . . .

— Sprechen Sie nur, ſprechen Sie nur! Nicht doch! Gott behüte! — unterbrach ſie Bismenkoff.

Sie drückte ihm die Hand.

— Sie ſind ein guter Menſch, Bismenkoff — ſprach ſie weiter — Sie ſind ſo gut wie ein Engel. Was kann ich thun! Ich fühle es, daß ich ihn bis zum Grabe lieben werde. Ich habe ihm verziehen — ich bin ihm Dank ſchuldig. Gott gebe ihm viel Glück! Gebe er ihm eine Frau nach ſeinem Wunſche! — Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. — Daß er nur wenigſtens nicht ganz meiner vergeſſen — daß er wenigſtens von Zeit zu Zeit an ſeine Liſa denken wollte! . . . Wir wollen gehen — ſagte ſie nach einer Pauſe.

Bismenkoff drückte einen Kuß auf ihre Hand.

— Ich weiß — ſagte ſie wiederum mit Feuer — ich weiß: Alle beſchuldigen mich, Alle werfen mich mit Steinen. Immerhin! Ich würde doch nicht mein Unglück gegen ihr Glück eintauſchen . . . Nein, nimmermehr! . . . Er hat mich nicht lange geliebt, aber er liebte mich! Er hat mich

nie getäuſcht; er ſagte mir nicht, daß ich ſeine Frau werden ſolle. Ich habe ſelbſt nicht daran gedacht. Nur der arme Vater, er war der Einzige, der dieſe Hoffnung hegte. Und noch jetzt bin ich nicht ganz unglücklich: es bleibt mir die Erinnerung, mögen die Folgen noch ſo ſchrecklich ſein . . . Es iſt mir hier zu eng . . . hier habe ich ihn zum erſten Male geſehen . . . Kommen Sie in's Freie!

Sie erhoben ſich. Ich hatte kaum noch Zeit auf die Seite zu ſpringen und mich hinter einer dicken Linde zu verſtecken. Sie traten aus der Laube heraus und begaben ſich, wie ich nach dem Geräuſche der Schritte urtheilen konnte, in das Wäldchen. Ich weiß nicht wie lange ich dort bewegungslos geſtanden, in beſtimmungsloſe Unentſchloſſenheit verſunken — als ſich plötzlich wiederum Schritte vernehmen ließen. Bismenkoff und Liſa kehrten auf demſelben Wege zurück. Beide waren ſehr aufgeregt, beſonders Bismenkoff. Er ſchien geweint zu haben. Liſa blieb ſtehen, ſah ihn an und brachte deutlich folgende Worte hervor: „Ich willige ein, Bismenkoff. Ich hätte nicht eingewilligt, wenn es ſich bei Ihnen nur darum gehandelt hätte, mich zu retten, mich aus meiner ſchrecklichen Lage herauszuführen. Aber, Sie lieben mich, Sie wiſſen Alles — und lieben mich doch. Ich werde nie einen zuverläſſigeren, treueren Freund finden. — Ich willige ein, Ihre Frau zu werden."

Bismenkoff küßte ihre Hand. Sie antwortete ihm mit einem traurigen Lächeln und kehrte in das Haus zurück.

Da Bismenkoff ihr ſicherlich daſſelbe geſagt hatte, was ich mir vorgenommen ihr zu ſagen — und da ſie ihm eine Antwort gab, wie ich ſie ſelbſt von ihr zu hören wünſchte, ſo konnte ich mich nunmehr beruhigen. Zwei Wochen ſpäter wurde ſie ſeine Frau. Den alten Oſchogins war der erſte beſte Bräutigam willkommen.

Nun geſtehen Sie — bin ich nicht ein Ueberflüſſiger? Spielte ich nicht in dieſer ganzen Geſchichte die Rolle eines Ueberflüſſigen? Die Rolle des Fürſten . . . hinterläßt keinen Zweifel. Die Rolle Bismenkoffs iſt ebenfalls klar . . . Aber ich? wozu habe ich mich hineingemiſcht? . . . Was für ein dummes, fünftes Rad am Wagen! . . . Ach, wie bitter, wie bitter iſt mir zu Muthe . . . Doch, wie ſagen gleich die Burlaki*)? Noch einmal! und noch einmal! — Noch ein Tag, noch ein zweiter, und mir wird weder bitter noch ſüß ſein.

31. März.

Es geht ſchlecht. Ich ſchreibe dieſe Zeilen im Bette. Seit geſtern Abend hat ſich das Wetter auf einmal geändert. Heute iſt es heiß — faſt ein Sommertag. Alles ſchmilzt, ſtürzt auseinander, tröpfelt. In der Luft verſpürt

*) Burlaki heißen Schiffsarbeiter, namentlich an der Wolga. Sie gebrauchen dieſe Ausrufungen, während ſie, an Stricke geſpannt, vom trockenen Lande aus, ein Fahrzeug ſtromaufwärts ziehen, zur Ermunterung, wie etwa unſere Zimmerleute das: Zug! Zug! beim Aufwinden eines Balkens.

man verdampften Boden: ein ſchwerer, ſtarker, dumpfer Geruch. Von allen Seiten erhebt ſich ein Dunſt. Die Sonne — ſie ſticht, ſie macht müde. Es geht ſchlecht. Ich fühle, daß ich mich auflöſe.

Ich hatte die Abſicht, mein Tagebuch niederzuſchreiben, und was habe ich ſtatt deſſen gemacht? Ich habe einen Fall aus meinem Leben erzählt. Ich habe mich verplaudert, die eingeſchlummerten Erinnerungen erwachten und riſſen mich mit fort. Ich ſchrieb ohne mich zu beeilen, ausführlich, als wenn mir noch Jahre bevorſtänden. Und nun iſt keine Zeit mehr fortzufahren. Der Tod, der Tod naht. Ich höre ſchon ſein grauenhaftes crescendo . . . Es iſt Zeit . . . Es iſt Zeit . . .

Und bleibt es ſich denn nicht gleich! Iſt es nicht Alles Eins, was ich erzählt hätte? Angeſichts des Todes verſchwinden die letzten irdiſchen Eitelkeiten. Ich fühle, daß ich gelaſſener werde: ich werde einfacher, klarer. Zu ſpät bin ich zur Beſinnung gekommen! . . . Seltſames Ding! Ich werde gelaſſener, und doch iſt mir gleichzeitig . . . ſo unheimlich. Ja, es iſt mir unheimlich. Bis zur Hälfte über den ſtillſchweigenden gähnenden Abgrund geneigt, bebe ich zuſammen, ich wende mich ab, ſehe Alles um mich herum mit lüſterner Aufmerkſamkeit an. Jeder Gegenſtand iſt mir doppelt theuer. Ich kann mich nicht ſattſehen an meinem ärmlichen, unfröhlichen Zimmer, ich nehme Abſchied von jedem Fleckchen an meinen Wänden. Sättiget euch zum letzten Male, meine Augen, das Leben entfernt ſich; es läuft gleichmäßig und langſam von mir weg,

gleichwie das Ufer ſich aus den Augen des Schiffers entfernt. Das alte, gelbe Geſicht meiner Nianga, mit einem dunkeln Tuche umbunden — der ſingende Samowar auf dem Tiſche, das Geranium am Fenſter und du, mein armer Hund Trezor — die Feder, mit welcher ich dieſe Zeilen niederſchreibe — meine eigene Hand — ich ſehe euch jetzt . . . da ſeid ihr — da . . . Iſt es denn wahr . . . daß vielleicht ſchon heute . . . daß ich euch nie mehr ſehen werde? Es iſt ſchwer für ein lebendiges Weſen ſich vom Leben zu trennen! — Was ſchmeichelſt du mir, mein armer Hund? Was lehnſt du deine Bruſt an das Bett, zitternd den kurzen Schwanz zwiſchen die Beine klemmend und deine guten betrübten Augen nicht von mir abwendend? Dauere ich dich etwa? oder ahnſt du, daß dein Herr bald nicht mehr ſein wird? — Ach, wenn ich in Gedanken meine Erinnerungen ebenſo durchſtreifen könnte, wie ich mit dem Auge alle Gegenſtände in meinem Zimmer durchſtreife! . . . Ich weiß, dieſe Erinnerungen ſind nicht heiterer Natur und nicht von Bedeutung — aber andere habe ich nicht. Leer, ſchrecklich leer! — wie Liſa ſagte.

O du mein Gott, du mein lieber Gott — da ſterbe ich nun! . . . Ein Herz, welches fähig und bereit war zu lieben, wird bald aufhören zu ſchlagen . . . Wird es denn wahrhaftig für immer verſtummen, ohne auch nur ein einziges Mal glücklich geweſen zu ſein, ohne auch nur ein einziges Mal ſich unter der ſüßen Laſt der Freude ausgeweitet zu haben? Ach! es iſt nicht mehr möglich, es iſt nicht möglich, ich weiß es . . . Wenn jetzt wenigſtens

vor dem Tode — der Tod iſt doch immerhin ein heiliges Ding; er erhebt ja jedes Weſen — wenn irgend eine liebe, trauernde Frauenſtimme, in meinem Beiſein, mein Abſchiedslied nur vorſingen könnte — von meinem eigenen Kummer nur ſprechen könnte: vielleicht hätte ich mich mit ihm ausgeſöhnt. Aber ſo einſam, ſo albern zu ſterben . . .

Ich fange, wie es ſcheint, an zu phantaſiren.

Adieu, Leben! — Lebet wohl, mein Garten und ihr, meine Linden! Wenn der Sommer kommt, o dann vergeſſet nicht, euch von oben bis unten mit Blüthen zu bedecken! . . . Und möge es dem Menſchen angenehm ſein, in eurem duftigen Schatten zu weilen, auf dem friſchen Graſe, unter dem ſäuſelnden Rauſchen eurer Blätter, durch die der Wind fährt. Lebt wohl, lebt wohl! — Leb wohl — Alles und für immer!

Lebe wohl, Liſa! . . . Ich habe dieſe zwei Worte niedergeſchrieben und ſchier aufgelacht. Dieſe Ausrufung kommt mir vor wie aus den Büchern abgeſchrieben. Es möchte den Anſchein gewinnen, als ob ich eine ſentimentale Novelle dichte oder einen verzweifelten Brief beendige . . .

Morgen iſt der 1. April. Sterbe ich wirklich grade morgen? Das wäre ſogar etwas unanſtändig. Uebrigens, zu mir würde es grade paſſen . . .

Dann hat aber heute der Doktor gefaſelt! . . .

1. April.

Nun iſt Alles zu Ende . . . Das Leben iſt aus. Ich ſterbe heute wirklich. Draußen iſt es heiß . . . faſt

zum Erſticken — oder verſagt etwa meine Bruſt zu athmen? Meine kleine Comödie iſt ausgeſpielt. Der Vorhang fällt.

Indem ich verſchwinde, höre ich auf, ein Ueberflüſſiger zu ſein.

Ach! wie hellleuchtend iſt dieſe Sonne! Dieſe mächtigen Strahlen entathmen der Ewigkeit . . .

Lebe wohl, Terentjewna! . . . Heute Morgen, am Fenſter ſitzend, hat ſie geweint . . . vielleicht um mich . . . vielleicht aber auch deshalb, weil auch ihr bevorſteht, bald zu ſterben. Ich habe ihr das Wort abgenommen, Trezor nicht zu ſchlagen.

Es fällt mir ſchwer, zu ſchreiben . . . Ich werfe die Feder . . . Es iſt Zeit! Der Tod naht nicht mehr mit wachſendem Donner, wie ein Wagen des Nachts auf dem Pflaſter: er iſt hier, er ſchwebt um mich, wie jener leiſe Windhauch, von welchem beim Propheten die Haare zu Berge ſtiegen . . .

Ich ſterbe . . . Lebet — ihr Lebenden!

Und möge am Eingange des Grabes
Ein junges Leben ſpielen,
Und möge die gleichgiltige Natur
Glänzen in ewiger Schönheit!

Anmerkung des Herausgebers.

Unter dieſer letzten Strophe befindet ſich das Profil eines Kopfes mit großem Schopf und Schnurrbart, das

Auge en face gewendet und mit ſtrahlenförmigen Wimpern überſchirmt. Und unter den Kopf hat Jemand folgende Worte niedergeſchrieben:

Dieſes Manuſkript. Geleſen
Und ſein Inhalt einſten approbirt
Peter Sudoteſchin
M. M M M
An dem Herrn
Peter Sudoteſchin
Mein werther Herr.

Da aber die Handſchrift dieſer Zeilen auch nicht entfernt der Handſchrift ähnlich iſt, in welcher der übrige Theil des Heftes geſchrieben iſt, ſo fühlt ſich der Herausgeber zu der Vermuthung berechtigt, daß oben angeführte Zeilen nachträglich von einem Andern hinzugefügt worden ſeien: um ſo mehr, da er (der Herausgeber) gewahr wurde, daß Herr Tſchulkaturin in der Nacht vom 1. auf den 2. April des Jahres 18 . . auf ſeinem Gute Owetſchi Wodi verſchieden ſein muß.

Hamlet

und

Don Quichotte.

(Vortrag, am 10. Januar 1860 öffentlich gehalten zum Besten der Gesellschaft für Unterstützung bedürftiger Schriftsteller und Gelehrter.)

Geehrte Anwesende!

Die erste Auflage der Shakespeare'schen Tragödie „Hamlet" und der erste Theil des Cervante'schen „Don Quichotte" erschienen in ein und demselben Jahre, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Diese zufällige Gleichzeitigkeit erschien mir von Bedeutung. Die Vergleichung der beiden genannten Werke führte mich auf eine Reihe von Gedanken: ich bitte um die Erlaubniß, diese Gedanken Ihnen mitzutheilen, indem ich im Voraus auf Ihre Nachsicht rechne. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", sagt Goethe. Ein Prosaiker hat kein Recht, dies zu beanspruchen; er darf jedoch erwarten, daß seine Leser — oder Zuhörer — geneigt sind, ihm auf seinen Wanderungen, in seinen Forschungen zu folgen.

So manche meiner Anschauungen wird Sie, geehrte Anwesende, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit vielleicht befremden. Aber darin eben besteht der eigenthümliche Vorzug großer poetischer Werke, denen der Genius ihrer Schöpfer eine unvergängliche Lebenskraft eingehaucht hat, daß die auf sie — wie auf das Leben überhaupt — sich beziehenden

Anſchauungen unendlich mannigfaltig, ja widerſprechend, und doch zur ſelben Zeit gleich richtig ſein können. Wie oft iſt „Hamlet“ kommentirt worden, und wie viel Kommentare ſind noch zu erwarten! Zu welchen verſchiedenartigen Schlüſſen hat nicht das Studium dieſes wahrhaft unerſchöpflichen Typus geführt! — „Don Quichotte“ bietet — wegen des Eigenthümlichen ſeiner Aufgabe, wegen der wahrhaft großartigen Klarheit der Erzählung, die wie von einer ſüdlichen Sonne durchleuchtet erſcheint, wenig Veranlaſſung zu Erläuterungen. Leider beſitzen wir Ruſſen keine gute Ueberſetzung des „Don Quichotte“. Die meiſten von uns behalten von ihm ziemlich unbeſtimmte Erinnerungen. Unter dem Worte „Don Quichotte“ denken wir uns nichts Anderes, als einen Hanswurſt — das Wort „Don-Quichotterie“ iſt bei uns gleichbedeutend mit Unſinnigkeit, während wir daſſelbe als ein Symbol höherer Selbſtaufopferung — nur von einer komiſchen Seite aufgefaßt — verſtehen ſollten. Eine gute Ueberſetzung des „Don Quichotte“ wäre ein wahrhaftes Verdienſt dem Publikum gegenüber; die Dankbarkeit Aller erwartet den Schriftſteller, der uns dieſes einzig daſtehende Werk in ſeiner ganzen Schönheit wiedergäbe. — Doch kehren wir zu dem Gegenſtande unſerer Unterhaltung zurück.

Ich ſagte, daß mir das gleichzeitige Erſcheinen des „Hamlet“ und des „Don Quichotte“ von Bedeutung erſchienen ſei. Es kam mir vor, als wenn in dieſen beiden Figuren die beiden fundamentalen, entgegengeſetzten Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur ein typiſches Daſein

gewonnen hätten — die beiden Pole jener Axe, um welche ſich das Menſchenleben dreht. Es ſchien mir, als ob alle Menſchen mehr oder weniger dem einen oder dem andern dieſer beiden Typen unterzuordnen ſeien, daß faſt jeder von uns dem Don Quichotte oder dem Hamlet ſich nähere. Freilich, heutzutage giebt es der Hamlete bedeutend mehr als der Don-Quichotte; aber auch die Letzteren haben nicht aufgehört zu exiſtiren.

Erklären wir uns deutlicher.

Alle Menſchen leben — bewußt oder unbewußt — kraft ihrer ſpezifiſchen Prinzipien, ihrer Ideale, d. h. kraft deſſen, was ſie als Wahrheit, Schönheit, Güte anerkennen. Die Einen empfangen ihr Ideal als etwas bereits Fertiges, mit beſtimmten, hiſtoriſch entwickelten Formen; ſie leben, indem ſie ihr Daſein nach dieſen Idealen einrichten, wobei es allerdings oft vorkommt, daß ſie, unter dem Einfluſſe der Leidenſchaften oder des Zufalls, von demſelben abweichen. Immerhin diskutiren ſie daſſelbe nicht, zweifeln nicht an ihm. Andere dagegen unterwerfen es der Analyſe ihres eigenen Denkens. Wie dem auch ſei, ich glaube nicht zu irren, wenn ich ſage, daß für alle Menſchen dieſes Ideal, dieſe Grundlage und dieſes Ziel ihrer Exiſtenz entweder außer ihnen, oder in ihnen ſelbſt liegt — mit anderen Worten: für einen jeden von uns nimmt die erſte Stelle entweder ſein eigenes Ich, oder etwas Anderes, was er als ein Höheres anerkennt, ein. Man könnte mir einwenden, das wirkliche Leben laſſe ſolch' ſcharfe Abgrenzungen nicht zu, bei einunddemſelben Individuum wechſelten dieſe

beiden Anerkennungen, ja könnten ſogar bis zu einem gewiſſen Grade ineinanderfließen. Es iſt mir aber auch nicht eingefallen, zu behaupten, daß in der menſchlichen Natur Abänderungen und Widerſprüche etwas Unmögliches ſeien; ich wollte blos auf die beiden verſchiedenartigen Beziehungen des Menſchen zu ſeinem Ideale hinweiſen — und werde jetzt bemüht ſein, darzulegen: in welcher Weiſe dieſe beiden verſchiedenartigen Beziehungen nach meinem Ermeſſen in den von mir gewählten beiden Typen verkörpert ſind.

Wir beginnen mit Don Quichotte.

Was drückt Don Quichotte an ſich aus? Wollen wir ihn nicht mit dem haſtigen Blicke betrachten, der ſich nur an Oberflächlichkeiten und Details heftet! Wir wollen in Don Quichotte nicht bloß einen Ritter der traurigen Geſtalt ſehen, eine Figur, die zum Auslachen der alten ritterlichen Romane geſchaffen iſt. Es iſt bekannt, daß die Bedeutung dieſer Perſon ſich unter der Hand ſeines muſtergiltigen Schöpfers ausgedehnt hat, und daß der Don Quichotte des zweiten Theiles — der liebenswürdige Geſellſchafter von Herzögen und Herzoginnen, der weiſe Lehrer des Waffenträgers vom Gouverneur — daß dieſer Don Quichotte nicht mehr derſelbe iſt, als den er ſich uns im erſten Theile des Romans, beſonders im Anfange deſſelben, vorgeſtellt hat — nicht mehr jener ſeltſame und komiſche Kauz, der ſo reichlich mit Hieben verſorgt wird. Deshalb wollen wir auch in unſerer Betrachtung auf den Grund gehen. — Ich wiederhole: Was drückt Don Quichotte an ſich aus? Den

Glauben zu allererſt; den Glauben an etwas Ewiges, Unerſchütterliches, — mit einem Worte, an das Wahre, an die Wahrheit, die außerhalb des einzelnen Menſchen liegt, die ſich ihm nicht leicht darbietet, die da erfordert, daß man ihr diene und Opfer bringe; die aber der Beſtändigkeit des Dienſtes und der Macht der Opfer zugänglich iſt. Don Quichotte iſt von Ergebenheit zu einem Ideal durchdrungen, welchem zulieb er geneigt iſt, ſich allen möglichen Entſagungen auszuſetzen, ſein Leben zu opfern. Sein eigenes Leben ſchätzt er nur inſofern, als es als Mittel zur Realiſirung des Ideals dienen kann, als Mittel zur Verpflanzung der Wahrheit und der Gerechtigkeit auf die Erde. Man wird mir einwenden, daß ſeine geſtörte Einbildungskraft dieſes Ideal aus der phantaſtiſchen Welt der ritterlichen Romane geſchöpft habe; ich gebe es zu — und eben hierin beſteht die Komik der Don-Quichotte'ſchen Perſönlichkeit. Aber das Ideal ſelbſt bleibt trotzdem in ſeiner ganzen, unverſehrten Reinheit. Für ſich allein zu leben, nur für ſich zu ſorgen — das hätte Don Quichotte für ſchändlich gehalten. Er lebt ganz und gar (wenn man ſich ſo ausdrücken darf) außer ſich, für die Anderen, für die Brüder, um das Böſe auszurotten, zu wirken gegen die der Menſchheit feindlichen Kräfte: gegen die Zauberer, die Rieſen, d. h. gegen die Unterdrücker. Er beſitzt keine Spur von Egoismus, er denkt nicht an ſich, er iſt durch und durch Selbſtaufopferung — beachten Sie nur dieſes Wort! — er glaubt, glaubt feſt und ohne Hintergedanken. Deshalb iſt er auch unerſchrocken, geduldig, begnügt ſich

mit der allerdürftigſten Nahrung, mit der allerarmſeligſten Kleidung: er hat keine Zeit, ſich um ſolche Kleinigkeiten zu kümmern. Sanft von Herzen, iſt er groß an Geiſt und kühn; ſeine rührende Frömmigkeit ſtört nicht ſeine Freiheit. Dem Ehrgeiz fremd, hegt er keinerlei Zweifel, weder an ſich, noch an ſeinem Berufe, noch ſogar an ſeinen phyſiſchen Kräften. Sein Wille iſt ein unerſchütterlicher Wille. Das immerwährende Streben nach einunddemſelben Ziele verleiht ſeinen Gedanken eine gewiſſe Einförmigkeit, ſein Verſtand wird einſeitig. Er hat wenig Kenntniſſe; aber er benöthigt nicht des vielen Wiſſens: er weiß, um was es ſich bei ihm handelt, wozu er auf Erden iſt, und dies iſt das wichtigſte Wiſſen. Don Quichotte kann entweder als ein vollkommen unſinniger Menſch erſcheinen, da die allerzweifelloſeſte Realität vor ſeinen Augen verſchwindet, zerſchmilzt wie Wachs, vom Feuer ſeines Enthuſiasmus (er ſieht in Wirklichkeit lebende Mauren in den hölzernen Puppen, Ritter — in den Schafböcken); oder als ein beſchränkter Menſch, da er unfähig iſt, ſowohl leichthin mitzufühlen, als leichthin zu empfinden. Jedoch, gleich einem unverwüſtlichen Baume, hat er tief im Boden Wurzel gefaßt, und iſt nicht im Stande, weder ſeiner Ueberzeugung untreu zu werden, noch von einem Gegenſtande zu einem andern hinüberzuflattern. Die Stärke ſeiner moraliſchen Durchdrungenheit (beachten Sie nur, daß dieſer verrückte, umherziehende Ritter das moraliſchſte Geſchöpf von der Welt iſt!) verleiht allen ſeinen Urtheilen und Anreden, ſeiner ganzen Figur eine eigenthümliche Macht

und Größe, ungeachtet der komiſchen und erniedrigenden Lagen, in welche er unaufhörlich geräth . . . Don Quichotte iſt Enthuſiaſt im Dienſte des Ideales, und deshalb auch von dem Glanze deſſelben umleuchtet.

Was ſtellt nun aber Hamlet vor?

Analyſe — zu allererſt, und Egoismus, und deshalb auch Unglauben. Er lebt ganz und gar für ſich, er iſt Egoiſt; aber an ſich zu glauben — vermag der Egoiſt nicht. Glauben kann man nur an das, was außer Einem oder über Einem iſt. Aber dieſes Ich, an das er nicht glaubt, iſt ihm theuer. Es iſt der Ausgangspunkt, zu welchem er fortwährend wieder zurückkehrt; denn er findet ſonſt Nichts in der ganzen Welt, woran er ſich mit ganzer Seele anheften könnte. Er iſt Skeptiker und immer nur mit ſich beſchäftigt. Aber nicht mit ſeinen Pflichten, ſondern mit ſeiner Lage. Alles bezweifelnd, ſchont Hamlet natürlich auch ſich ſelbſt nicht. Sein Verſtand iſt zu ſehr entwickelt, als daß er durch das, was er in ſich findet, befriedigt werden könnte. Er erkennt ſeine Schwäche an, aber jede Selbſterkenntniß iſt eine Kraft: daher entſteht ſeine Ironie — ein Gegenſatz zu dem Enthuſiasmus bei Don Quichotte. Hamlet ſchimpft über ſich mit Wohlbehagen und Uebertreibung; indem er beſtändig ſich ſelbſt beachtet, immerwährend in ſein Inneres hineinſieht, kennt er alle ſeine Mängel auf das Feinſte. Er verachtet ſie, er verachtet ſich ſelbſt, und zu gleicher Zeit, kann man ſagen, exiſtirt er von dieſer Verachtung und nährt ſich von ihr. Er glaubt nicht an ſich — und iſt eitel; er weiß nicht

recht, was er will und wozu er lebt — und hängt doch am Leben . . . „Oder hätte nicht der Ewige sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord!“ ruft er in der 2. Scene des I. Aktes aus . . . „O Gott! O Gott! Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!“ Aber er wird dieses schaale und unersprießliche Leben nicht opfern. Er denkt an den Selbstmord noch vor dem Erscheinen des Geistes seines Vaters, noch vor jenem, schrecklichen Auftrage, der seinen ohnedies schon gelähmten Willen vollkommen vernichtet — aber er wird sich nicht umbringen. Die Liebe zum Leben äußert sich schon in dem Denken an das Aufhören desselben: allen achtzehnjährigen Jünglingen sind solche Gefühle bekannt.

„Das kocht das Blut, das ist der Kräfte Ueberfluß.“

Aber wir wollen nicht zu streng gegen Hamlet sein: er leidet; und seine Leiden sind schmerzhafter und ätzender als die Don Quichotte's. Jenen schlagen grobe Hirten oder Verbrecher, die durch ihn ihre Freiheit wiedergewinnen; Hamlet fügt sich selbst Wunden zu, er martert sich selbst. Auch in seinen Händen befindet sich ein Schwert: das zweischneidige Schwert der Analyse.

Don Quichotte, wir müssen es gestehen, ist unbedingt lachenerregend. Seine Figur ist vielleicht die allerkomischste, die je ein Dichter gemalt hat. Sein Name ist sogar im Munde des russischen Bauern zum Spottnamen geworden. Ich hatte Gelegenheit, mich davon mit eigenen Ohren zu überzeugen. Wir brauchen nur an ihn zu denken, um sofort in unserer Vorstellung eine hagere, eckige, buckel-

naſige Figur heraufzubeſchwören, in einen karikirten Panzer geſchnürt, ſitzend auf dem hinfälligen Gerippe eines kläglichen Roſſes — jener unglückſeligen, immer hungernden und geprügelten Roſinante, der man eine gewiſſe, halb ſpaßige, halb rührende Theilnahme nicht verſagen kann. Don Quichotte iſt lachenerregend . . . unter unſerm Spott aber birgt ſich ein verſöhnendes und gleichzeitig ſühnendes Geſtändniß — und wenn mit Recht geſagt wird: „was du verlachſt, dem wirſt du noch dienen", ſo kann man hinzufügen: wen du verſpotteſt, dem haſt du verziehen, den kannſt du ſogar noch liebgewinnen. Hamlet's Aeußeres dagegen iſt anziehend. Seine Melancholie, ſein blaſſes, obwohl nicht abgezehrtes Ausſehen (ſeine Mutter bemerkt, daß er fett ſei — „our son is fat"), ſeine ſchwarze Sammetkleidung, die Feder auf dem Hute, ſein elegantes Benehmen, die unbezweifelte Poeſie ſeiner Sprache, das ihn nie verlaſſende Gefühl des Vorzugs vor allen andern Menſchen neben der giftigen Freude an ſeiner Selbſterniedrigung — Alles gefällt an ihm, Alles bezaubert. Jeder fühlt ſich geſchmeichelt, ein Hamlet genannt zu werden, Niemandem würde es angenehm ſein, den Beinamen „Don Quichotte" verdient zu haben. „Hamlet Baratinsky" — ſo ſchreibt Puſchkin an ſeinen Freund. Ueber Hamlet ſich luſtig zu machen, würde Niemandem einfallen; und darin liegt eben ſeine Verurtheilung: ihn zu lieben, iſt faſt unmöglich. Nur ſolche Menſchen, die Horatio ähnlich ſind, ſind im Stande, eine Anhänglichkeit an ihn zu gewinnen. Wir werden von ſolchen Menſchen

ſpäter noch reden. Theilnahme ſchenkt ihm Jedermann, und das iſt auch verſtändlich: faſt ein Jeder findet bei ihm ſeine eigenen Züge. Aber ihn lieben — ich wiederhole es — iſt unmöglich, weil er ſelbſt Niemanden liebt.

Wir wollen unſern Vergleich weiter ausdehnen. Hamlet iſt der Sohn eines Königs, den ſein eigener Bruder, der Uſurpator ſeines Thrones, ermordet hat. Sein Vater ſteigt aus dem Grabe, „aus den Tiefen der Hölle," um ihm aufzutragen, ihn zu rächen; er aber ſchwankt, klügelt und wägt, hat ein Vergnügen daran, über ſich zu ſchelten, und ermordet endlich zufälliger Weiſe ſeinen Stiefvater. Ein tiefer pſychologiſcher Zug, um deſſen willen ſich ſogar mancher kluge, aber kurzſichtige Mann erkühnt hat Shakeſpeare zu rügen! — Dagegen Don Quichotte, ein armer, faſt bettelarmer Mann, ohne alle Mittel und Verbindungen, alt und alleinſtehend, übernimmt es, das Böſe zu beſſern und die Unterdrückten (ihm ganz fremde Leute) zu ſchützen, und das auf dem ganzen Erdballe! Was gilt es ihm, daß ſchon ſein erſter Verſuch, die Unſchuld aus der Hand des Unterdrückers zu befreien, mit doppeltem Unglück über die Unſchuld ſelbſt zuſammenbricht (ich habe jene Scene im Sinne, in der Don Quichotte den Knaben vor den Schlägen ſeines Herrn rettet, wofür Letzterer, ſogleich nachdem ſich der Befreier entfernt, den armen Jungen zehnmal ſtärker prügelt); was gilt es ihm, daß er, in der Verblendung, es mit ſchädlichen Rieſen zu thun zu haben, nützliche Windmühlen überfällt . . . Die komiſche Hülle dieſer Bilder darf aber unſere Augen nicht von dem ihnen ver-

borgenen Sinne abhalten. Wenn Jemand in der Lage iſt, ſich opfern zu ſollen, und er berechnet und erwägt erſt die Folgen und die Wahrſcheinlichkeit des Nutzens, der von ſeiner That zu erwarten iſt, ſo iſt es ſehr zweifelhaft, ob er überhaupt der Selbſtaufopferung fähig iſt. Bei Hamlet kann etwas Aehnliches gar nicht vorkommen: wie könnte er mit ſeinem durchdringenden, feinen, ſkeptiſchen Verſtande in einen ſo groben Irrthum verfallen! Nein, er würde ſich nicht mit Windmühlen ſchlagen, er glaubt nicht an Rieſen . . . aber er würde ſie auch nicht anfallen, ſelbſt wenn ſie in Wirklichkeit exiſtirten. Hamlet würde nicht, wie es Don Quichotte thut, All und Jedem das Seifebecken eines Barbiers vorzeigen und betheuern, daß es unbedingt der echte Helm des Zauberers Mambrin ſei; ich vermuthe ſogar, wenn die Wahrheit ſelbſt in Körperform vor ſeine Augen getreten wäre, Hamlet hätte ſich auch dann nicht entſchließen können zu verbürgen, daß es wirklich ſie ſelbſt, die Wahrheit geweſen ſei. Denn wer wüßte es? Vielleicht exiſtirt die Wahrheit eben ſo wenig wie die Zauberer? Wir ſpotten über Don Quichotte . . . aber, meine Vielgeehrten, wer von uns könnte, ſich gewiſſenhaft befragend, ſeine vergangenen und gegenwärtigen Ueberzeugungen prüfend, wer könnte ſich entſchließen zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle im Stande ſei und geweſen iſt, ein zinnernes Becken eines Barbiers von dem goldenen Helme eines Zauberers zu unterſcheiden? Deshalb meine ich auch, daß die Hauptſache eben in der Aufrichtigkeit und der Kraft der Ueberzeugung ſelbſt liege.

Das Ergebniß dagegen liegt in den Händen des Schickſals. Das Schickſal allein iſt im Stande uns zu zeigen, ob wir mit Phantomen oder mit reellen Feinden gekämpft, und mit welchen Waffen wir uns gedeckt haben. Unſere Sache iſt es nur: uns zu rüſten und zu kämpfen.

Bemerkenswerth ſind die Beziehungen der Umgebung, der ſogenannten Menſchenmaſſe, zu Hamlet ſowohl, als zu Don Quichotte.

Polonius iſt der Vertreter der Maſſe Hamlet gegenüber; Sancho Panſa gegenüber Don Quichotte.

Polonius iſt ein gewandter, praktiſcher, mit geſundem Menſchenverſtande ausgerüſteter, obwohl gleichzeitig beſchränkter und geſchwätziger Alter. Er iſt ein ausgezeichneter Adminiſtrator, ein muſterhafter Vater. Denken Sie nur an die Lehren, die er ſeinem Sohne Laertes vor deſſen Abreiſe in's Ausland ertheilt: ſie könnten in ihrer Weisheit mit den bekannten Verordnungen Sancho Panſas, des Gouverneurs der Inſel Barataria konkurriren. In Polonius' Augen iſt Hamlet nicht ſowohl ein Verrückter, als vielmehr ein Kind; und wäre nicht Hamlet ein Königsſohn, er würde ihn wegen ſeiner gründlichen Nutzloſigkeit, wegen der Unmöglichkeit einer poſitiven und ſachlichen Verwendung ſeiner Gedanken verachten. Die bekannte Wolken-Scene zwiſchen Hamlet und Polonius — eine Scene, bei welcher Hamlet ſich einbildet, den Alten zu foppen — hat für mich einen augenſcheinlichen Sinn, der meine Anſicht beſtätigt. Ich erlaube mir, Ihnen die Scene in Erinnerung zu bringen:

Polonius.

Gnädiger Herr, die Königin wünſcht Euch zu ſprechen, und das ſogleich.

Hamlet.

Seht Ihr die Wolke dort, beinah in Geſtalt eines Kameels?

Polonius.

Beim Himmel, ſie ſieht auch wirklich aus wie ein Kameel.

Hamlet.

Mich dünkt, ſie ſieht aus wie ein Wieſel.

Polonius.

Sie hat einen Rücken wie ein Wieſel.

Hamlet.

Oder wie ein Walfiſch?

Polonius.

Ganz wie ein Walfiſch!

Hamlet.

Nun, ſo will ich zu meiner Mutter kommen, im Augenblick. —

Iſt es nicht klar, daß in dieſer Scene Polonius zu gleicher Zeit ein Höfling iſt, der dem Prinzen nachgiebt, und ein Erwachſener, der einem kranken, ſtörriſchen Knaben nicht widerſprechen will? Polonius traut Hamlet nicht auf ein Haar, und er hat Recht. Bei dem bornirten Selbſtvertrauen, das ihm eigen iſt, ſchreibt er den Eigenſinn Hamlets der Liebe zu Ophelien zu, und darin täuſcht er ſich ſelbſtverſtändlich; aber er täuſcht ſich nicht bei der

Schätzung des Charakters des Prinzen. Solche Menschen wie Hamlet sind in Wahrheit für die Masse ohne Nutzen; sie geben ihr Nichts, sie können sie nirgends führen, weil sie sich selbst nicht vom Flecke rühren. Und wie soll man führen, wenn man sich selbst nicht sicher ist, ob der Boden unter den Füßen fest steht? Dabei verachten solche Hamlete die Masse. Wer sich selbst nicht achtet — von uns, was könnte er achten? . . . Und ist die Masse werth, daß man sich mit ihr abgiebt? Sie ist so grob und schmutzig! Hamlet aber ist Aristokrat, nicht nur der Geburt nach.

Ein ganz anderes Bild als Polonius bietet uns Sancho Pansa dar. Er spottet im Gegentheil über Don Quichotte, weiß nur zu gut, daß er ein Verrückter ist, verläßt aber dennoch dreimal hintereinander seine Heimath, sein Haus, seine Frau und seine Tochter, um diesem Verrückten zu folgen, geht ihm überall nach, setzt sich allerhand Unannehmlichkeiten aus, ist ihm in den Tod ergeben, glaubt ihm, stolzirt mit ihm und weint bitterlich, vor dem armseligen Lager knieend, auf welchem sein früherer Herr im Sterben liegt. Etwaige Aussichten auf Gewinn oder sonstige persönliche Vortheile — hiermit wäre diese Ergebenheit nicht zu erklären. Sancho Pansa besitzt zu viel Mutterwitz: er weiß nur zu gut, daß er außer Schlägen als der Waffenträger eines herumwandernden Ritters fast nichts zu erwarten hat. Der Grund seiner Hingebung ist tiefer zu suchen: sie wurzelt, wenn man sich so ausdrücken darf, in der vielleicht besten Eigenschaft der Masse

— in der Veranlaſſung zu einer glücklichmachenden und ehrlichen Verblendung (leider ſind ihr auch andere Verblendungen eigen!), in der Fähigkeit des uneigennützigen Enthuſiasmus, der Geringſchätzung aller direkten perſönlichen Vortheile, was beim armen Manne gleichbedeutend iſt mit der Gleichgiltigkeit gegen das tägliche Brot. Eine große, weltgeſchichtlich bedeutende Eigenſchaft! Die Maſſe hört gewöhnlich damit auf, daß ſie von einem blinden Glauben beſeelt, denſelben Männern folgt, die ſie ſelbſt früher verſpottete, die ſie ſogar verdammte und verfolgte; die aber, ohne ſich von ihren Verfolgungen, von ihrem Fluchen, von ihrem Hohne abſchrecken zu laſſen, ſtandhaft vorwärts gehen, ihren geiſtigen Blick nach den nur von ihnen geſehenen Ziele gerichtet — die ſuchen, fallen, ſich aufheben und endlich finden . . . und mit Recht finden: nur derjenige findet, der von ſeinem Herzen geleitet wird. „Les grandes pensées viennent du coeur," ſagt Vauvenargue. Hamlete — finden Nichts und hinterlaſſen keine Spur außer der ihrer eigenen Perſon — hinterlaſſen keine That. Sie lieben nicht und glauben nicht — was ſollten ſie denn finden? Schon in der Chemie (nicht zu reden von der organiſchen lebendigen Natur) iſt es nothwendig, zur Darſtellung eines dritten Körpers zwei andere zu verbinden. Hamlete aber ſind nur mit ſich beſchäftigt: ſie ſind einſam und deshalb auch unfruchtbar.

Man wird uns einwenden: „Und Ophelia? wird ſie denn nicht von Hamlet geliebt?

Wollen wir auch ihr ein Wort widmen, gleichzeitig aber auch von Dulcinea ſprechen.

Die Beziehungen unſerer beiden Typen, des Hamlet und des Don Quichotte, zum Weibe ſind ſehr bezeichnend.

Don Quichotte liebt Dulcinea, ein Weib, das nicht exiſtirt, und iſt bereit für ſie zu ſterben. (Erinnern Sie ſich ſeiner Worte, als er, beſiegt und zu Boden geſchleudert, ſeinem Beſieger, der bereits die Lanze gegen ihn erhoben, ſagt: „Durchbohret mich, Ritter! Meine Schwäche aber möge nicht Anlaß geben, den Ruhm der Dulcinea zu ſchmälern: ich behaupte trotz Allem, daß ſie die vollkommenſte Schönheit auf der Welt iſt“). Seine Liebe iſt eine ideale, reine Liebe, ſo ſehr ideal, daß er ſogar nicht die Nicht-Exiſtenz des Gegenſtandes ſeiner Leidenſchaft bemerkt, ſo ſehr rein, daß, als Dulcinea vor ihm in Geſtalt einer gewöhnlichen und ſchmutzigen Bäuerin erſcheint, er dem Zeugniſſe ſeiner Augen nicht traut und ſie für eine Verzauberte anſieht, die ein böſer Zauberer im Bann hält. Ich ſelbſt habe es ſchon auf meinen Wanderungen erlebt, daß Menſchen auch für eine ebenſowenig exiſtirende Dulcinea ſtarben, oder ſich für ein gemeines und oftmals ſchmutziges Etwas opfern wollten, in welchem ſie die Verwirklichung ihres Ideales ſahen und deſſen Verwandlung ſie ebenfalls dem Einfluſſe böſer — bald hätte ich geſagt: Zauberer — böſer Zufälle oder Menſchen zuſchrieben. Ich habe ſie geſehen, und wenn ſolche Menſchen nicht mehr vorkommen ſollten, dann möge ſich das Buch der Geſchichte für immer verſchließen! in dieſem Buche wird dann

Nichts mehr zu leſen ſein! Von Sinnlichkeit iſt bei Don Quichotte keine Spur zu finden; alle ſeine Phantaſieen ſind keuſch und ſündlos, in der Tiefe ſeines Herzens iſt ſicherlich keine Hoffnung auf eine jemalige Vereinigung mit Dulcinea vorhanden — eine Vereinigung, vor der er ſicherlich ſogar zurückſchrecken würde.

Und Hamlet: liebt er wirklich? Wäre es möglich, daß ſein ironievoller Schöpfer ſelbſt, Sheakeſpeare, dieſer tiefſte Kenner des menſchlichen Herzens, ſich hätte entſchließen können, einem Egoiſten, einem Skeptiker, der von dem Gifte der Analyſe durchdrungen iſt — einem ſolchen ein liebendes, ergebenes Herz zu verleihen? Shakeſpeare iſt in dieſen Widerſpruch nicht gerathen: dem aufmerkſamen Leſer koſtet es nicht viel Mühe ſich zu überzeugen, daß Hamlet ein ſinnlicher, und im Stillen ſogar wollüſtiger Menſch iſt (der Höfling Roſenkranz ſchmunzelt nicht umſonſt — ohne dabei Worte zu gebrauchen — als Hamlet in ſeiner Gegenwart ſich äußert, daß die Frauen ihm zuwider geworden ſeien), daß Hamlet, mit einem Worte, nicht liebt und ſich nur anſtellt — und dies ſogar n. läſſig! — als ob er liebe. Wir beſitzen hierfür eine Beſtätigung von Shakeſpeare ſelbſt.

In der 1. Scene des III. Aufzuges ſagt Hamlet zu Ophelia:

Ich liebte Euch einſt.

Ophelia.

In der That, mein Prinz, Ihr machtet mich's glauben.

Hamlet.

Ihr hättet mir nicht glauben ſollen . . . Ich liebte Euch nicht.

Und indem Hamlet dieſes letzte Wort ausſpricht, iſt er der Wahrheit näher, als er ſelbſt vermuthet. Seine Gefühle zu Ophelia, einem unſchuldigen und bis zur Heiligkeit klaren Weſen, ſind entweder cyniſch (erinnern Sie ſich ſeiner Worte, ſeiner zweideutigen Anſpielungen, als er, in der Scene der Theatervorſtellung ſie um die Erlaubniß angeht, zu liegen . . . in ihrem Schooße zu liegen), oder phraſenhaft (lenken Sie Ihre Aufmerkſamkeit auf die Scene zwiſchen ihm und Laertes, als er in das Grab Opheliens hineinſpringt und in einer Sprache redet, die eines Bramarbas oder eines Fähnrichs Piſtol würdig wäre: „Ich liebt' Ophelien. Vierzigtauſend Brüder mit ihrem ganzen Maß von Liebe hatten nicht meine Summe erreicht! . . . Und ſchwatzeſt du von Bergen, laß auf uns Millionen Hufen werfen, bis der Boden" u. ſ. w.). Sein ganzes Verhältniß zu Ophelia iſt aber nichts Anderes, als das Sichbeſchäftigen mit ſich ſelbſt, und in ſeinem Ausrufe: „O Nymphe! Schließ in Dein Gebet all meine Sünden ein!" ſehen wir nichts Anderes, als das tiefe Bewußtſein der eigenen, krankhaften Ohnmacht — der Ohnmacht, zu lieben, welche ſich abergläubiſch vor dem „Heiligthum der Reinheit" beugt.

Es ſei aber nunmehr genug der Betrachtungen dieſer dunkeln Seiten des Hamletſchen Typus, jener Seiten, die eben deshalb uns mehr ärgern, weil ſie uns näher und

verſtändlicher ſind. Wir wollen uns bemühen, auch dasjenige zu würdigen, was an ihm geſetzlich und deshalb an ihm ewig iſt. Er verkörpert in ſich das Element der Negation, jenes Element, welches ein anderer großer Dichter uns in der Figur des Mephiſto vorgeführt hat — indem er ihn von allem Rein-Menſchlichen abſondert. Hamlet iſt der nämliche Mephiſto, aber ein Mephiſto, der in den lebendigen Kreis der menſchlichen Natur eingeſchloſſen iſt. Deshalb iſt ſeine Negation nichts Böſes — ſie iſt ſogar gegen das Böſe gerichtet. Die Negation im Hamlet bezweifelt das Gute, aber das Böſe bezweifelt ſie nicht und tritt mit ihm in einen erbitterten Kampf ein. Das Gute bezweifelt ſie, d. h., ſie verdächtigt deſſen Wahrheit und Aufrichtigkeit, und tritt gegen daſſelbe auf, nicht als gegen das Gute, ſondern als gegen das verfälſchte Gute, hinter deſſen Maske ſich das Böſe und die Lüge, ſeine Feinde von jeher verbergen. Hamlet lacht nicht dämoniſch, mit dem theilnahmsloſen Lachen des Mephiſto; ſelbſt ſein bitteres Lächeln ſchon birgt eine Traurigkeit in ſich, welche von ſeinen Leiden ſpricht und uns deshalb auch mit ihm verſöhnt. Der Skepticismus Hamlets iſt auch nicht Indifferentismus, und eben darin beſteht ſeine Bedeutung und ſein Werth. Das Gute und das Böſe, das Wahre und Falſche, Schöne und Häßliche fließen nicht bei ihm zuſammen zu einem zufälligen, ſtummen und ſtumpfen Etwas. Der Skepticismus Hamlets äußert, indem er, ſo zu ſagen, an die aktuelle Verwirklichung des Wahren nicht glaubt, dennoch ein unverſöhnliches Widerſtreben gegen das

Falſche und wird ſomit zu einem Hauptkämpfer für dieſelbe Wahrheit, an welche er ſelbſt nicht vollkommen glauben kann. In der Negation aber iſt, ebenſo wie im Feuer, eine vernichtende Kraft vorhanden — und wie gelangt man dazu, dieſe Kraft in den entſprechenden Grenzen zu erhalten, wo ſoll ihr der Haltepunkt angewieſen werden, wenn Dasjenige, was ſie vernichten und was ſie erhalten ſoll, oft unzertrennlich mit einander verſchmolzen und verbunden erſcheint? Da iſt es eben, worin ſich die oft ſchon hervorgehobene, tragiſche Seite des menſchlichen Lebens darſtellt: zur That gehört der Wille, zur That braucht man den Gedanken. Der Gedanke und der Wille ſind aber von einander geſchieden und entfernen ſich mit jedem Tage mehr von einander.

„And thus the native hue of resolution
Is sicklied e'er by the pale cast of thought" . . .
(Der angebornen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt.)

ſo ſagt uns Shakeſpeare durch Hamlet's Mund . . . Und ſo kommt es, daß wir einerſeits denkende, ſelbſtbewußte, oftmals vielumfaſſende, aber ſehr oft unnütze und zur Unbeweglichkeit verdammte Hamlete vor uns haben; während es andererſeits halbverrückte Don-Quichotte giebt, die nur deshalb Nutzen bringen und die Menſchen vorwärts bewegen, weil ſie nur Einen Punkt ſehen und kennen, einen Punkt, der oftmals ſogar nicht einmal in der Geſtalt exiſtirt, in welcher ſie denſelben ſehen; unwillkürlich drängt

ſich uns die Frage auf: muß man denn nothwendig ein Verrückter ſein, um an die Wahrheit zu glauben? Und muß etwa der Verſtand, der ſich ſelbſt erkennt, ſchon deshalb allein ſeiner ganzen Kraft beraubt ſein?

Auch eine oberflächliche Beurtheilung dieſer Fragen würde uns zu weit führen.

Wir wollen uns auf die Bemerkung beſchränken, daß wir in dieſer Trennung, in dieſem Dualismus, von welchem eben die Rede war, ein fundamentales Geſetz für das geſammte menſchliche Leben anerkennen müſſen. Dieſes geſammte Leben iſt nichts Anderes, als ein ewiges Verſöhnen und ein ewiger Kampf zwiſchen zwei Prinzipien, die immerwährend getrennt ſind und beſtändig wieder zuſammenfließen. Hätte ich nicht zu befürchten, Sie durch philoſophiſche Schlagwörter zu verwunden, ſo würde ich ſagen: Hamlete ſind der Ausdruck für die fundamentale Centripetalkraft der Schöpfung, in Folge deren alles Lebendige ſich einbildet, das Centrum der Schöpfung zu ſein, und das Uebrige nur als ihm zu Liebe beſtehend betrachtet. (So hat ſich die Mücke, indem ſie ſich auf die Stirn Alexanders von Macedonien ſetzte, in der vollkommenſten Ueberzeugung ihres Rechtes von ſeinem Blute genährt, wie von einer ihr gebührenden Nahrung; ſo auch Hamlet, wenngleich er ſich auch verachtet — was die Mücke nicht thut, weil ſie ſich dazu nicht erheben kann — ſo auch, wiederhole ich, bezieht Hamlet Alles nur auf ſeine Perſon.) Ohne dieſe Centripetalkraft (die Kraft des Egoismus) könnte die Natur nicht beſtehen, ebenſowenig, wie ſie ohne

die andere, die Centrifugalkraft, exiſtiren könnte, nach deren Geſetzen alles Daſeiende nur für Andere da iſt. (Dieſe Kraft, dieſes Prinzip der Hingebung und Aufopferung — allerdings, wie ſchon früher erwähnt, in einem komiſchen Lichte geſehen, wie es keiner Fliege wehe thun will — dieſes letztere Prinzip ſtellt der Don Quichotte'ſche Typus dar.) Dieſe zwei Kräfte — des Verharrens und der Bewegung, des Conſervatismus und des Fortſchritts, ſind die Grundkräfte für Alles, was da iſt. Sie erklären uns das Gedeihen der Pflanze, und ſie ſind es, welche uns den Schlüſſel zum Verſtändniß der Entwickelung der mächtigſten Völker abgeben.

Wir wollen aber dieſe, vielleicht am unrechten Orte angebrachten Betrachtungen verlaſſen und uns zu anderen, heimiſcheren Anſchauungen wenden.

Es iſt bekannt, daß von allen Shakeſpeare'ſchen Werken Hamlet das populärſte iſt. Dieſe Tragödie gehört zu denjenigen Stücken, die zweifellos und jedesmal das Theater füllen. Bei dem jetzigen Zuſtande unſeres Publikums, bei ſeinem Streben zur Selbſterkenntniß und zum Nachdenken, bei ſeinem Zweifel an ſich ſelbſt und ſeiner Jugendkraft iſt dieſe Erſcheinung begreiflich. Abgeſehen von den Schönheiten, von welchen dieſes vielleicht bemerkenswertheſte Erzeugniß der Neuzeit erfüllt iſt, kann man nicht genug das Genie bewundern, welches, in vieler Hinſicht ſeinem Hamlet ſelbſt verwandt, ſich durch freie Bewegung ſeiner ſchaffenden Kraft von dem Dichter abgehoben und ſein Bild zum ewigen Studium der Nachwelt fixirt hat. Der Geiſt, der

dieſe Geſtalt geſchaffen hat, iſt der Geiſt eines Bewohners des Nordens, der Geiſt der Reflexion und der Analyſe — ein ſchwermüthiger, düſterer Geiſt, der Harmonie und der hellen Farben beraubt; aber ein tiefer Geiſt, ein machtvoller, vielſeitiger, ſelbſtſtändiger, leitender Geiſt. Aus der Tiefe ſeines Innern heraus hat er Hamlet geboren und damit gezeigt, daß er auf dem Gebiete der Poeſie wie auf manchen Gebieten des Volkslebens höher ſteht, als ſein Kind, dadurch eben, daß er daſſelbe vollſtändig begreift.

Auf „Don Quichotte" ruht der Geiſt des Südländers — ein lichter, heiterer Geiſt, naiv und empfindlich, der nicht in die Tiefe des Lebens eindringt, der die Erſcheinungen des Lebens nicht erfaßt, aber in ſich abſpiegelt. Es iſt ſchwer, der Begierde zu widerſtehen, eine Parallele zwiſchen Shakeſpeare und Cervantes zu ziehen. Ich will mich auf einige Punkte beſchränken, die auf Verſchiedenheit und Aehnlichkeit Beider Bezug haben. Shakeſpeare und Cervantes — wird ſo Mancher denken: wie kann denn hier überhaupt ein Vergleich ſtattfinden? Shakeſpeare — dieſer Rieſe, dieſer Halbgott . . . Ja wohl! Aber nicht als Zwerg erſcheint Cervantes gegenüber dem Giganten, dem Schöpfer des „König Lear", ſondern als Menſch und durch und durch als Menſch. Ein Menſch aber hat das Recht, ſeinen Platz zu behaupten, ſogar in Gegenwart eines Halbgottes. Unſtreitig verdunkelt Shakeſpeare Cervantes — und nicht ihn allein — durch den Reichthum und die Macht ſeiner Phantaſie, durch den Glanz der gewaltigſten Poeſie, durch die Tiefe und Breite ſeines ganzen

Geiſtes; aber Sie finden in dem Romane von Cervantes weder erkünſtelte Witze, noch unnatürliche Vergleiche, noch faden esprit; Sie finden dort auch keine abgehauenen Köpfe, keine ausgeriſſenen Augen, alle dieſe Blutlachen, dieſe ſtählerne und ſtumpfe Grauſamkeit, die den Nachlaß des Mittelalters, des Barbarenthums bilden, welches ſich aus den ſtarren nordiſchen Naturen langſamer verliert. Und doch war Cervantes wie Shakeſpeare Zeitgenoſſe der Bartholomäusnacht, und noch lange nach ihnen wurden Ketzer verbrannt und floß Menſchenblut — wird es denn überhaupt zu fließen aufhören? Das Mittelalter findet ſeinen Ausdruck in „Don Quichotte“ durch den Abglanz der provençaliſchen Poeſie, durch die märchenhafte Grazie jener Romane, bei deren Lektüre Cervantes ſo gutmüthig gelacht hatte, und denen er ſelbſt einen letzten Tribut in ſeinem „Percival und Sigismunda“ *) darbrachte. Shakeſpeare holt ſich ſeine Figuren von überall her — vom Himmel, von der Erde — Nichts ſteht ihm entgegen, Nichts kann ſeinem Alles durchdringenden Blicke entgehen. Er reißt ſie mit einer unwiderſtehlichen Kraft an ſich, mit der Kraft eines Adlers, der über ſeine Beute herfällt. Cervantes dagegen führt dem Leſer gutmüthig ſeine nicht eben zahlreichen Figuren vor, wie ein Vater ſeine Kinder; er nimmt nur das, was ihm nahe iſt; aber dieſes Nahe

*) Es iſt bekannt, daß der ritterliche Roman „Percival und Sigismunda“ nach dem erſten Theile des „Don Quichotte“ erſchien.

— das ist ihm genau bekannt. Alles Menschliche scheint dem mächtigen Genius des englischen Dichters unterthan zu sein. Cervantes — schöpft seinen Reichthum nur aus seiner Seele, dieser klaren, sanften Seele, die reich an Lebenserfahrungen, doch durch sie nicht verbittert ist. Nicht umsonst hatte Cervantes, wie er selbst sagt, während seiner siebenjährigen, schweren Gefangenschaft die Wissenschaft der Geduld studirt. Der Kreis, über welchen er verfügt, ist enger als der Shakespeare'sche; aber in ihm spiegelt sich, wie in jedem einzelnen lebendigen Geschöpfe, alles Menschliche ab. Cervantes leuchtet nicht mit Blitzesworten; er erschüttert nicht durch die titanische Kraft einer siegreichen Begeisterung; seine Poesie ist nicht die Shakespeare'sche, eine manchmal trübe See: sie ist ein tiefer Fluß, welcher ruhig zwischen buntgestalteten Ufern fließt. Allmählich mitgerissen und allseitig von seinen durchsichtigen Wellen umspielt, ergiebt sich der Leser mit Freude der wahrhaft epischen Stille und Ruhe des Stromes. Die Phantasie ruft mit Freuden die Gestalten der beiden Dichter desselben Jahrhunderts hervor, die grade an einunddemselben Tage, am 26. April 1616, ihr Leben aushauchten. Cervantes hat von Shakespeare wahrscheinlich Nichts gewußt; der große Tragiker aber konnte noch in der Stille seines Stratfordschen Hauses, wohin er sich drei Jahre vor seinem Tode zurückgezogen hatte, den berühmten Roman lesen, der damals schon in's Englische übertragen war . . . Ein Bild, des Pinsels eines denkenden Malers würdig: Shakespeare den „Don Quichotte" lesend. Glücklich die Länder,

wo ſolche Männer erſtehen, wo ſolche Lehrer für die Zeitgenoſſen und Nachkommen das Leben erhalten! Der unverwelkliche Lorbeerkranz, mit welchem ein großer Mann gekrönt wird, legt ſich auch um die Stirne ſeiner Nation.

Bevor wir unſere, bei weitem noch nicht vollſtändige Studie zu Ende führen, dürfte es wohl erlaubt ſein, noch einige Bemerkungen zu machen.

Ein engliſcher Lord (ein in dieſer Hinſicht ſachkundiger Beurtheiler) nannte in meiner Gegenwart Don Quichotte das Muſter eines echten Gentleman. Und in Wahrheit: wenn Einfachheit und Gelaſſenheit im Benehmen als Merkmale für einen anſtändigen Menſchen gelten, ſo hat Don Quichotte volles Recht auf dieſen Namen. Er iſt ein wahrer Hidalgo, auch dann noch, als die ſpottluſtigen Dienerinnen des Herzogs ihm das ganze Geſicht einſeifen. Die Einfachheit ſeiner Manieren entſtammt der Abweſenheit einer Eigenſchaft, die ich nicht Eigenliebe, ſondern Eigendünkel nennen möchte. Don Quichotte iſt nicht mit ſich ſelber beſchäftigt, und indem er ſich und Andere achtet, fällt es ihm nicht ein, zu affektiren. Hamlet aber erſcheint mir bei all' ſeiner eleganten Ausſtattung — Sie müſſen mir den franzöſiſchen Ausdruck verzeihen — wie „ayant des airs d'un parvenu." Er iſt unruhig, manchmal ſogar grob, thut ernſthaft und iſt ſpöttiſch. Dafür iſt ihm auch die Kraft der eigenthümlichen und ſcharfen Rede gegeben, eine Kraft, die jeder grübelnden und ſich ſelbſt bearbeitenden Perſönlichkeit eigen und daher Don Quichotte nicht entſprechend iſt. Die Tiefe und Feinheit der Analyſe

bei Hamlet, ſeine vielſeitige Bildung (wir dürfen nicht vergeſſen, daß er an der Univerſität zu Wittenberg ſtudirte) haben bei ihm einen faſt unfehlbaren Geſchmack ausgebildet. Er iſt ein vortrefflicher Kritiker; die Rathſchläge, die er den Schauſpielern ertheilt, ſind erſtaunlich richtig und klug. Das aeſthetiſche Gefühl iſt bei ihm vielleicht eben ſo ſtark, wie das Pflichtgefühl bei Don Quichotte.

Don Quichotte zeigt eine tiefe Achtung vor den beſtehenden Ordnungen, vor der Religion, vor den Monarchen und Herzögen, iſt aber gleichzeitig frei und erkennt die Freiheit Anderer an. Hamlet ſchimpft über die Könige, über die Höflinge, und in Wirklichkeit iſt er ein Unterdrücker und intolerant.

Don Quichotte kann kaum leſen, Hamlet führt ſicherlich ein Tagebuch. Don Quichotte beſitzt bei all' ſeiner Unwiſſenheit beſtimmte Anſichten über Politik und Verwaltung; Hamlet aber hat weder Zeit noch Bedürfniß, ſich mit ſolchen Fragen abzugeben.

Es iſt viel gegen die unzähligen Hiebe geſchrieben worden, die Cervantes dem Don Quichotte zu Theil werden läßt. Ich habe ſchon früher bemerkt, daß im zweiten Theile des Romans der arme Ritter faſt nicht mehr geſchlagen wird; ich muß aber noch hinzufügen, daß „Don Quichotte" ohne dieſe Schläge weniger Anklang bei den Kindern finden würde, die nun mit großer Begierde ſeine Abenteuer leſen. Auch uns Erwachſenen würde er nicht in ſeinem richtigen Lichte erſcheinen; er würde vielmehr etwas Kaltes und Stolzes an ſich tragen — was ſeinem Charakter wider-

ſpräche. Ich habe ſoeben geſagt, daß er im zweiten Theile nicht mehr geſchlagen wird; dafür aber wird er am Schluſſe, nach der entſchiedenen Niederlage, die er vom „Ritter des hellen Mondes", einem verkleideten Baccalaureus erlitten, nachdem er dem Ritterthum entſagt, und zwar kurz vor ſeinem Tode — von einer Herde Schweinen mit Füßen getreten. Ich hatte einmal Gelegenheit zu hören, wie man Cervantes dieſen Schluß vorwarf: er wiederhole hier ſchon früher hinreichend gebrauchte und abgeſchmackte Späße. Aber auch hier iſt Cervantes von dem Inſtinkte des Genies geleitet worden; ſelbſt in dieſem garſtigen Abenteuer liegt ein tiefer Gedanke verborgen. Das Getretenwerden von Schweinefüßen kommt oft im Leben der Don-Quichotte vor, und gewöhnlich kurz vor ihrem Ende: es iſt dies der letzte Tribut, den ſie dem groben Zufall, dem gleichgiltigen und frechen Unverſtändniß zu zahlen haben . . . es iſt die Ohrfeige des Phariſäers . . . Nun — können ſie ſterben. Sie ſind durch das ganze Feuer der Läuterung hindurchgegangen, ſie haben ſich die Unſterblichkeit erobert und ſie öffnet ſich auch vor ihnen.

Zu Zeiten iſt Hamlet argliſtig und ſogar grauſam. Erinnern Sie ſich des von ihm veranſtalteten Unterganges der beiden vom Könige nach England geſandten Höflinge, erinnern Sie ſich ſeiner Rede über den von ihm ermordeten Polonius. Uebrigens, wir ſehen hierin, wie ſchon bemerkt, die Abſpiegelung des dahinſcheidenden Mittelalters. Andererſeits aber müſſen wir dem ehrlichen und redlichen Don Quichotte die Neigung zum halbbewußten, halbnaiven Be-

truge, zur Selbsttäuschung zuerkennen — eine Neigung, die fast immer der Einbildungskraft eines Enthusiasten eigen ist. Seine Erzählung von dem, was er in der Höhle Montesinos gesehen, ist augenscheinlich von ihm erdichtet und kann den einfachen Sancho Pansa nicht täuschen.

Hamlet läßt bei dem mindesten Mißerfolge den Muth sinken und klagt; Don Quichotte dagegen, von den Galeeren-Sklaven durchgehauen, bis zur Unmöglichkeit, sich zu rühren, zweifelt nicht im geringsten an dem Erfolge seines Unternehmens. So, erzählt man sich, pflegte sich Fourrier mehrere Jahre hintereinander jeden Tag zum Rendez-vous mit einem Engländer einzustellen, den er in den Zeitungen aufgefordert hatte, ihn mit einer Million Francs zur Ausführung seiner Pläne zu versehen — und der selbverständlich niemals erschien. Das ist unstreitig sehr komisch; aber dabei fällt mir Folgendes ein: die Alten nannten ihre Götter neidisch, und hielten es in der Noth für nützlich, die Götter durch freiwillige Opfer zu beschwichtigen (denken Sie an den Ring, den Polykrates in's Meer warf). Weshalb sollten wir nicht glauben, daß ein gewisser Theil von komischen Elementen sich den Handlungen und dem Charakter solcher Männer beimengen müsse, die zu einer großen und neuen That berufen sind — als Beschwichtigungsopfer für die neidischen Götter? Und doch, ohne diese Käuze, ohne diese Erfinder würde die Menschheit nicht vorwärts schreiten — und die Hamlete hätten Nichts, worüber sie grübeln könnten.

Ja, ich wiederhole es: Don Quichotte finden, Hamlete bearbeiten. Wie aber — könnte man fragen — sind denn Hamlete im Stande, zu bearbeiten, da sie Alles bezweifeln und an Nichts glauben? Darauf wäre zu erwiedern, daß es nach den weisen Anordnungen der Natur weder vollkommene Hamlete, noch vollkommene Don-Quichotte giebt. Es sind hier nur die extremen Ausdrücke gegeben für zwei Richtungen — Absteckpfähle, welche von den beiden Dichtern nach zwei verschiedenen Richtungen hin aufgepflanzt sind. Das Leben strebt denselben entgegen, ohne sie jedoch zu erreichen. Es soll hier nicht vergessen werden, daß ebenso wie ein Hamlet das Prinzip der Analyse bis in's Tragische, ebenso auch bei Don Quichotte das des Enthusiasmus bis in's Komische durchgeführt ist; im Leben aber begegnen wir nur äußerst selten dem vollkommen Komischen oder dem vollkommen Tragischen.

Hamlet gewinnt viel in unseren Augen durch die Anhänglichkeit des Horatio an ihn. Das ist eine prächtige Figur, die, zur Ehre unserer Zeit, heutzutage nicht selten vorkommt. In Horatio erkennen wir den Typus eines Jüngers, eines Schülers im besseren Sinne des Wortes. Im Besitze eines stoischen und graden Charakters, warmen Herzens und etwas beschränkt an Geist — ist er sich seines Nachtheiles bewußt und bescheiden, was nicht oft bei beschränkten Menschen der Fall ist. Er dürstet nach Belehrung, er will geleitet werden und verehrt den klugen Hamlet, ergiebt sich ihm mit seinem ganzen braven Herzen, ohne auf Gegenliebe Anspruch zu machen. Er unterwirft

ſich ihm, nicht wie man ſich einem Prinzen unterwirft, ſondern einem Haupte. Eines der wichtigſten Verdienſte, die den Hamleten nachgeſagt werden müſſen, beſteht darin, daß ſie ſolche Männer wie Horatio ausbilden und entwickeln, Männer, die von ihnen den Samen des Gedankens aufnehmen, ihn in ihrem Herzen befruchten, um ihn nachher in der ganzen Welt auszuſtreuen. Die Worte, mit welchen Hamlet die Bedeutung Horatios anerkennt, gereichen ihm ſelbſt zur Ehre. In ihnen drücken ſich ſeine eigenen Begriffe über die hohe Bedeutung der Menſchen im Allgemeinen aus, ſeine edlen Beſtrebungen, die kein Skepticismus zu ſchwächen im Stande iſt. — „Hör' mich an!" ſagt er zu ihm (2. Sc. III. Akt):

„Seit meine theure Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menſchen unterſchied,
Hat ſie Dich auserkoren. Denn Du warſt,
Als litt'ſt Du Nichts, indem Du Alles litteſt;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geſchick
Mit gleichem Dank genommen: und geſegnet,
Weß' Blut und Urtheil ſich ſo gut vermiſcht,
Daß er zur Pfeife nicht Fortuna dient,
Den Ton zu ſpielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den ſeine Leidenſchaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich Dich hege."

Der ehrliche Skeptiker achtet immer den Stoiker. Da die alte Welt im Zerfall begriffen war — und ſo auch in jeder andern Epoche, die jener gleicht — ſuchten die

beſſeren Menſchen ihre Rettung im Stoicismus als in dem einzigen Zufluchtsorte, wo die Menſchenwürde ſich noch zu erhalten vermöchte. Die Skeptiker wurden, wenn ſie keine Kraft hatten zu ſterben — „in das Land zu gehen, von wannen noch kein Wanderer zurückgekommen iſt“ — Epikureer. Eine erklärliche, ob zwar traurige und uns nur zu bekannte Erſcheinung.

Sowohl Hamlet als Don Quichotte haben ein rührendes Ende. Welcher Unterſchied aber in dem Tode Beider! Schön ſind die letzten Worte Hamlets. Er wird verſöhnend, ſanfter, er gebietet Horatio zu leben und erhebt ſeine brechende Stimme zu Gunſten des jungen Fortinbras', des unbefleckten Vertreters des Erbrechts . . . aber der Blick Hamlets richtet ſich nach vorwärts . . . „Der Reſt iſt Schweigen,“ ſagt der ſterbende Skeptiker — und verſtummt auf ewig. Der Tod Don Quichottes ruft in unſerer Seele eine unſägliche Rührung wach. In dieſem Augenblicke wird die hohe Bedeutung dieſes Mannes zugänglich für Jedermann. Als ſein früherer Waffenträger, der ihn tröſten will, äußert, ſie würden ſich nun bald wiederum nach ritterlichen Abenteuern auf den Weg machen, antwortete der Sterbende: „Nein, das Alles iſt für immer dahin, und ich bitte Alle um Vergebung; ich bin nicht mehr Don Quichotte, ich bin wieder Alonzo der Gute, wie man mich einſt nannte: „Alonzo el Bueno.“

Dieſes Wort iſt bewunderungswerth; die Erwähnung dieſes Beinamens — zum erſten und letzten Male — erſchüttert den Leſer. Ja, dieſes eine Wort hat noch eine

Bedeutung vor dem Antlitze des Todes. Alles wird vergehen, Alles wird verſchwinden: der allerhöchſte Rang, das allumfaſſende Genie — Alles wird zu Staub werden ...

Alles, was groß auf Erden,
Verfliegt wie Rauch ...

Aber die guten Thaten — ſie verfliegen nicht wie Rauch; ſie ſind von längerer Dauer, als die allerglänzendſte Schönheit: „Alles wird vergehen — ſagt der Apoſtel — nur die Liebe wird bleiben."

Ich habe nach dieſen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn es mir durch den Hinweis auf die beiden fundamentalen Richtungen im menſchlichen Geiſte, von denen ich eben vor Ihnen zu reden die Ehre hatte, beſchieden war, bei Ihnen manche, vielleicht ſogar mit den meinigen übereinſtimmende Gedanken wachgerufen zu haben — wenn ich, wenn auch nur annähernd meine Aufgabe erfüllt und Ihre freundliche Aufmerkſamkeit nicht ermüdet habe.

Digitized by Google

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff), Rudolstadt.

Digitized by Google